ОСВОБОЖДЕНИЕ

DEN KÄMPFERN GEGEN DEN FASCHISMUS,

die heldenhaft an der Front, in Partisanenabteilungen und im Untergrund gekämpft haben,

DEM SOWJETVOLK,

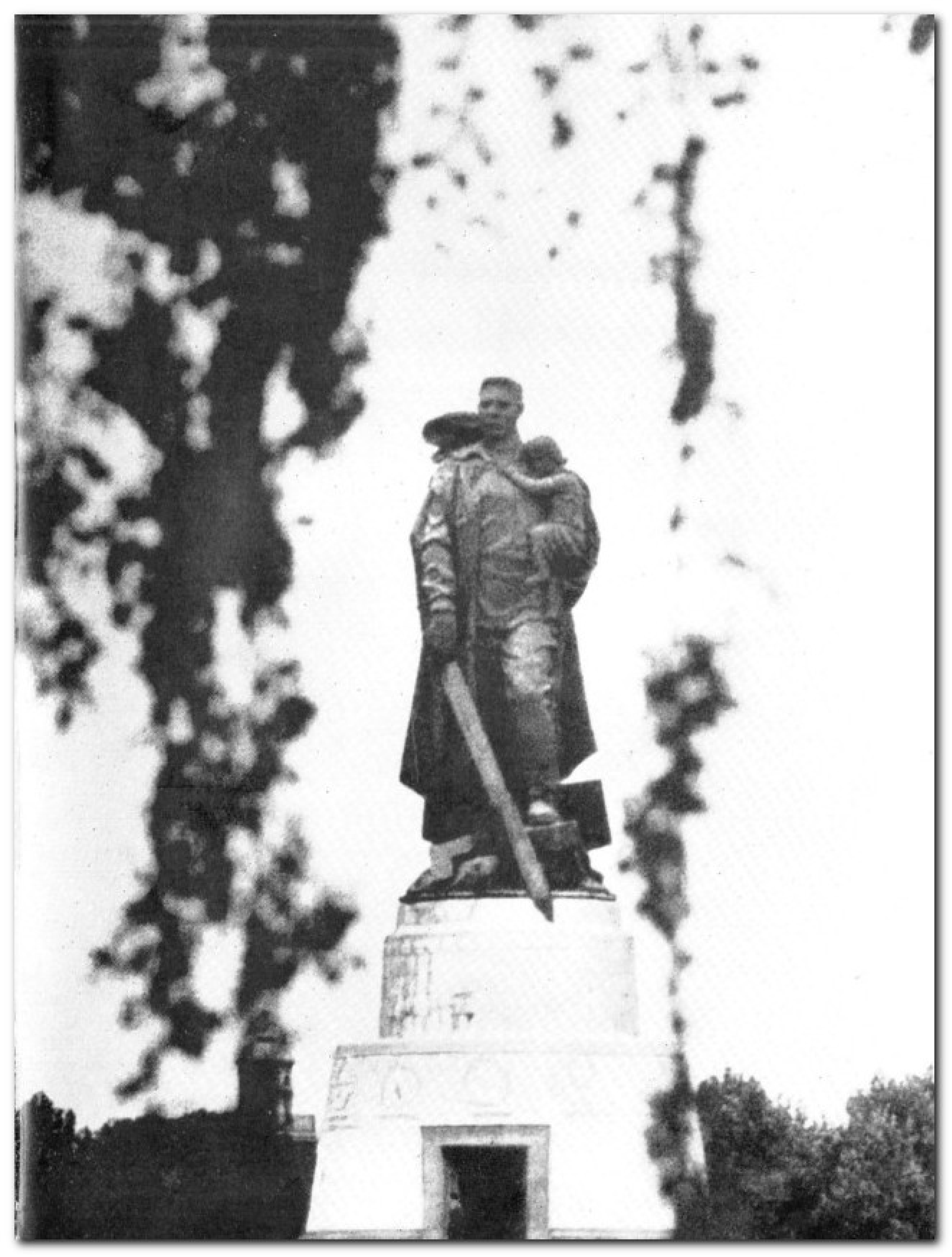
das den entscheidenden Beitrag zur Zerschlagung Hitlerdeutschlands und zur Befreiung der Welt vom Nazismus geleistet hat, und vor allem

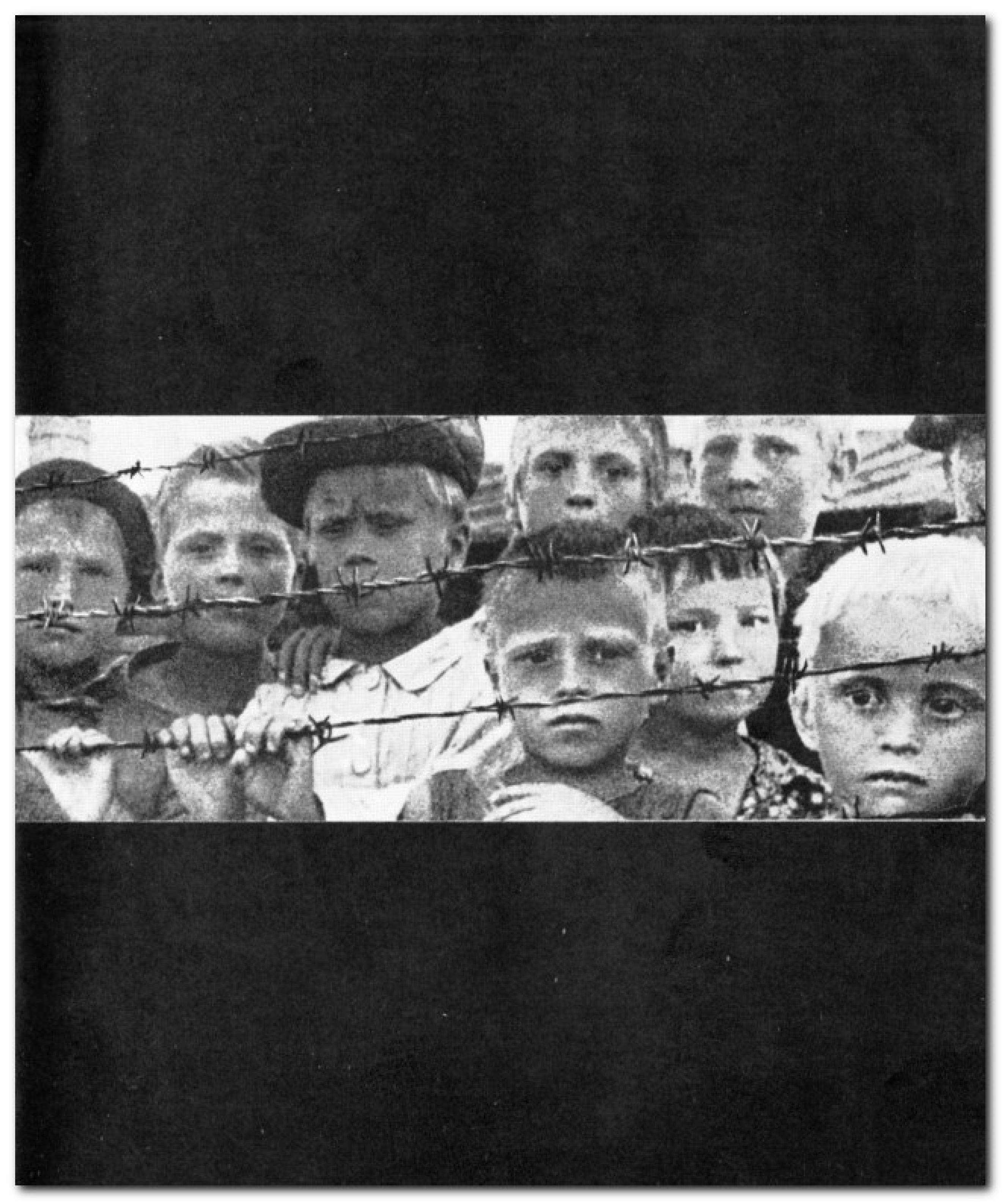
DEM SOWJETISCHEN SOLDATEN,
DEM BEFREIER,

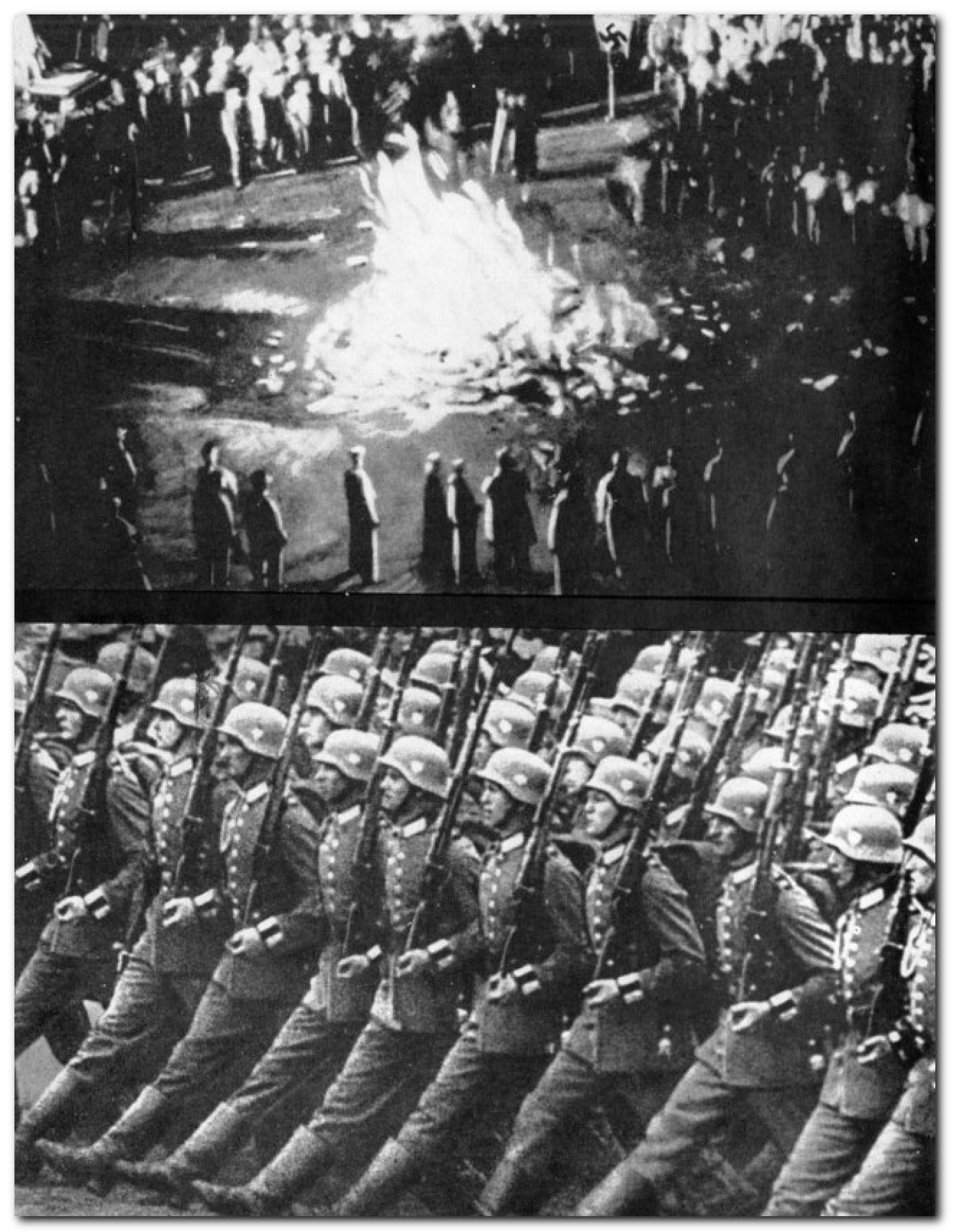
der kämpfend den Weg von der Wolga bis zur Elbe zurückgelegt und die Fahne des Sieges über dem Reichstag in Berlin gehißt hat,

GEWIDMET.













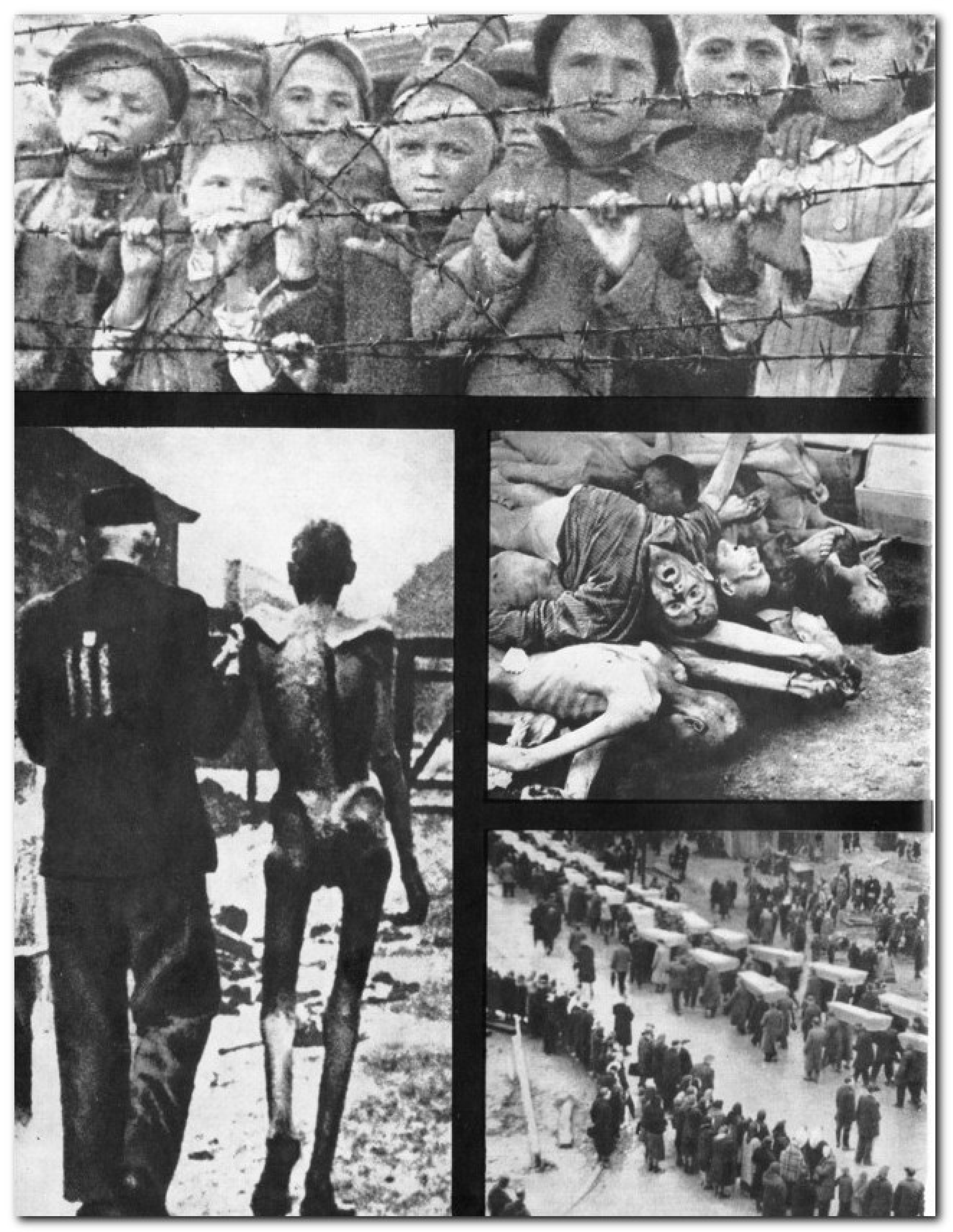
Mit dem Machtantritt der Faschisten in Deutschland, die danach trachteten, das deutsche Volk widerspruchslos gefügig zu machen, begann eine planmäßige Ausrottung aller Andersdenkenden, die im Hinblick auf Umfang und Grausamkeit nicht ihresgleichen kannte. Schon damals legten die Hitlerfaschisten, Werkzeug des aggressiven deutschen Imperialismus, ihre wahnwitzigen Weltherrschaftspläne und trafen Vorbereitungen, die Welt in den Abgrund eines Krieges zu stürzen.





In den Jahren des von Hitlerdeutschland entfesselten zweiten Weltkrieges verlor die Welt 50 Millionen Menschen — im Kampf gefallen, hingerichtet oder in faschistischer Sklaverei zu Tode gemartert. Noch immer beweinen Hunderttausende Mütter ihre gefallenen Söhne, trauern Hunderttausende Witwen, die ihre Kinder ohne Väter großgezogen haben, um ihre Ehemänner, die in den Kämpfen gegen die faschistischen Barbaren ihr Leben gelassen haben.

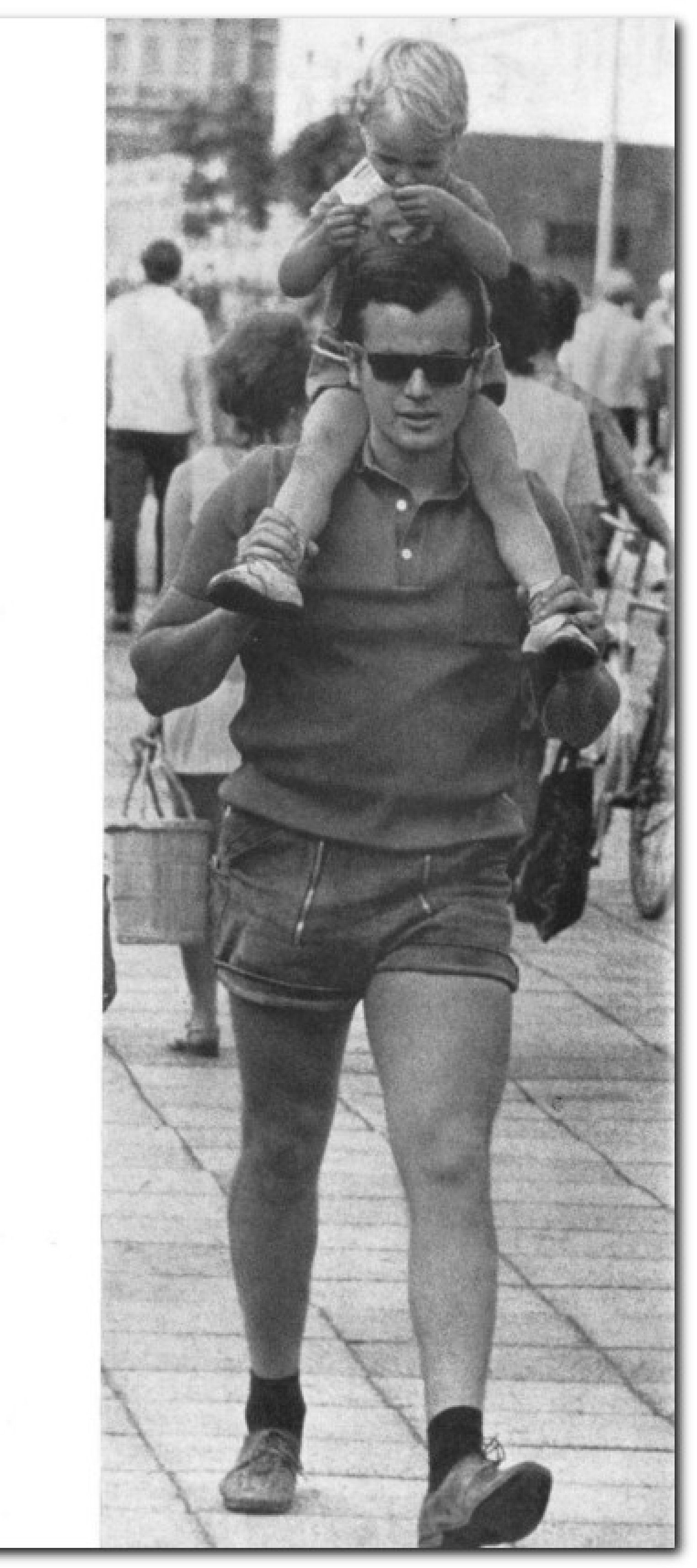








Die größten Opfer im Kampf um den Sieg über den Hitlerfaschismus hat das Sowjetvolk gebracht. Sein heroischer Kampf gegen die faschistischen Aggressoren vereinigte die fortschrittlichen Kräfte der Menschheit. 20 Millionen Sowjetmenschen haben ihr Leben hingegeben, um ihre sozialistische Heimat, um die ganze Menschheit vor der Finsternis des Faschismus zu bewahren.







Für Euch, die Ihr nach dem Kriege
geboren seid …

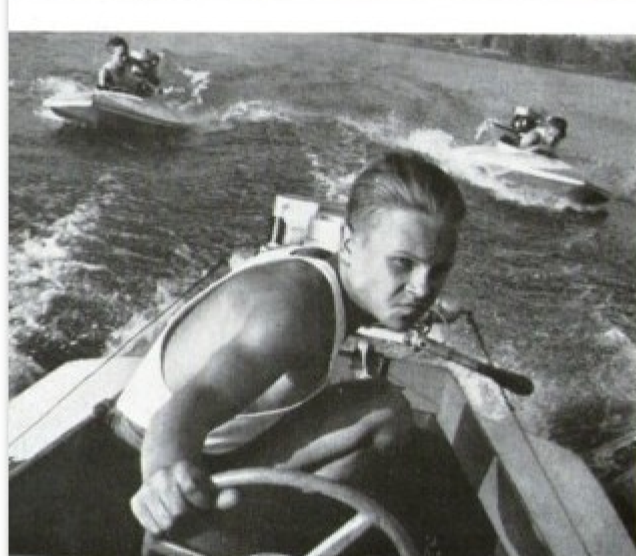










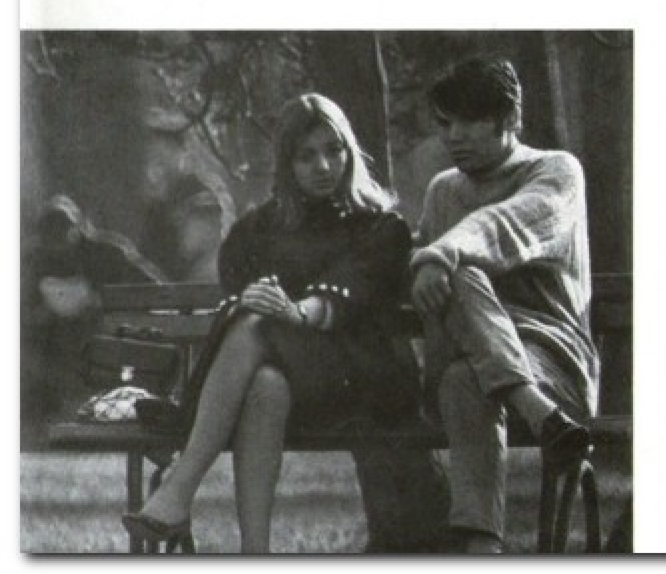


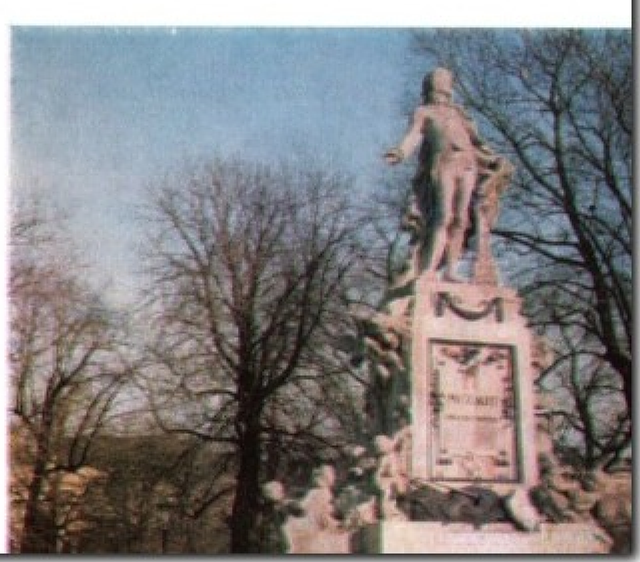


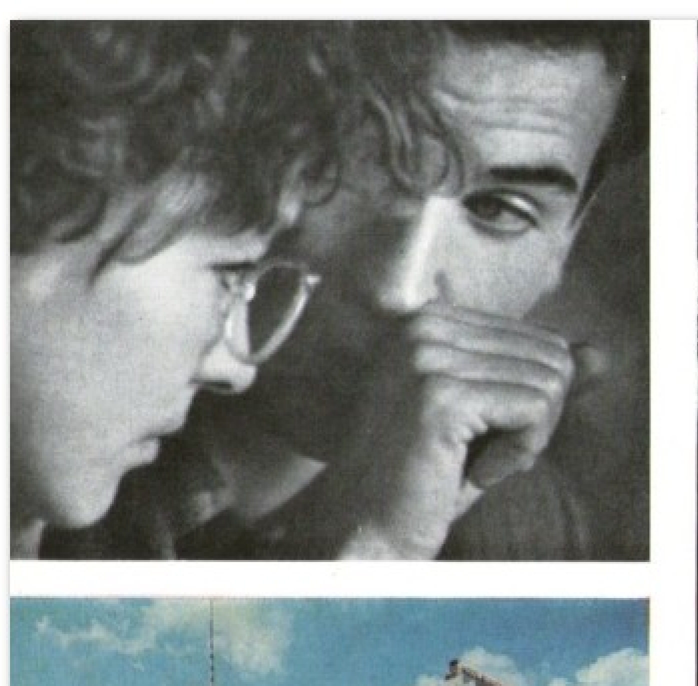




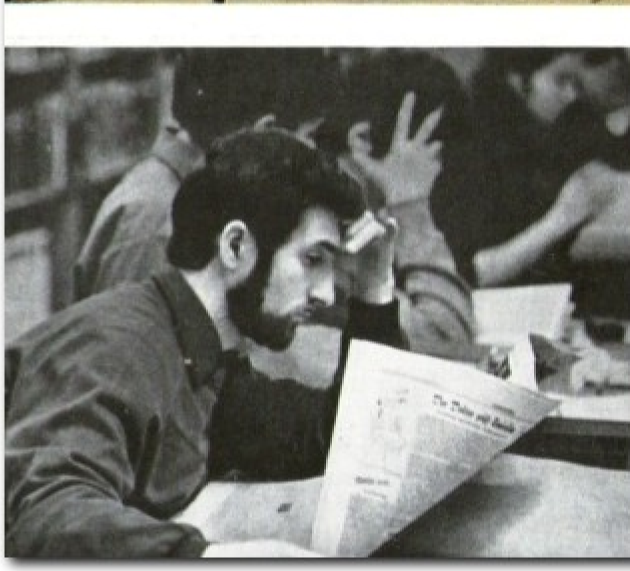
... für Euch, die Ihr seine Schrecken
nicht erlebt habt ...















… für Euch, die Ihr den Frieden als Geschenk von Euren siegreichen Vätern empfangen habt …















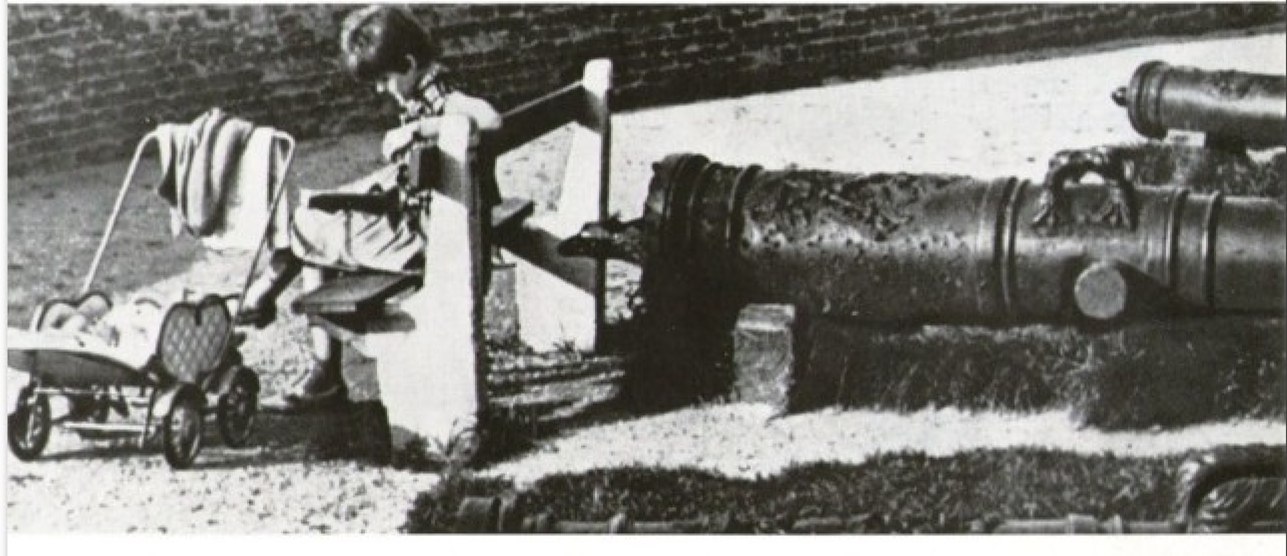
… für Euch, denen sie das Vermächtnis hinterließen, wachsam diesen Frieden zu verteidigen …



















… ist dieses Buch bestimmt, das die Autoren wie folgt benannten …





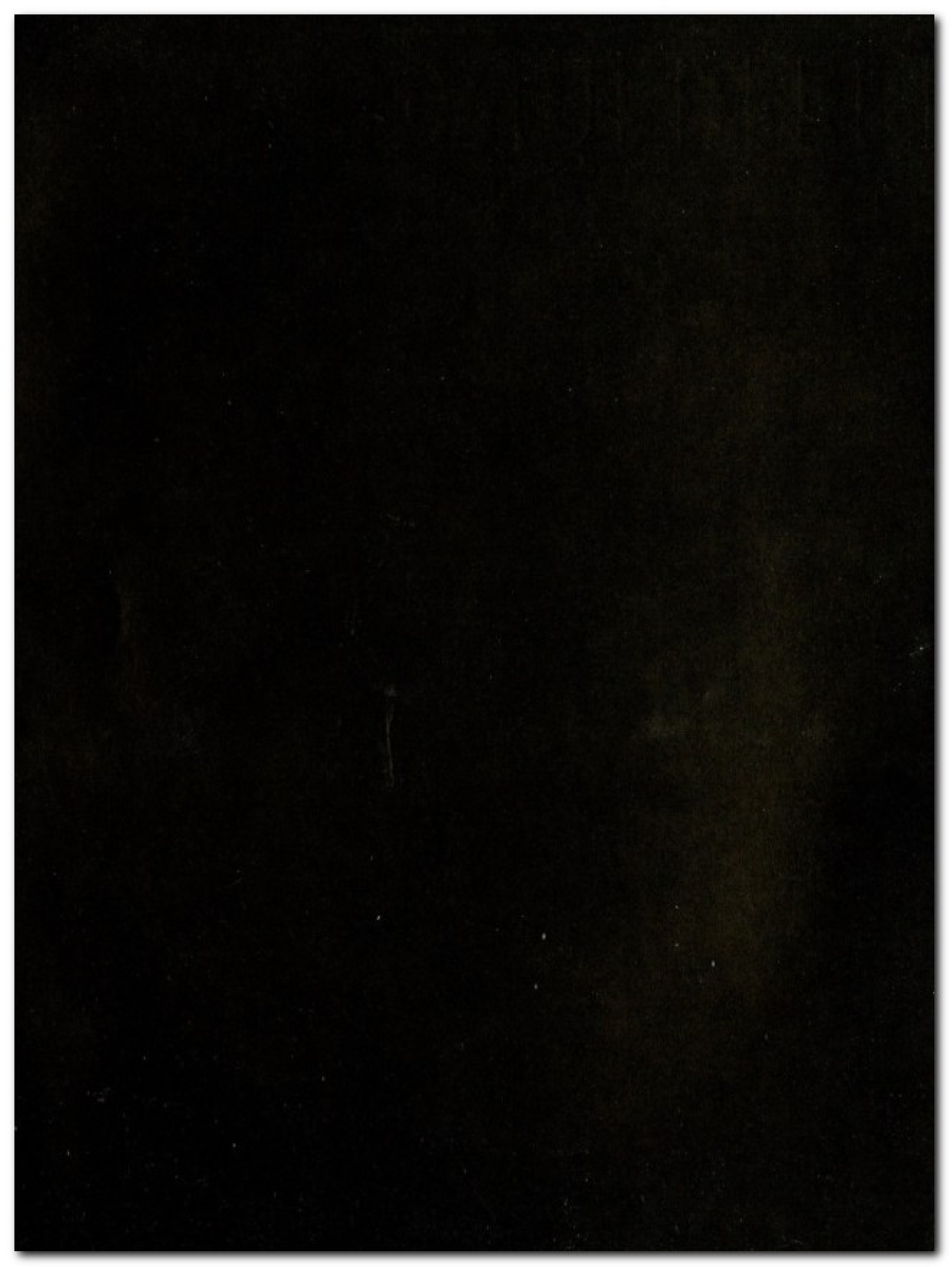
B. Polewoi
K. Simonow
M. Trachman

BEFREIUNG

Fotos von
Semjon Alperin
Max Alpert
Anatoli Archipow
Dmitri Baltermanz
Wladimir Galperin
Anatoli Garanin
Michail Glider
Alexander Glitschew
Wladimir Grebnew
Immanuil Jewsirichin
Anatoli Jegorow
Georgi Selma
Michail Kalaschnikow
Alexander Kapustjanski
Grigori Kapustjanski
Oleg Knorring
Olga Lander
Georgi Lipekerow
Timofej Melnik
Anatoli Morosow
Israil Oserski
Michail Oserski
Georgi Petrussow
Semjon Raskin
Mark Redkin
Michail Sawin
Michail Trachman
Alexander Ustinow
Jewgeni Chaldej
Iwan Schagin
Arkadi Schaichet
Wladimir Judin

Wissenschaftliche Redaktion
Doktor der Geschichtswissenschaften
N. G. Pawlenko

Verlag
PROGRESS
Moskau



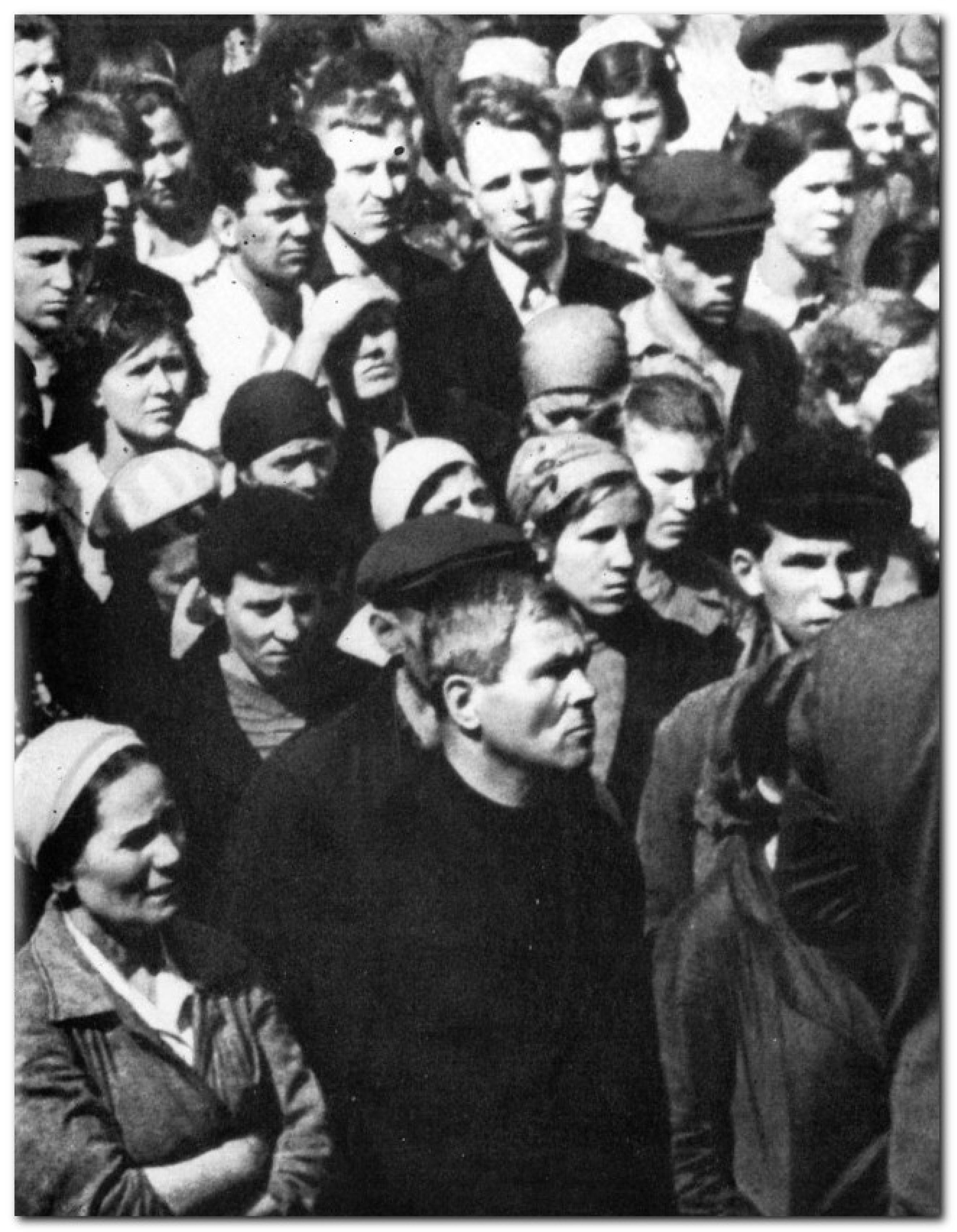
Des Jahres frühstes Morgenrot,
der längste Tag, der sommerklare,
hat heimgesucht mit Not und Tod
uns alle. Auf vier lange Jahre.

Es hat so viele weggerafft,
so wund und weit die Lücken gähnten,
daß uns das Leben unglaubhaft
noch scheint nach zwei, nach drei Jahrzehnten.

Zu Gräbern, Gräbern nah und weit
man immer, immer wieder fährt.
Und immer noch ergänzt die Zeit
die Listen, wer nicht heimgekehrt ...
Und Denkstein
sich
an Denkstein reiht.

Deutsch von Michail Schaiber





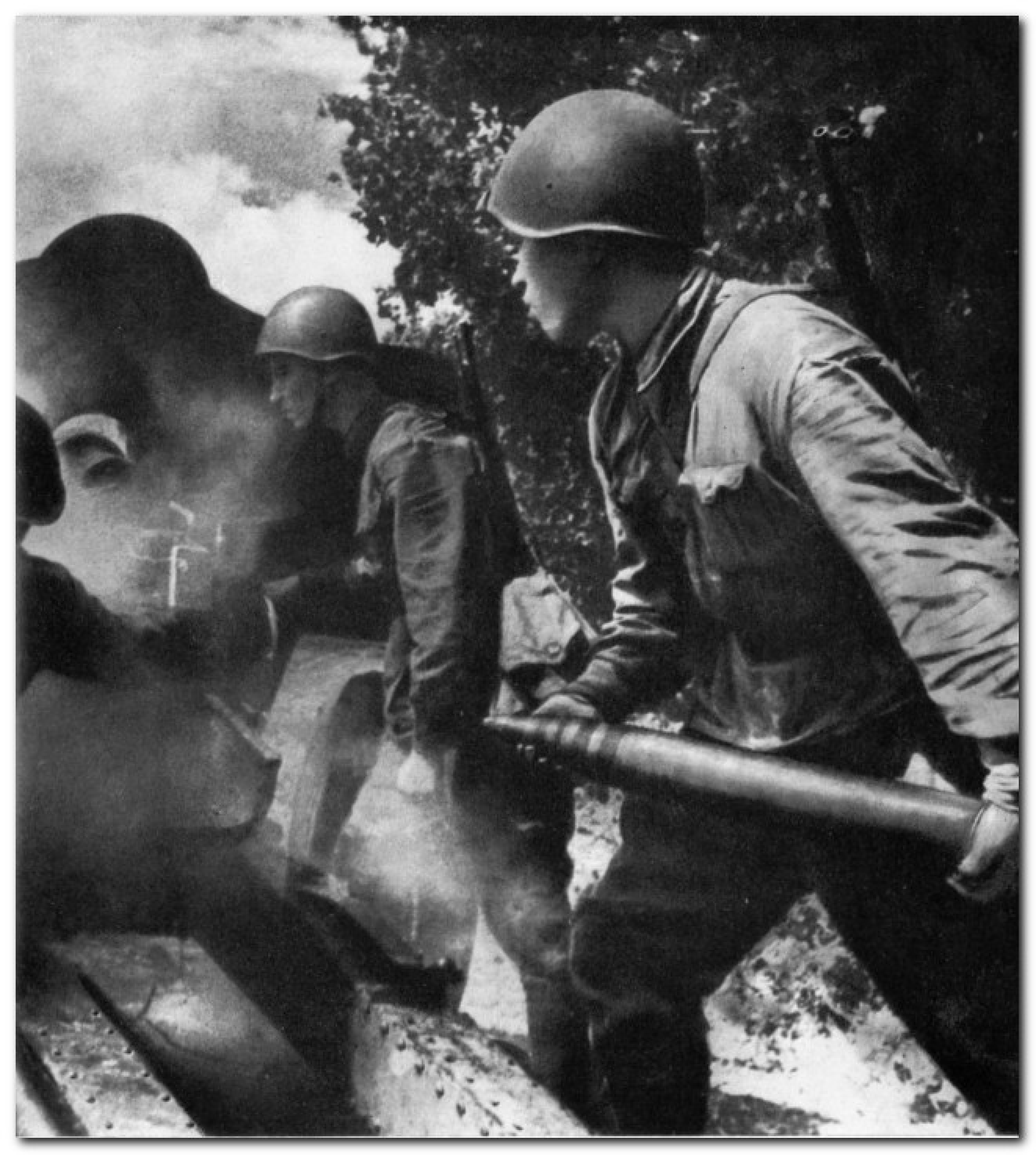
Am 22. Juni 1941 überfiel Hitlerdeutschland ohne Kriegserklärung heimtückisch die Sowjetunion. Es begann der Große Vaterländische Krieg des Sowjetvolkes gegen die faschistischen Aggressoren.



Auf dem Wege zur Weltherrschaft und zur Versklavung der Menschheit betrachtete die Führerclique Nazideutschlands einen Krieg gegen die UdSSR als wichtigste und entscheidende Kampfetappe. Sie hoffte, das Sowjetland in einem „Blitzkrieg", durch einen kurzfristigen Feldzug besiegen zu können. Der deutsche Imperialismus hatte sich das Ziel gesetzt, den ersten sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat zu vernichten und die Völker der Sowjetunion zu versklaven. Hierzu war im nazistischen Generalplan „Ost" die Vernichtung und Germanisierung Dutzender Millionen sowjetischer Menschen, die Durchführung von Maßnahmen zur Untergrabung der „Lebenskraft des Volkes", die Massenvernichtung von Angehörigen der Intelligenz als Kulturträger vorgesehen.

Die Hitlerfaschisten bereiteten den Überfall auf die Sowjetunion gründlich vor. Zum Zeitpunkt dieses Überfalls hatte Nazideutschland schon viele europäische Länder mit Feuer und Schwert unterjocht. Die faschistische „Neuordnung" war bereits in Österreich und in der Tschechoslowakei, in Polen und Frankreich, in Belgien und Holland, in Norwegen und Dänemark, in Jugoslawien und Albanien, in Griechenland und Luxemburg eingeführt. Schrecklicher Terror wütete in den von der Hitlerwehrmacht besetzten Ländern. Die Faschisten raubten den eroberten Ländern ihre Eigenstaatlichkeit, eigneten sich die nationalen Güter und Reichtümer dieser Länder an und ließen die Bevölkerung für das Dritte Reich schuften.

Die Eroberung der meisten europäischen Länder ermöglichte Nazideutschland eine bedeutende Steigerung seines ökonomischen Kriegspotentials. Am räuberischen Feldzug gegen die Sowjetunion nahmen auch Finnland, Rumänien und Ungarn teil. Im Laufe



des Krieges kämpften auch Einheiten und Verbände der italienischen und spanischen Faschisten an der deutsch-sowjetischen Front. Mit seinen Satellitenstaaten setzte das faschistische Deutschland 5,5 Millionen Soldaten und Offiziere, 48000 Geschütze und Granatwerfer, fast 5000 Flugzeuge und über 3700 Panzer gegen die Sowjetunion ein.

Der heimtückische Überfall des Feindes auf das Territorium der UdSSR begann im Morgengrauen des 22. Juni 1941. Tausende feindliche Flugzeuge, Zehntausende Geschütze und Granatwerfer trugen Tod und Verderben in das friedliche Land. Dann gingen feindliche Panzer sowie die Infanterie zum Angriff über. Die Rote Armee nahm den schweren Kampf gegen die feindliche Übermacht auf.

So begann der Große Vaterländische Krieg der Sowjetunion gegen Hitlerdeutschland, der entscheidende Abschnitt des zweiten Weltkrieges, dessen Ausgang das Schicksal der gesamten Menschheit bestimmen sollte.

Der heimtückische Überfall Nazideutschlands hatte die friedliche schöpferische Arbeit des Sowjetvolkes unterbrochen. Dem Aufruf der Kommunistischen Partei und der Sowjetregierung folgend, erhoben sich die Völker des multinationalen Sowjetstaates zum Schutz ihrer sozialistischen Heimat, der großen Errungenschaften der Oktoberrevolution. In den ersten Kriegstagen hatte die Kommunistische Partei ein Programm zum Kampf gegen den faschistischen Aggressor ausgearbeitet und bekanntgegeben. In diesem Programm waren die Aufgaben des Volkes und der Streitkräfte sowie Wege und Mittel zum Sieg über den Feind festgelegt. Mit besonderer Eindringlichkeit war die Mission des Sowjetstaates als Befreier im Krieg gegen Hitlerdeutschland, das die ganze Welt unter faschistische Knechtschaft zu bringen drohte, dargelegt.



Juni bis Dezember

Man schrieb den 24. Juni. Der Zug, der aus irgendeinem Grunde ein Vorortzug war, verließ den dunklen Bahnsteig des Belorussischen Bahnhofs. Es brannten blaue Lampen, die damals noch ungewöhnlich wirkten. Der Zug fuhr in Richtung Minsk. Die Fahrgäste waren meist Offiziere, die aus dem Urlaub zu ihren Einheiten zurückkehrten. Man zählte den dritten Kriegstag, und alle wollten möglichst schnell nach Westen, an die Front.

Neben mir saß ein Panzeroberst, ein kleiner grauhaariger Mann mit dem Leninorden auf der Feldbluse. Mit ihm fuhr auch sein Sohn an die Front. Ich glaubte, er hieß Mischa. Im Volkskommissariat für Verteidigung hatte man dem Vater gestattet, seinen sechzehnjährigen Jungen als Freiwilligen mit an die Front zu nehmen. Vater und Sohn ähnelten einander, beide waren klein, untersetzt, mit eigenwilligem Kinn und harten grauen Augen.

Der Zug fuhr nur bis Borissow. Vorn waren die Deutschen, zerstörte Gleise und völlige Ungewißheit.

Die deutschen Flugzeuge kamen Welle um Welle im Tiefflug. Sie bombardierten und beschossen uns von früh bis spät. Vorn donnerte die Artillerie. Wir alle kamen aus verschiedenen Einheiten, keiner kannte den anderen, niemand wußte, was ringsum los war. Doch da war einer, der sofort alle zusammenschloß und jeden Mann an seinen Platz stellte. Es war der kleine Panzeroberst, der mit mir im Zug gefahren war und der nun der Mittelpunkt des Geschehens im Wald bei Borissow wurde.

Er sprach als erster die Worte: „Verteidigung beziehen!“ Er versammelte die höheren Kommandeure, zählte die Waffen, teilte die Leute in Kompanien und Züge ein, und alle fühlten sich gleich wieder als Soldaten ...

An all das erinnerte ich mich gerade jetzt, in diesen Dezembertagen, als ich an vielen Wegen, die nach Westen führten, die Spuren des Rückzuges der Deutschen sah. In diesen Tagen, wo wir schon zu siegen verstehen, können wir daran zurückdenken. Früher wäre es uns zu schwergefallen.

Ich entsinne mich jetzt genau der ersten schweren Tage im Juni und Juli, der ersten schweren Mißerfolge und der Lehren daraus, der mit Blut getränkten Straßen, auf denen wir zurückwichen und auf denen wir nun wieder vorwärtsmarschieren.

Jetzt werden mit einem besonderen Gefühl des Stolzes und der Dankbarkeit die Namen derer genannt, die damals die Seele unserer Truppen waren. Sie flößten uns den Glauben ein, daß die schwere Zeit vorübergeht, daß wir siegen und zurückkehren werden, ganz gewiß siegen und zurückkehren.

Wir wußten nicht, wann das sein wird, wußten jedoch, daß es so kommt.

Als Rußland durch die Tatareninvasion verwüstet, seine Städte niedergebrannt und im eigenen Blute ertränkt worden waren, da bewahrte das Volk in seinen Liedern das Andenken an die Zeit tiefster Trauer und Not. So erinnern auch alle Chroniken an den Rjasaner Recken Jewpati Kolowrat. Er war von einem Feldzug in seine Heimatstadt zurückgekehrt und fand die Stadt niedergebrannt. Mit seinen wenigen Mannen nahm er die Verfolgung des unzähligen Tatarenheeres auf. Jewpati Kolowrat holte die Tataren ein, brachte ihnen schwere Verluste bei und starb zusammen mit all seinen Getreuen im ungleichen Kampf den Heldentod.

Die Tatarenherrschaft ging zu Ende; es kam zur Schlacht auf dem Kulikowo-Feld; es kam der Sieg. Aber im Gedächtnis des Volkes blieb neben den Namen der Sieger, neben dem Namen Dmitri Donskoi auch der Name Jewpati Kolowrat, des Volkshelden der ersten schmerzvollen Zeit des Tatarenjochs.

Er wurde nicht vergessen, weil seine Heldentat nicht nur Trost gespendet, nicht nur ein Gefühl des Stolzes gab, sondern zum Unterpfand des Sieges geworden war.

So wird es auch jetzt kommen. Neben den Namen der Sieger werden im Gedächtnis des Volkes die Namen der Helden der Kämpfe vom Juni, Juli, August leben.

Konstantin Simonow

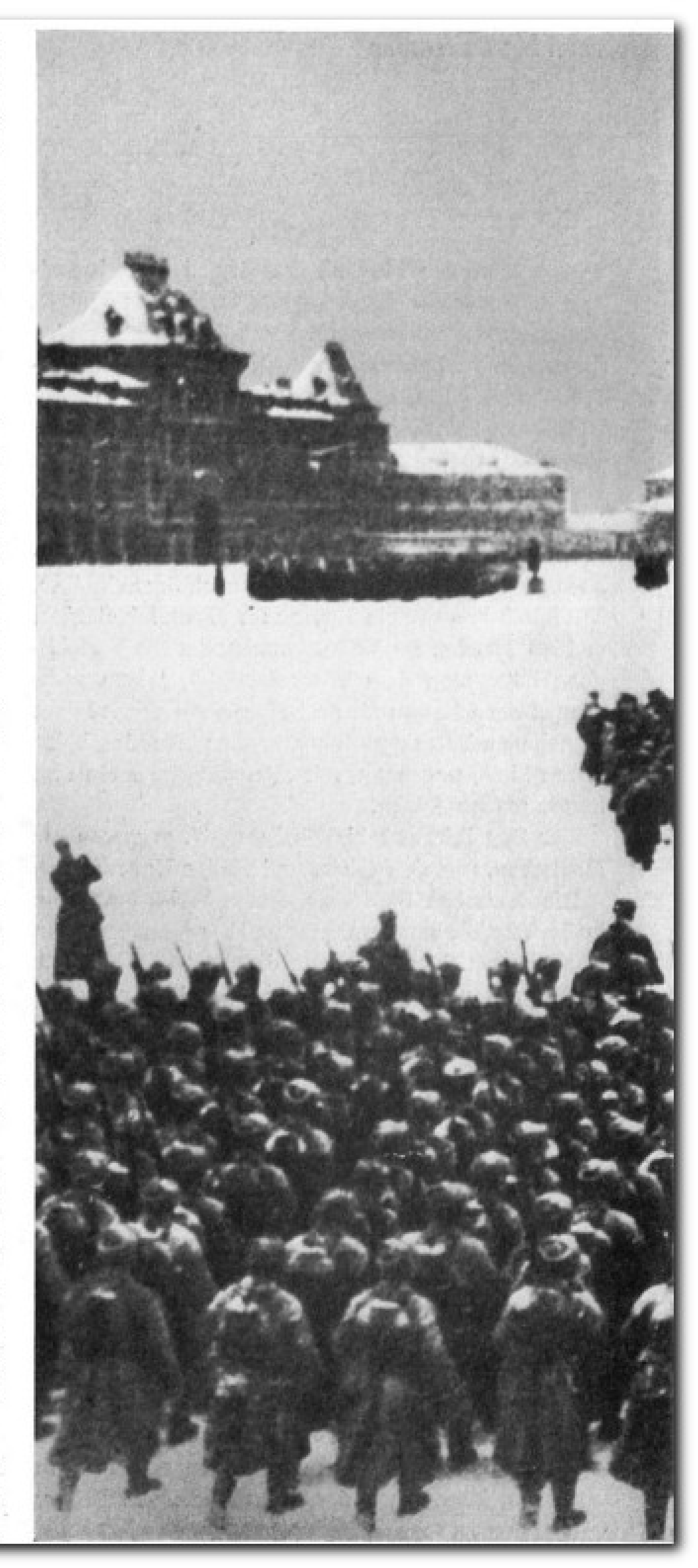
Über 100 Tage dauerte Ende 1941 bis Anfang 1942 die Schlacht gegen den Feind vor den Toren Moskaus. Die Kämpfe endeten mit dem Sieg der Roten Armee; dadurch wurden die faschistischen „Blitzkriegs"pläne endgültig zum Scheitern gebracht und der Mythos von der „Unbesiegbarkeit" der deutschen Truppen in alle Winde verweht.

Schon seit drei Monaten wurde an der sowjetisch-deutschen Front, der entscheidenden Hauptfront im zweiten Weltkrieg, erbittert gekämpft. Längst war die Frist vorbei, die sich die Hitlerfaschisten zur Zerschlagung des ersten sozialistischen Staates in der Geschichte gestellt hatten. Der Widerstand der sowjetischen Truppen versteifte sich mit jedem Tag. Das berüchtigte Unternehmen „Barbarossa", der Plan zur Zerschmetterung der UdSSR, war gescheitert. Die faschistischen Heerführer unternahmen verzweifelte Anstrengungen, diesen Plan doch durchzusetzen und den Sieg zu erringen.

Am 2. Oktober startete das Oberkommando der Hitlerwehrmacht den „General"angriff auf Moskau, der als entscheidende Operation des Sommer-Herbst-Feldzuges 1941 gedacht war. Um die sowjetische Verteidigung zu überwinden und die Einnahme von Moskau zu gewährleisten, wurde die schlagstarke Heeresgruppe Mitte eingesetzt, die über eine Million Soldaten und Offiziere, 14500 Geschütze und Granatwerfer, 1700 Panzer und fast 1000 Flugzeuge zählte.

Die sowjetischen Truppen kämpften in schweren Verteidigungsschlachten im Vorfeld von Moskau gegen die feindliche Übermacht. Zehntausende Helden verteidigten mit beispiellosem Heldenmut und Tapferkeit die Hauptstadt. In dem Bestreben, die Stadt zu vernichten, verstärkte die feindliche Luftwaffe ihre Bombenangriffe; doch war der Himmel über Moskau durch die Luftabwehr zuverlässig geschützt.

Am 7. November, dem Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, fand auf dem Roten Platz die traditionelle Truppenparade statt.





Feierlich marschierten die Einheiten am Lenin-Mausoleum vorbei, entlang der ehrwürdigen Kremlmauer und gingen voller Entschlossenheit, Moskau zu verteidigen, an die Front.

Eine große Hilfe leisteten den Verteidigern der Hauptstadt deren Werktätige. Sie versorgten die Truppen mit Waffen und Munition, reparierten die technischen Kampfmittel, hoben Panzergräben aus und pflegten fürsorglich die verwundeten Rotarmisten. Nach dem Aufruf der Moskauer Parteiorganisation gingen Zehntausende Einwohner der Hauptstadt an die Front.

Das Vormarschtempo der Hitlerfaschisten verlangsamte sich allmählich, sie hatten riesige Verluste erlitten. Zu Beginn des Monats Dezember waren die feindlichen Truppen, die gegen Moskau vorrückten, erschöpft und dezimiert. Die zu dieser Zeit aus dem Hinterland herangeführten Reserveverbände ermöglichten es der sowjetischen Führung, von der Defensive zum Gegenangriff überzugehen. Die stärksten Schläge wurden den Flankengruppierungen der faschistischen Truppen versetzt, die Moskau von Norden und Süden her umgehen sollten.

Die 100 Tage dauernde heroische Schlacht vor Moskau ging am 7. Januar 1942 zu Ende. Sie brachte die Blitzkriegspläne Hitlers endgültig zum Scheitern. Der Mythos von der „Unbesiegbarkeit" der faschistischen deutschen Truppen war zerstört. Die Rote Armee riß die strategische Initiative an sich und entfaltete die Offensive auf mehreren Abschnitten der sowjetisch-deutschen Front.

Der historische Sieg der sowjetischen Truppen vor Moskau hob noch mehr die moralische Verfassung des Volkes, und seine Einigkeit im Kampf gegen den Feind wurde noch mehr gestärkt. Dieser Sieg hob das internationale Ansehen der UdSSR und der sowjetischen Streitkräfte und trug zum Zusammenschluß der Völker der Antihitlerkoalition bei. Die Bevölkerung der besetzten Länder faßte wieder Mut und begann daran zu glauben, daß das faschistische Deutschland, das die Völker Europas versklavte, zerschlagen wird und ihre Länder befreit werden.



Der erste Zeuge der Zerschlagung

... Wir ließen das defekte Flugzeug, das überholt werden mußte, zurück, stiegen in ein zufällig vorbeikommendes Fahrzeug um und erreichten Michailow. Das war die erste Stadt, die in dieser Richtung von der 10. Armee General Golikows eingenommen worden war. Michailow wurde für mich zum ersten Zeugen der Zerschlagung der Deutschen. Die kleine Stadt war vollgestopft mit Panzern, Panzerspähwagen, Schützenpanzerwagen, Stabsfahrzeugen und Bussen. Insgesamt waren hier sicherlich nicht weniger als 1000 Fahrzeuge steckengeblieben. Von den schneebedeckten Feldern rings um die Stadt hoben sich Dutzende verlassener Geschütze schwarz ab. Die Stadt war durch Artilleriebeschuß und Bombenangriffe schwer zerstört und zur Hälfte verbrannt.

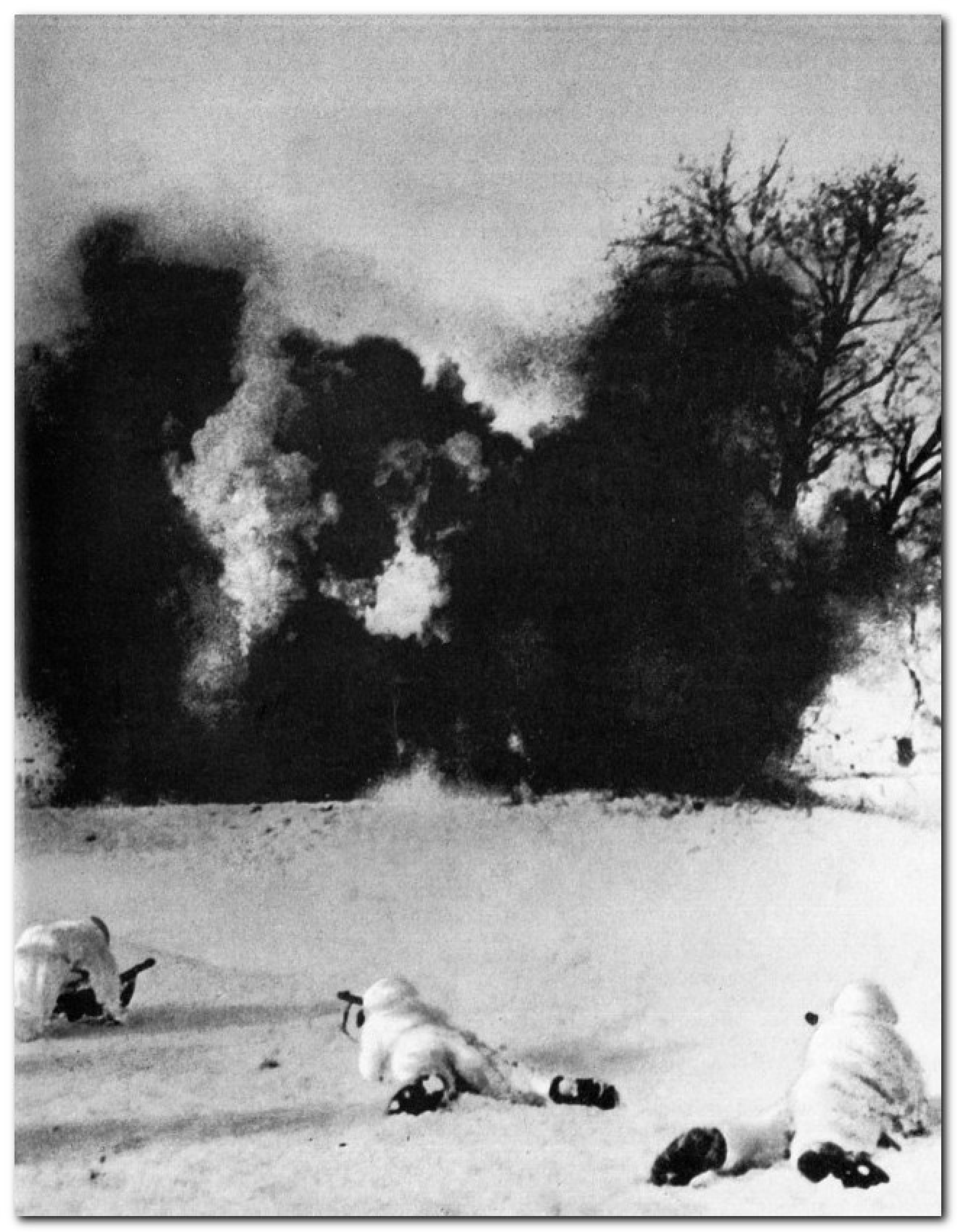
Von Michailow aus fuhren wir dann wiederum per Anhalter den angreifenden Einheiten nach. Auf der Straße bot sich unseren Augen ein unvergeßliches Bild — hier staute sich zurückgelassene Kriegstechnik der Deutschen... Insbesondere ihre motorisierte Infanterie hatte viele Zugmaschinen zurückgelassen. Um uns breitete sich eine weite Einöde aus. Alles war durch Rauch geschwärzt. Man sah nur Schornsteine und die ausgebrannten Außenmauern. In zwei befreiten Dörfern sah ich Galgen. Neben einem lagen die bereits abgenommenen Leichen von Bauern, die die Deutschen erhängt hatten.

Gegen Abend erreichten wir die Stadt Jepifan. Sie war fast niedergebrannt, rauchte noch und war ebenso wie Michailow voller zurückgelassener deutscher Fahrzeuge. In Jepifan erfuhren wir, daß unsere Spitzentruppen schon nach Bogorodizk vorgestoßen waren. Wir kurvten zwischen den verlassenen Fahrzeugen durch den Schnee und fuhren immer weiter. Endlich hielten wir in irgendeinem noch brennenden Dorf, aus dem die Deutschen erst vor vier Stunden abgezogen waren. Wir betraten das einzige vollständig erhaltene Bauernhaus. Hier wärmten sich schon einige Soldaten auf. Die Hausherrin, eine alte Frau, erzählte schluchzend, wie die Deutschen alle Einwohner des Dorfes in den Frost hinausgejagt und das Dorf abgebrannt hatten. Sie erzählte auch, wie sie ihren Nachbarn, der sein Haus löschen wollte, erschossen hatten.

... Und die alte Frau schluchzte und schluchzte und lief zwischen Tisch und Ofen, wo in einem gußeisernen Topf Kartoffeln kochten, hin und her. „Und ich koche und koche, und die Unsrigen kommen und kommen. Ich werde so lange Kartoffeln für sie kochen, bis auch die allerletzten vorbeigezogen sind ...“

Konstantin Simonow



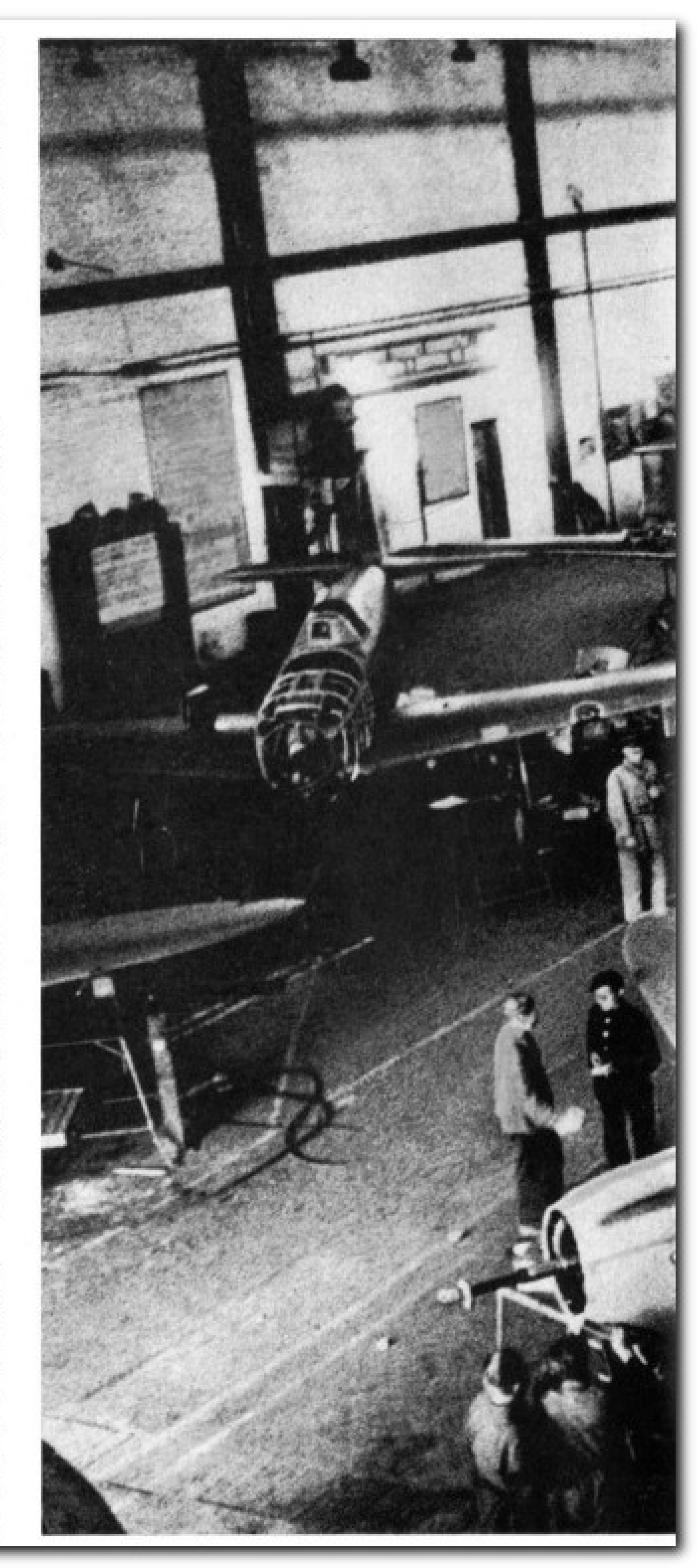


Organisator und Inspirator des Kampfes des Sowjetvolkes gegen die faschistischen Eindringlinge war die Kommunistische Partei. Sie begeisterte die Sowjetmenschen zu Heldentaten im Kampf und bei der Arbeit, sie verlieh den Volksmassen die tiefe Zuversicht, daß der Sieg über den Feind unausbleiblich ist.

In den harten Jahren des Großen Vaterländischen Krieges bewiesen alle Völker der Sowjetunion ihre große Treue zur Sache des Sozialismus, zur sozialistischen Heimat. Die Bürger der UdSSR zeigten unvergängliche Beispiele des Heroismus an der Front und im Hinterland. Die Freundschaft der Völker des multinationalen Sowjetstaates, die in den Tagen der Oktoberrevolution geboren wurde und sich in den Jahren des sozialistischen Aufbaus festigte, hielt in Ehren allen Prüfungen und Leiden stand, die im Großen Vaterländischen Krieg dem Sowjetmenschen zuteil wurden.

Unsterbliche Heldentaten vollbrachten in den Kriegsjahren die Werktätigen im Hinterland. Die Kampfhandlungen auf sowjetischem Boden führten unvermeidlich zu großen Zerstörungen und unzähligen materiellen Verlusten. Die faschistische Besetzung der westlichen Gebiete der UdSSR hatte einen drastischen Rückgang der Gesamtproduktion von Metall, Brennstoff, Elektroenergie und der landwirtschaftlichen Produktion zur Folge. Gewaltige Anstrengungen waren notwendig, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Eine besonders komplizierte Aufgabe war die rechtzeitige Verlagerung vieler Industriebetriebe aus den bedrohten Gebieten ins tiefe Hinterland und die Wiederaufnahme der Produktion.

Eine wichtige Rolle beim Schutz der sozialistischen Heimat spielten die sowjetischen Frauen. Sie hoben in den frontnahen Gebieten Schützen- und Panzergräben aus, nahmen die Plätze von Millionen Männern ein, die an die Front gezogen waren, in den Betrieben und Werken, im Transportwesen und in der Landwirtschaft. Für immer bleibt im Gedächtnis des Volkes die vertraute Gestalt eines jungen Mädchens, das mit der Sanitätstasche über der Schulter



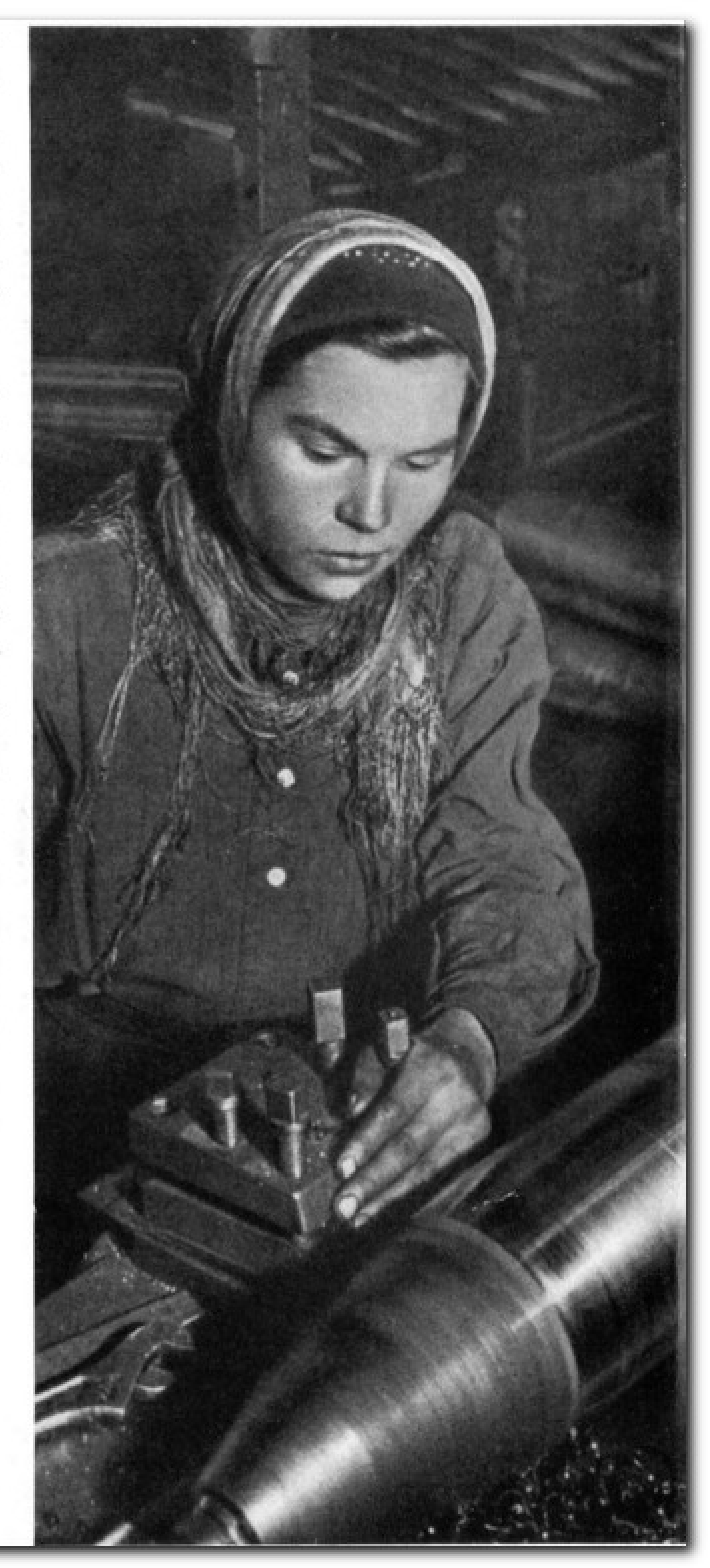

Армии
Отечественную, освободительную, справедливую

die Soldaten begleitete. Dank ihrer Fürsorge wurden Millionen Rotarmisten gerettet und konnten wieder an die Front zurückkehren.

Eine Form der patriotischen Bewegung in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges war die Gründung des Volksverteidigungsfonds. Die Werktätigen spendeten persönliche Ersparnisse, Wertsachen und einen Teil des Gehalts. 118 Milliarden Rubel stellten die Sowjetmenschen dem Verteidigungsfonds zur Herstellung von Panzern, Flugzeugen und anderen Kampfmitteln zur Verfügung.

Unter den harten Bedingungen des Krieges war die Kommunistische Partei der Sowjetunion Organisator und Inspirator des Volkskampfes gegen die faschistischen Eindringlinge. Sie begeisterte die Sowjetmenschen zu Heldentaten bei der Arbeit und im Kampf und flößte den Volksmassen tiefen Glauben an den Sieg über den Feind ein. Die Partei verwandelte das ganze Land in ein einziges Kriegslager. In kurzer Zeit war die Wirtschaft auf Kriegsbasis umgestellt, und die Produktion von Kampfmitteln und Waffen wurde mit jedem Tag gesteigert. Das ruhmreiche Werk der sowjetischen Arbeiter, Kolchosbauern und der Angehörigen der Intelligenz ermöglichte eine unablässige Erhöhung der Kampfkraft der Armee. Tausende Flugzeuge und Panzer, Zehntausende Geschütze und Granatwerfer wurden für die Front geliefert.

Hunderttausende ruhmreiche Söhne der Partei Lenins gingen an die Fronten des Großen Vaterländischen Krieges. Von dem grenzenlosen Mut der Kommunisten, ihrer Standhaftigkeit im Kampf, ihrer unverbrüchlichen Treue zur sozialistischen Heimat und ihrem unversöhnlichen Haß gegenüber den faschistischen Eindringlingen ließen sich viele Millionen sowjetischer Soldaten inspirieren.



Ein alter Arbeiter erzählt ...

... Die Evakuierung ging zügig voran, der Abschied fiel allen schwer, besonders denen, die schon viele Jahre lang im Betrieb gearbeitet hatten. Einige weinten sogar. Wir alle waren es gewohnt, daß das Werk auf vollen Touren arbeitete, daß in den Werkhallen starker Lärm herrschte. Nun kommt man in die Halle, und was sieht man? Die Werkzeugmaschinen stehen wie tot da, viele sind zerlegt, abtransportiert — gähnende Leere, in der Halle schallt es zurück! Vor kurzem gingen wir einmal so gegen zehn Uhr abends durch den Betrieb; nicht eine einzige Seele war zu sehen, man konnte sich richtig fürchten, so still war es!

... Als wir ins Werk kamen, bot sich uns ein trostloser Anblick: Überall lagen haufenweise Maschinenteile. Es ist eine Sache, wenn jede Werkzeugmaschine vollständig auf die Laderampe gelangt und in einem solchen Zustand abtransportiert wird, eine völlig andere hingegen, wenn nicht nur Werkzeugmaschinen eintreffen, sondern auch einzelne Teile, die sortiert und montiert werden müssen. Wie man sich auch anstrengte, wurde bei der Verladung dennoch vieles Hals über Kopf gemacht. Nun war man nicht mehr in der Lage, genau zu unterscheiden, was wozu gehört, welche Teile von welcher Werkzeugmaschine stammten. Während der Evakuierung ergab sich oft notgedrungen eine solche Situation, daß alle verstreuten Einzelteile einfach auf einen Haufen geworfen wurden, in der Hoffnung, daß man sich an Ort und Stelle schon zurechtfinden werde. Das Ergebnis war, daß sich die einzelnen Teile mitunter an verschiedenen Stellen befanden, kilometerweit voneinander entfernt.

... Es wurde schnell gebaut, unsere Werkhalle stand schon nach einem Monat. Wir arbeiteten an allen möglichen Arbeitsplätzen und in den verschiedensten Berufen. In der ersten Zeit war ich Lastträger, dann, nach Fertigstellung der Halle, in der Reparaturwerkstätte mit an der Montage der Einrichtungen beschäftigt. Die Herstellung der Minen mußte schnellstens begonnen werden. Wir schufteten, was das Zeug hielt, und binnen einer Woche wurde die erste Werkzeugmaschine angelassen.

... Wir haben damals gearbeitet wie die meisten Sowjetmenschen in jener Zeit, d. h. wir haben alles hergegeben, was von uns verlangt wurde. Denkt man heute an die Zeit zurück, wundert man sich, wie man das ausgehalten hat. Aber besonders haben uns die Frauen mit ihrer Arbeit und ihrer Standhaftigkeit beeindruckt. Bei uns waren viele Frauen beschäftigt, und sie leisteten ausschließlich gute Arbeit.

... Die Produktion von Minen wurde nicht unterbrochen, im Gegenteil, wir haben das Letzte aus uns herausgeholt. Aber noch im Jahre 1944 hatten wir den Auftrag bekommen, Ersatzteile für Textilmaschinen herzustellen. Das waren für uns die ersten Friedensboten.

... Die Umstellung unseres Werkes auf Friedensproduktion wurde rechtzeitig in Angriff genommen. Es wurden Textilmaschinen gebraucht, denn es war notwendig, so schnell wie möglich Textilwaren auf den Markt zu bringen.

... Eines Morgens, ganz früh, es war noch dunkel, rief man uns in der Werkhalle an und verkündete: „Der Krieg ist aus!“ Als ich den Hebelschalter abstellte und die Nachricht meiner ganzen Schicht zuschrie, spielte sich etwas Unbeschreibliches ab. Ich dachte, die machen mich fertig! Die einen lachten, die anderen schrien, andere wieder weinten ...

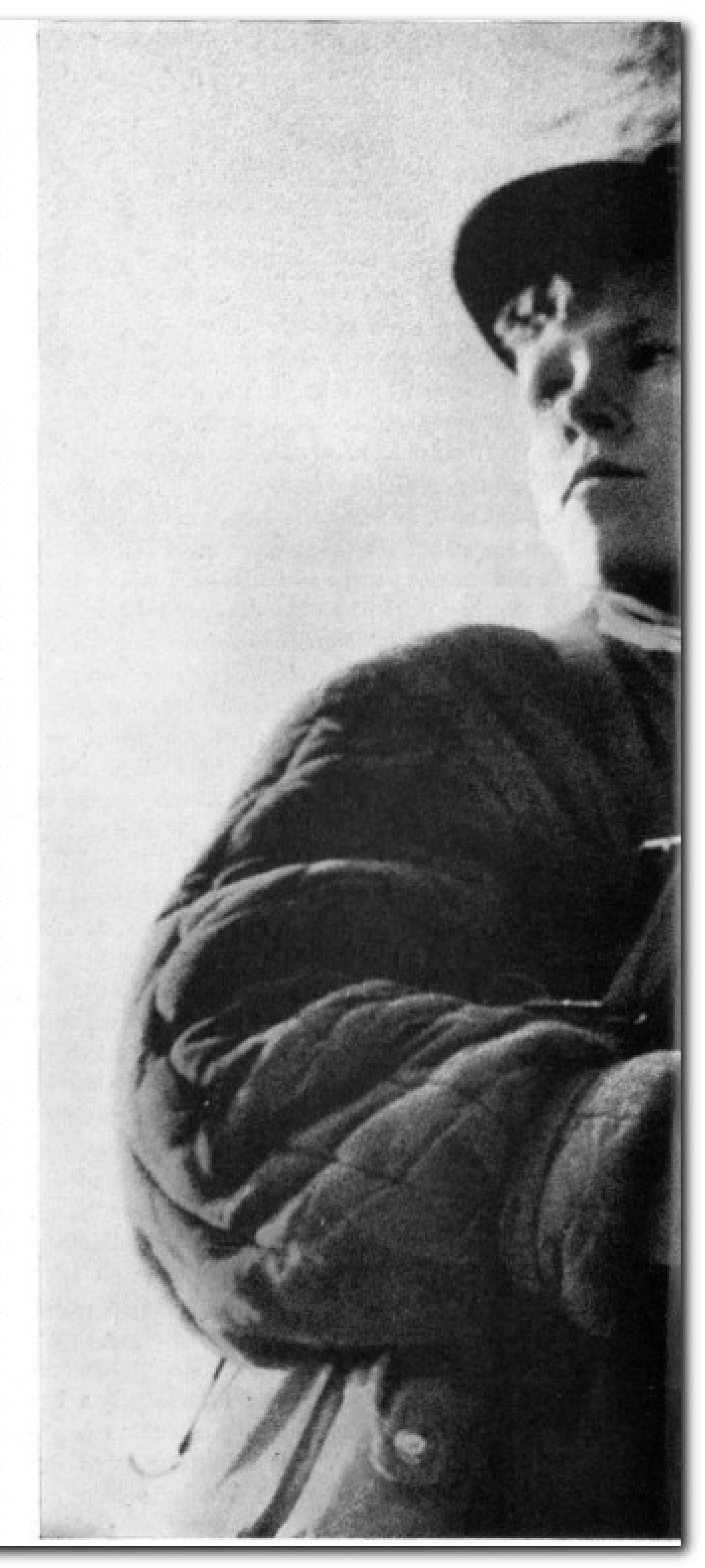
... Die Leute strömten zum Werk. Alle kamen, und wer gerade erst von der Schicht nach Hause zurückgekehrt war, der kam auch. Das vollzog sich ganz spontan. Im Werk wurde eine Kundgebung abgehalten. Alle umarmten und küßten sich, es war einfach nicht zu beschreiben, was sich hier abspielte!

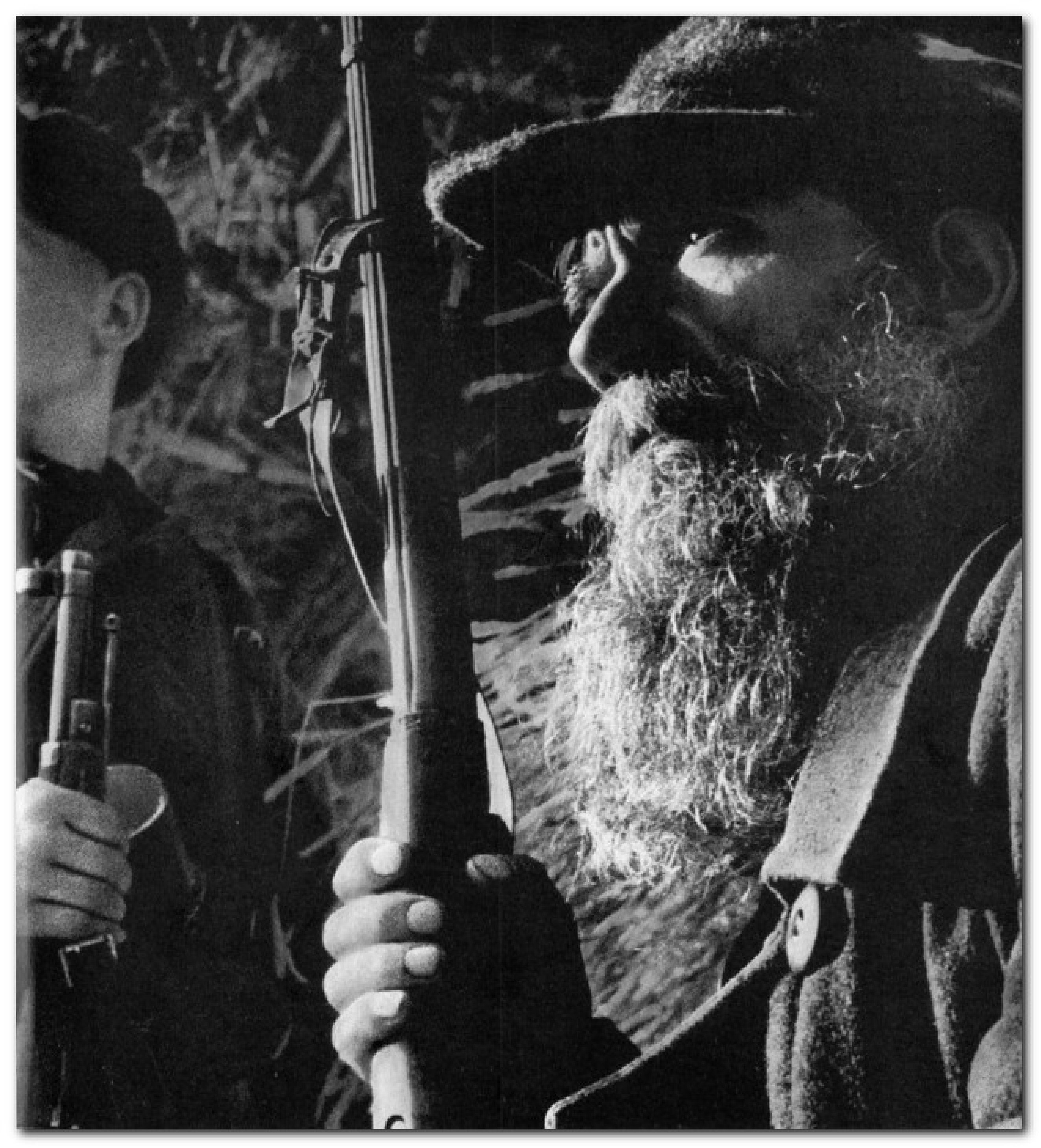
Konstantin Simonow

Die Partisanenbewegung im Rücken der deutschen Okkupanten war eine Massenbewegung, sie trug fürwahr Volkscharakter. Ende 1943 betrug allein die Stärke der bewaffneten Partisanen, die auf den zeitweilig von den Hitlertruppen besetzten Gebieten der Sowjetunion den Feind bekämpften, 250 000 Mann.

Mit der Besetzung der Ukraine, Belorußlands, der baltischen Republiken und der westlichen Gebiete der Russischen Föderation verfolgten die faschistischen Eindringlinge das Ziel, auf dem eroberten Territorium die Errungenschaften des sozialistischen Aufbaus zu beseitigen und die Sowjetmenschen in Sklaven des faschistischen Reiches zu verwandeln. Ihre Besatzungspolitik war hauptsächlich von uneingeschränktem Massenterror gegenüber der Zivilbevölkerung gekennzeichnet. Es gab keine einzige Stadt, keinen einzigen Rayon, wo die faschistischen Eroberer nicht Massenhinrichtungen durchführten. Im Laufe des Krieges töteten die Hitlerfaschisten in den zeitweilig besetzten Gebieten der UdSSR an die 10 Millionen Sowjetbürger — Männer, Frauen und Kinder. Im Bestreben, die Sowjetmenschen geistig zu unterjochen, vernichteten die Faschisten Kulturwerte, zerstörten sie hervorragende Baudenkmäler und raubten viele Museen aus. Gleichzeitig plünderten die Hitlerokkupanten die eroberten Gebiete in wirtschaftlicher Hinsicht planmäßig aus.

Vom ersten Tage des Großen Vaterländischen Krieges an erhoben sich die Sowjetmenschen in den zeitweilig besetzten Gebieten zum heiligen Krieg gegen die Eroberer. Eine der wirksamsten Formen des Kampfes im Rücken des Feindes war die Partisanenbewegung. In Gruppen, Abteilungen und ganzen Verbänden versetzten die Partisanen dem Feind empfindliche Schläge. Im Laufe des Krieges nahm die Partisanenbewegung an Umfang und Schlagkraft zu. Viele Hunderttausende Einwohner der Ukraine, Belorußlands, des Baltikums und der westlichen Gebiete der RSFSR gingen zu den Partisanen. Ende des Jahres 1943 betrug die Anzahl der bewaffneten Partisanen allein 250 000 Mann. Der Partisanenkrieg im Rücken des Feindes fand eine breite Unterstützung vom Volk,





Die Partisanen vernichteten die faschistischen Eindringlinge, zerstörten ihre Kommunikationen, brachten Züge mit Menschen und Material zum Entgleisen. Die kühnen Partisanenüberfälle bewahrten viele Tausende sowjetischer Menschen vor faschistischer Sklaverei. Mit ihren Aktionen bestärkten die Partisanen und die illegalen Widerstandskämpfer die Bevölkerung in den zeitweilig besetzten Gebieten in dem Glauben an den unausbleiblichen Sieg über die Hitlerokkupanten.

Die Führung der Hitlerwehrmacht unternahm verzweifelte Anstrengungen, um der Partisanenbewegung im eigenen Rücken Herr zu werden. Zur Bekämpfung der Partisanen wurden Sonderorgane und -stäbe gebildet, starke Militäreinheiten eingesetzt. Die Hitlerfaschisten brannten ganze Rayons nieder und brachten Hunderttausende Zivilbewohner um. Jedoch auch die schrecklichsten Maßnahmen der Faschisten konnten nicht den Kampfwillen und die Widerstandskraft der sowjetischen Menschen schwächen. Die Partisanen kämpften auch weiterhin voller Heldenmut und erwiesen damit der Roten Armee bei der Zerschlagung des Feindes und der Befreiung der sowjetischen Erde von den Okkupanten eine große Unterstützung.

Organisator und Inspirator der Partisanenbewegung war die Kommunistische Partei. Wie auch an der Front kämpften Kommunisten und Komsomolzen in den ersten Reihen der Partisanenabteilungen. Die Ruhmestaten der Partisanen und Angehörigen illegaler Organisationen sind ein leuchtendes Beispiel des Patriotismus des Volkes.



Bei den Unbeugsamen

Als wir von den Verbindungsfliegern, die regelmäßig Waffen, Munition, Zeitungen und Post hinter die Frontlinie zu den Partisanen brachten, hörten, daß es im Rücken der deutschen Armeen, in den Wäldern, ganze Rayone gibt, wohin die Okkupanten keinen Schritt zu setzen wagen, daß meine Landsleute dort ein ganz normales Leben führen, nach sowjetischem Gesetz, mußte ich es glauben, aber dennoch konnte ich mir das nur schwer vorstellen.

Major Alexander Jewnowitsch vom Sowinformbüro und ich wurden vor einer Woche in diese Partisanenregion eingeflogen. Das Flugzeug, es war eines von denen, die hier liebevoll „Kukurusnik" genannt werden, brachte uns in der Nacht zu einem großen Partisanenlager. Die Front hatten wir glücklich überflogen, und die Flak, die auf den Motorenlärm schoß, sandte ihre roten Feuerbälle weit abseits. Wir landeten auf der durch Lagerfeuer markierten Landefläche. Der Empfang war überaus herzlich. Nachdem es klar war, wer wir sind, wurden wir gleich unter Hochrufen in die Luft geworfen, und zwar so, daß Jewnowitsch fiel. Er hinkt immer noch leicht. Wir wurden zum Kommandeur der Abteilung Genossen W. geleitet. Natürlich kennen wir seinen Namen. Er war ein bekannter Lokführer. Ich kannte ihn schon vor dem Kriege, habe sogar über Schwerlasttransporte geschrieben, die er führte. Aber es gibt eben eine Regel, und nach der ist er Genosse W., und wir sind im Wald X. Kern der Abteilung sind Eisenbahner, echte Stammarbeiter, die mit den Bedingungen des Waldkrieges gut vertraut sind, man kann sogar sagen, die sich innerhalb einiger Monate an den Partisanenkrieg gewöhnt haben. Hier herrscht straffe Ordnung wie auf einer zünftigen Bahnstation. Es gibt hier eine Schmiede, einen Speisesaal, kein schlechtes Essen und einen Verbandplatz. Früh um sieben Uhr wird geweckt, nach dem Frühstück ist Unterricht und die eigentümliche „Kurzbesprechung" der Kommandeure. Um zwölf Uhr hängen schon die handgeschriebenen „Neuesten Nachrichten" mit den Heeresberichten vom Sowinformbüro an den Kiefern.

Es gibt sogar ein originelles Kino. Ein Stück Leinwand wird an die Kiefern gehängt, und jemand von den jungen Leuten setzt sich auf ein Rad ohne Räder und tritt die Pedale. So wird ein kleiner Motor in Gang gesetzt. Tatsächlich laufen insgesamt nur zwei Filme, „Tschapajew", von dem hier zwei Teile fehlen, und „Wir aus Kronstadt", der ebenfalls nicht komplett ist. Aber die Bibliothekarin, die gleichzeitig auch Krankenschwester ist, erzählt die Haupthandlung der fehlenden Teile.

Diese Abteilung ist eine besondere. Sie führt keine herkömmlichen Kampfoperationen durch, ihr Spezialgebiet ist die Eisenbahn. Im Laufe von fünf Monaten wurden von ihr vier Eisenbahnbrücken gesprengt, einige Züge zum Entgleisen gebracht, elf Weichen und zwei Drehscheiben gesprengt. Über die getöteten und verwundeten faschistischen Okkupanten wird keine Statistik geführt.

Das ist nur eine Abteilung, aber 15 km weiter gibt es ein ganzes Siedlungsgebiet, das ebenfalls frei von Okkupanten ist. Die deutschen Truppen sind weiter gerückt und haben unterwegs vereinzelte kleine Garnisonen zurückgelassen. Mit diesen sind die Partisanen schnell fertig geworden. Der Feind fürchtet diese Wälder ungeheuer, und praktisch gibt es hier gar keine Deutschen. Nur manchmal kommen Kolonnen unter Panzergeleitschutz vorbei, und auch das ist mit großen Verlusten für den Feind verbunden. Die von den Okkupanten aufgelösten Kolchosen existieren wieder. Anfang des Winters wurde in den Dörfern die Getreidebeschaffung durchgeführt. Das Getreide wurde den Partisanenabteilungen gegen Quittung abgegeben. Man versuchte sogar, einen Transport Getreide und Kartoffeln in das „Große Land" zu bringen, aber er passierte die Front nicht und kehrte wieder um. Übrigens sind die Nahrungsmittel den Partisanen zugute gekommen.

Was einen am meisten verwundert und freut, ist die Tatsache, daß hier, hinter der Frontlinie, sowjetische Gesetze gelten, die mit besonderer Gründlichkeit eingehalten werden. Über dem Dorfsowjet weht die rote Fahne.

Stark ist der Sowjetmensch und unerschütterlich, und niemand kann ihn bezwingen.

Boris Polewoi

In der zweiten Hälfte des Jahres 1942 fügte die Rote Armee in der Stalingrader Schlacht, die über 200 Tage und Nächte dauerte, den Hitlertruppen eine vernichtende Niederlage zu. Dieser hervorragende Sieg der Sowjettruppen war der Beginn einer grundlegenden Wende im Verlaufe des Großen Vaterländischen Krieges und des zweiten Weltkrieges überhaupt.

Im Sommer 1942 unternahm das OKW einen erneuten Versuch, die Sowjetunion zu zerschlagen. Im Unterschied zum Sommer 1941 griff der Feind jetzt nicht mehr an der ganzen sowjetisch-deutschen Front an, sondern lediglich an ihrem südlichen Flügel. Eine feindliche Gruppierung griff in Richtung Kaukasus an, eine andere in Richtung Stalingrad.

Anfänglich planten die Hitlerfaschisten, Stalingrad durch einen starken Schlag aus der Bewegung einzunehmen. Jedoch dieser Plan wurde von der Roten Armee vereitelt, die dem Gegner harten Widerstand leistete. Der Gegner führte immer neue Kräfte ins Gefecht ein, um den Widerstand der sowjetischen Truppen zu brechen und zur Wolga vorzustoßen. Bei Stalingrad kam es zu blutigen Schlachten, die mit ungewöhnlicher Verbissenheit zu Lande und in der Luft 200 Tage und Nächte dauerten. Alle diese Kämpfe sind unter der Bezeichnung Stalingrader Schlacht in die Geschichte eingegangen.

... Starke Landstreitkräfte, unterstützt von Tausenden Flugzeugen, stürmten auf Stalingrad vor. Den Schlägen der Luftwaffe waren Industriebetriebe, kommunale Einrichtungen, Erdölbehälter, Wohnviertel und Schulen ausgesetzt. Hunderte Gebäude standen in Flammen. Die große blühende Stadt wurde in Trümmer gelegt. Aber die Stadt blieb am Leben und kämpfte weiter. Im Rücken der Verteidiger von Stalingrad verblieb nur ein schmaler Streifen des Wolgaufers. „Hinter der Wolga gibt es für uns kein Land mehr", sagten die Soldaten der Sowjetarmee. Die Kämpfe dauerten an, und jeden Schritt vorwärts mußten die Hitlertruppen mit riesigen Verlusten bezahlen. Inzwischen wurde im Rücken der sowjetischen Truppen eine starke Reserve zusammengezogen: Das Oberkommando bereitete für den Feind einen vernichtenden Schlag vor.

An dem trüben Herbstmorgen des 19. November 1942 begann eine neue Etappe dieser gewaltigen Schlacht. Die Truppen der Südwest- und der Donfront gingen zum Gegenangriff über. Am folgenden





Tage stürzten sich die Truppen der Stalingrader Front auf den Feind. Die Verteidigung der Hitlerfaschisten wurde zerschlagen, und die sowjetischen Truppen rückten zügig vor. In fünf Tagen war die über 300000 Mann zählende Gruppierung der faschistischen Truppen westlich von Stalingrad eingekesselt. Der Gegner unternahm verzweifelte Anstrengungen, um der eingekesselten Gruppierung zu Hilfe zu kommen. Doch wurden die feindlichen Angriffe abgewehrt und alle sich im Kessel befindlichen Truppen der Hitlerfaschisten nach schweren Kämpfen gefangengenommen.

Im Verlaufe des Gegenangriffs zerschlugen die sowjetischen Truppen fünf feindliche Armeen — zwei deutsche, zwei rumänische und eine italienische. Der Gegner verlor über 800000 Soldaten und Offiziere an Toten, Verwundeten und Gefangenen sowie eine riesige Zahl an Kriegstechnik. Der große Sieg der Roten Armee bei Stalingrad brachte die hitlersche Militärmaschine gründlich ins Wanken, brach dem faschistischen Untier das Rückgrat und rief im Lager des Feindes tiefe Verwirrung hervor. Dieser Sieg bedeutete den Beginn einer grundlegenden Wende im Großen Vaterländischen Krieg und im gesamten zweiten Weltkrieg. Es begann die Massenvertreibung des Feindes von sowjetischem Boden.

Der Sieg an der Wolga beeinflußte stark die internationale Lage. Die UdSSR stand vor der ganzen Welt als die Kraft, die fähig ist, eine große historische Mission zu erfüllen, die Menschheit vom Faschismus zu befreien.

Der Ausgang der Stalingrader Schlacht inspirierte die Antifaschisten und Widerstandskämpfer in vielen europäischen Ländern zum noch aktiveren Kampf gegen die Hitlerfaschisten.



Tage und Nächte

Wer einmal hier gewesen ist, vergißt das niemals. Wenn wir nach vielen Jahren an alles zurückdenken und nur das Wort „Krieg“ aussprechen, so sehen wir Stalingrad, sehen Leuchtkugeln aufblitzen und den Feuerschein der Brandstätten; in unseren Ohren dröhnt der endlose Donner schwerer Bombenangriffe. Wir spüren erstickenden Brandgeruch, hören das klirrende Gepolter überhitzten Dachbleches.

Die Deutschen belagern Stalingrad. Aber wenn man hier „Stalingrad“ sagt, so ist nicht das Stadtzentrum, ist nicht die Leninstraße, ist nicht einmal der Stadtrand gemeint, sondern mit dem Wort „Stalingrad“ ist der riesige, 65 km lange Streifen der Wolga entlang gemeint, die gesamte Stadt mit ihren Vororten, ihren Werkgeländen und Arbeitersiedlungen. Stalingrad — das bedeutet viele kleine Städtchen, die zusammen eine Stadt bilden, die eine ganze Flußbiegung der Wolga umsäumt. Aber das ist nicht mehr die Stadt von einst, wie wir sie von den Wolgadampfern aus sehen konnten. Hier gibt es keine weißen Häuser mehr, die lustig dichtgedrängt das Steilufer erklommen, keine Dampfer- und Bootsanlegestellen, keine Uferstraßen mit ihren Freibädern, Kiosken und kleinen Häuschen. Jetzt ist diese Stadt grau und voller Qualm; Tag und Nacht tanzt hier das Feuer und wirbelt Asche umher.

Und die Wolga bei Stalingrad ist auch nicht mehr die Wolga, die wir früher gekannt haben, die Wolga mit ihrem tiefen und ruhigen Wasser, mit der endlosen Reihe von schnellen Dampfern, mit ganzen Straßen aus Kiefernflößen, mit langgezogenen Karawanen von Schleppkähnen. Nein, jetzt ist die Wolga bei Stalingrad zum Kampffeld geworden. Die Uferstraßen sind mit Bombentrichtern übersät. Bomben fallen ins Wasser und lassen schwere Wassersäulen aufsteigen. Schwere Lastfähren und kleine Boote überqueren den Strom zu der belagerten Stadt. Über dem Fluß klirren die Waffen, und die blutbefleckten Verbände der Verwundeten sind auf dem dunklen Wasser zu sehen.

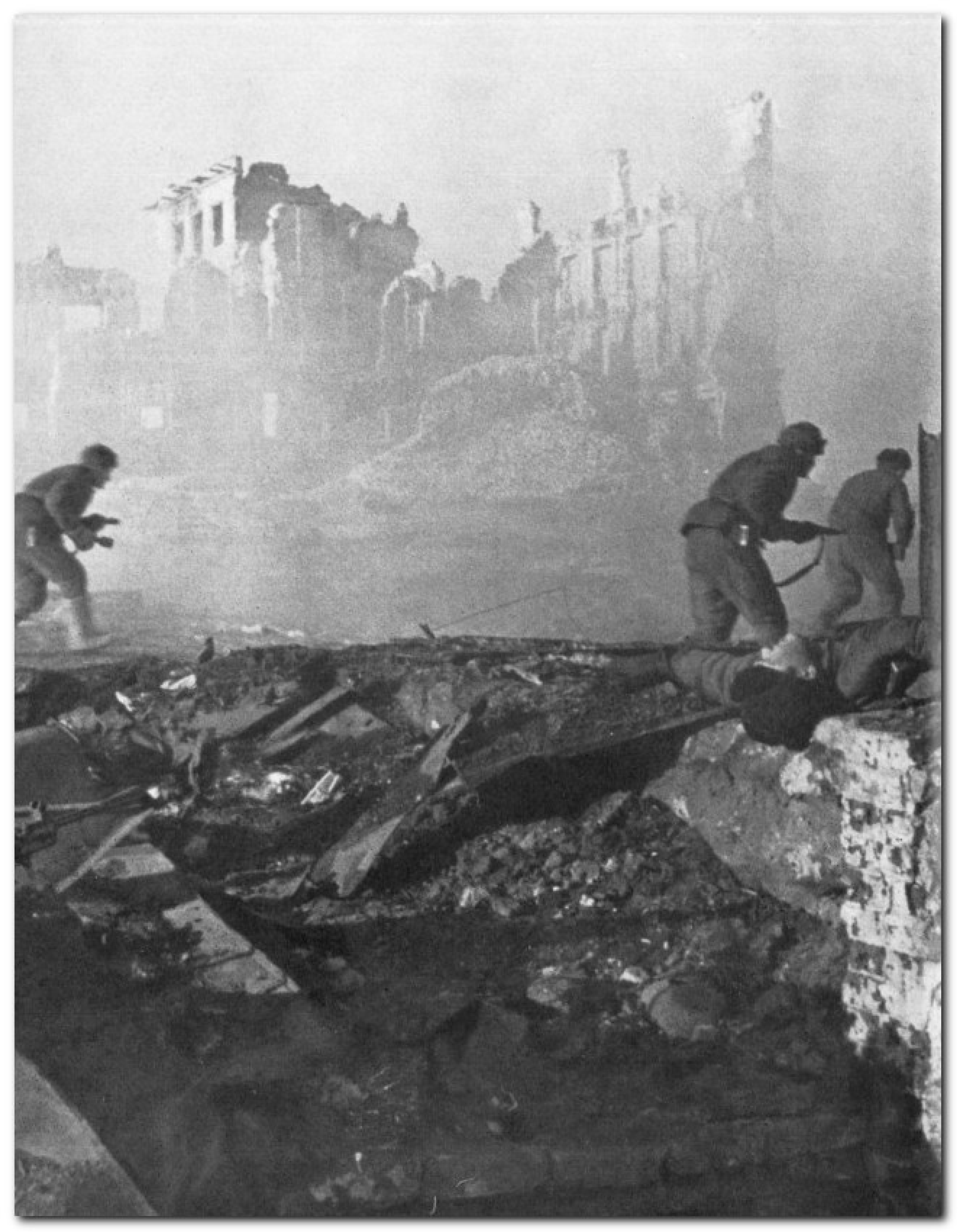
Am Tage lodern bald hier, bald dort Häuser auf, in der Nacht vernebelt Feuerdunst den Horizont. Das Getöse der Bombenangriffe und der Artilleriekanonade steht Tag und Nacht über der bebenden Erde. In der Stadt gibt es schon lange keinen sicheren Platz mehr, aber während der Belagerungszeit hat man sich hier schon an die Unsicherheit gewöhnt. In der Stadt brennt es. Viele Straßen existieren überhaupt nicht mehr, andere wiederum sind von Bombentrichtern zerfurcht. Die noch in der Stadt gebliebenen Frauen und Kinder hausen in Kellern oder graben sich Höhlen in die zur Wolga abfallenden Schluchten. Einen ganzen Monat lang versuchen die Deutschen, die Stadt zu erstürmen, um jeden Preis wollen sie sie einnehmen. Auf den Straßen Trümmer abgeschossener Bombenflugzeuge, in der Luft explodieren Flakgeschosse, die Bombenangriffe lassen jedoch nicht für eine einzige Stunde nach. Die Angreifertruppen wollen die Stadt in eine Hölle verwandeln.

Hier ist es schwer zu leben. Hier brennt der Himmel über dem Kopf, und die Erde zittert unter den Füßen. Der Anblick klaffender Mauern und ausgebrannter Fenster dort, wo gestern noch friedliche Häuser standen, preßt einem vor Haß die Kehle zusammen.

Hier ist das Leben schwer, ja unmöglich, wenn man untätig ist. Aber wenn man kämpft, dann kann und muß man hier leben, und so werden wir leben, um diese Stadt inmitten von Feuer, Rauch und Blut zu verteidigen. Wenn auch der Tod über uns schwebt, so ist doch der Ruhm bei uns; in Häusertrümmern, wo verwaiste Kinder schreien, verbrüdern wir uns mit dem Ruhm.

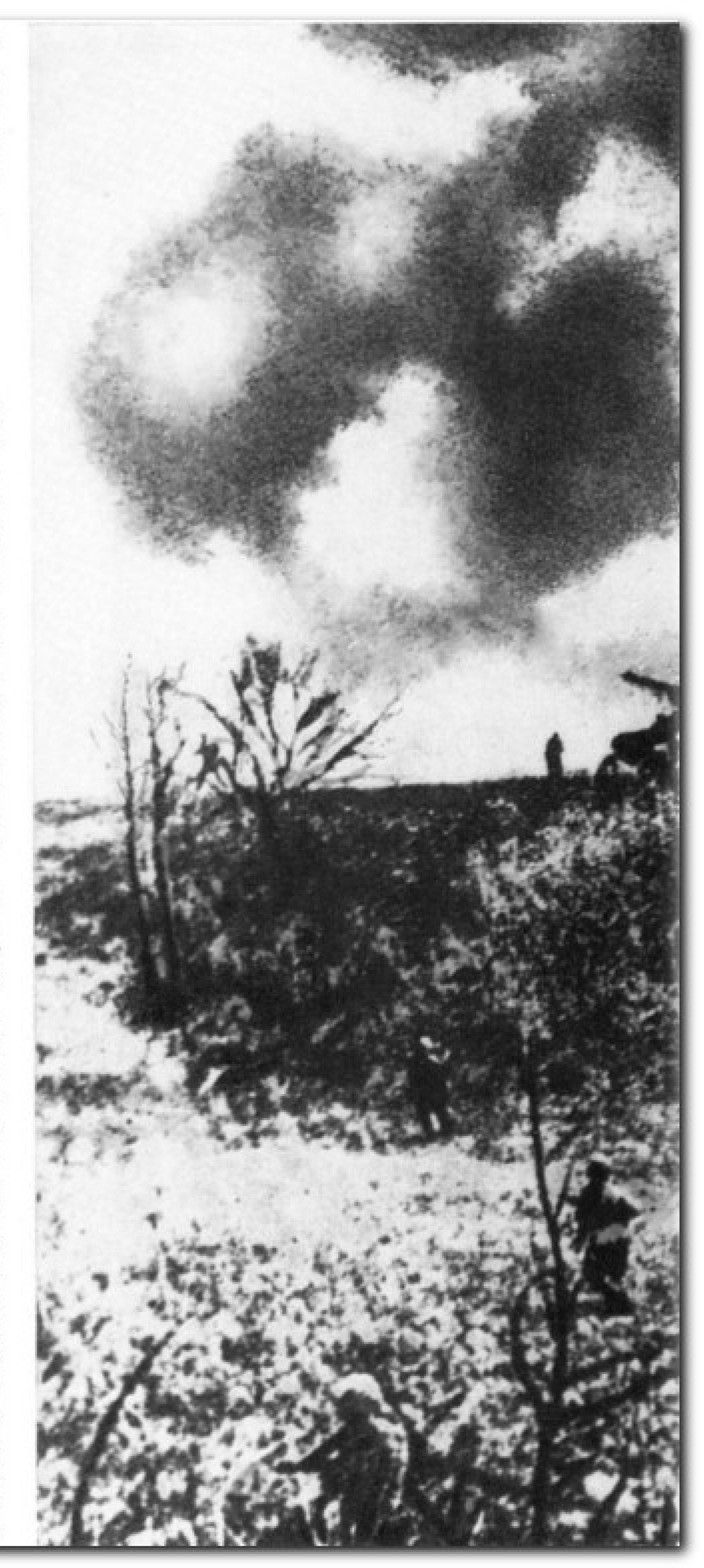
... Es ist ein heißer Mittag. Die Sonne ist durch dichten Rauch verdeckt. Heute bombardieren die Deutschen wieder seit früh die Stadt. Vor unseren Augen geht ein Flugzeug nach dem anderen im Sturzflug nieder. Der ganze Himmel ist von Explosionen der Flakgeschosse bedeckt, er ähnelt dem fleckigen graublauen Fell irgendeines Tieres. Pfeifend kreisen die Jagdflugzeuge über uns. Ein erbitterter Kampf, der nicht für eine Minute nachläßt, tobt in der Luft. Die Stadt ist entschlossen, sich um jeden Preis zu verteidigen. Wenn dieser Preis auch teuer ist, die Heldentaten der Menschen hart und grausam sind und ihre Leiden unerhört, so ist hier nichts daran zu ändern, denn der Kampf geht auf Leben und Tod.

Konstantin Simonow





Am Abend des 5. August 1943 donnerten in Moskau die ersten Ehrensalven. Das Sowjetland feierte die Befreiung der Städte Orjol und Belgorod, die im Verlaufe der siegreichen Schlacht am Kursker Bogen von den faschistischen Eindringlingen gesäubert worden waren.



Der Große Vaterländische Krieg dauerte schon zwei Jahre. Die Pläne der deutschen Faschisten, die Sowjetunion zu zerschlagen, waren zu dieser Zeit endgültig gescheitert. Die Rote Armee hatte die strategische Initiative erobert und bereitete sich auf neue Angriffsoperationen vor. Aber die Kräfte des Feindes waren noch nicht erlahmt. Im Sommer 1943 unternahm das OKW eine bedeutende strategische Operation. Dafür wurden im Raum des Kursker Bogens etwa 900 000 Soldaten und Offiziere konzentriert. Die Hitlerarmeen hatten rund 10 000 Geschütze, 2700 Panzer und über 2000 Flugzeuge eingesetzt. Besondere Erwartungen verknüpften die Faschisten mit ihrer neuen Panzertechnik — den leistungsstarken Panzerkampfwagen vom Typ „Tiger" und „Panther" sowie den Selbstfahrgeschützen vom Typ „Ferdinand".

Die Pläne des Gegners konnten rechtzeitig aufgedeckt werden. In dieser Situation faßte das Sowjetische Oberkommando den Beschluß, den Angriff der Hitlerfaschisten in den stark ausgebauten Stellungen zu erwarten, dann unter Einbeziehung der strategischen Reserven zum Gegenangriff überzugehen und die feindlichen Stoßgruppierungen zu zerschlagen. Die gegnerische Offensive brach am 5. Juli 1943 los. Vom ersten Augenblick an kam es zu erbitterten Kämpfen zu Lande und in der Luft. Die Stoßgruppierungen des Feindes rückten gleichzeitig von Norden und Süden auf Kursk vor. Die Truppen der Zentralen und der Woronesher Front wehrten ihre Schläge standhaft ab. Die feindlichen Panzer wurden durch Artilleriefeuer und aus der Luft vernichtet, sie fuhren auf die Minen auf. Große Verluste hatte auch die feindliche Infanterie. Am Nordabschnitt des Kursker Bogens konnte der Gegner nur 8—10 Kilometer vorstoßen, und bereits am 10. Juli war die Offensive des Gegners hier endgültig zusammengebrochen. Am Südabschnitt des Kursker Bogens, wo eine stärkere Gruppierung des Gegners angriff, gelang es den Hitlerfaschisten, in 10 Tagen 30—35 km

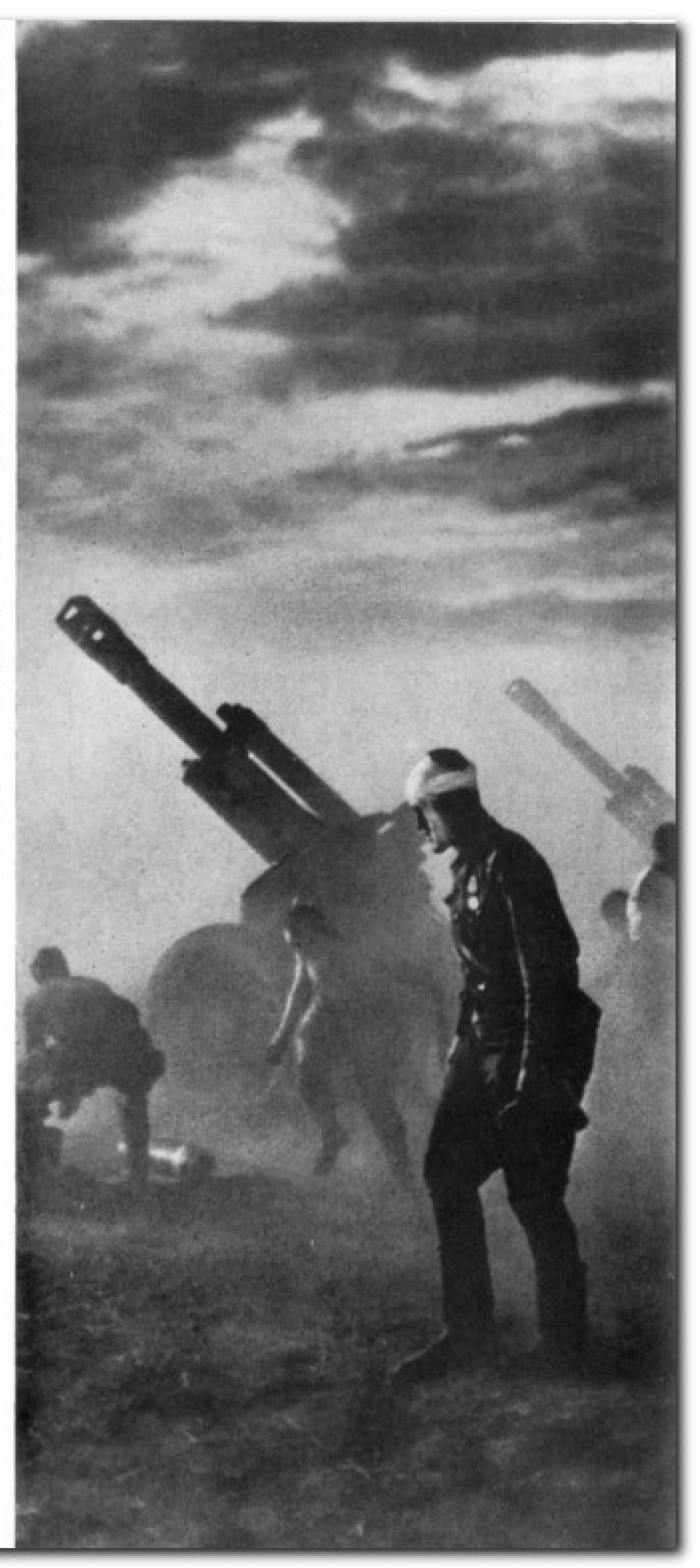


vorzustoßen. Höhepunkt der Operation bei Kursk war die gewaltige Panzerschlacht am 12. Juli bei Prochorowka. In dieser Schlacht wurde die feindliche Panzergruppierung vernichtet. Die faschistischen Truppen unternahmen noch einige Angriffe, erlitten jedoch eine volle Niederlage. Sie waren gezwungen, zur Verteidigung überzugehen, traten dann aber unter den Schlägen der sowjetischen Truppen den Rückzug an.

Zum Angriff der sowjetischen Truppen gegen die gegnerische Gruppierung von Orjol kam es noch vor Abschluß der Verteidigungsoperation am Südabschnitt des Kursker Bogens. Am 12. Juli versetzten die Truppen des linken Flügels der West- und der Brjansker Front dem Feind schwere Schläge nordwestlich und östlich von Orjol. Drei Tage später schlug auch die Zentrale Front von Süden her zu. Am 3. August begann die Operation der Truppen der Woronesher und der Steppenfront bei Belgorod—Charkow.

Nach allen Richtungen wurde die Verteidigung der faschistischen deutschen Truppen durchbrochen, und am 5. August befreite die Rote Armee die Städte Orjol und Belgorod. Am gleichen Abend donnerte in Moskau der erste Artilleriesalut, der seitdem zur Tradition geworden ist.

Die Rote Armee setzte ihre Angriffsoperationen fort. Am 23. August wurde die wichtige ukrainische Industriestadt Charkow befreit. Damit war die 50 Tage dauernde Kursker Schlacht zu Ende. Die sowjetischen Truppen bauten durch die Offensive in Richtung Smolensk, Kiew und im Donbaß ihren Erfolg aus.



Die Schlacht bei Kursk

... Aus dem übergeordneten Stab des Korps wird mitgeteilt, daß 200 sowjetische Flugzeuge unseren Abschnitt überfliegen, um die Deutschen zu bombardieren. Tatsächlich, bald tauchen sie auch schon über uns auf, und der ganze Himmel ist mit Explosionswölkchen der deutschen Flakgeschosse übersät. Die Deutschen beschießen unsere Stellungen, sowohl um unsere Flugzeuge zu bekämpfen als auch um sie über den Verlauf der Kampflinie zu täuschen, damit sie die eigenen Truppen bombardieren.

Auf unseren Luftangriff folgt ein deutscher. Der erste war früh um 5 Uhr, der zweite um 9 Uhr, das ist jetzt der dritte.

Es beginnt ein Panzerangriff. Unsere Schlucht wird wieder von der deutschen Artillerie unter Beschuß genommen.

Nach vorliegenden Meldungen greifen 250 Panzer in unserem Gesichtsfeld und außerhalb davon die Stellungen der Division an. Gorischny sagt: „Gestern haben wir uns mit der 35. Panzerdivision geschlagen. Ich bin der Ansicht, daß sie gestern im wesentlichen außer Gefecht gesetzt worden ist. Mal sehen, mit wem wir es heute zu tun haben."

Da kommt ein Anruf des Regimentskommandeurs: „Borissow, bei dir bricht jetzt eine fröhliche Zeit an. Du hast Gelegenheit, dich hervorzutun."

Anschließend ruft er ein anderes Regiment an: „Sluzki, wie steht's bei euch?" — „Prima." — „Was heißt prima? Nur keine Selbstüberschätzung. Melden Sie die Lage."

Nach einer Stunde meldet der gleiche Sluzki, daß im Vorfeld seines Abschnittes 28 Panzer abgeschossen und außer Gefecht gesetzt sind.

Wieder kommen die Junkers. Einer wird abgeschossen. Er stürzt, eine Rauchfahne hinter sich, zu Boden. Der Pilot ist abgesprungen und wird vom Wind an die vorderste Linie, direkt ins Kampfgewühl, getragen. Über unseren Köpfen schwirren unsere „Bostons". Einer von ihnen wird von der deutschen Flak getroffen, wahrscheinlich ist es ein Volltreffer. Keiner springt ab, und das Flugzeug stürzt wie ein Stein zu Boden.

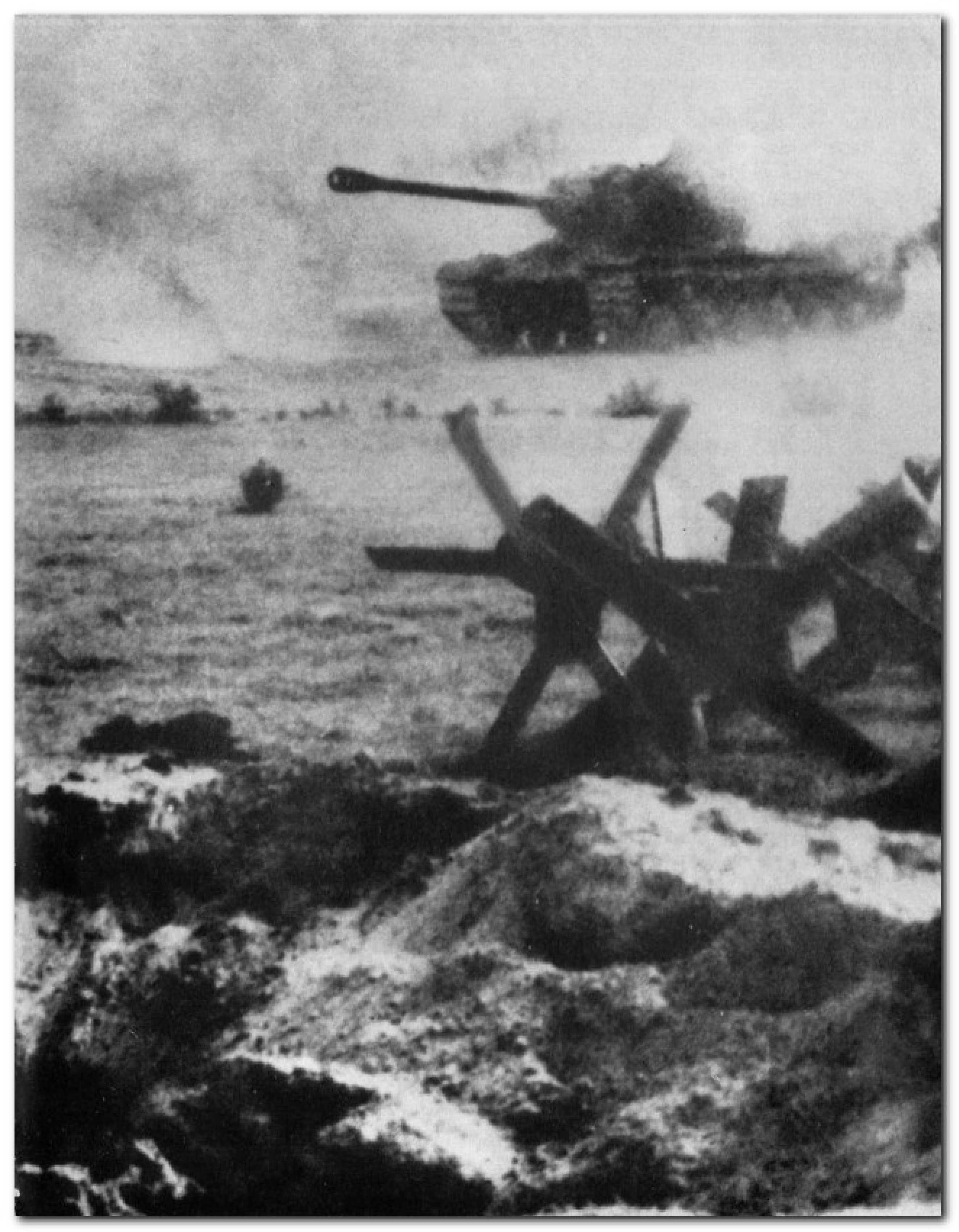
Nach dem vorläufigen Stand der Meldungen von heute sind 58 Panzer abgeschossen und außer Gefecht gesetzt. Aber noch ist nicht Abend. Der Panzerangriff ist steckengeblieben. Eine lange Pause tritt ein, nur die Artillerie donnert von beiden Seiten. Um 4 Uhr bombardieren uns die Deutschen wieder. Um 4.30 Uhr wir sie, um 5 Uhr wieder sie uns. Neue Meldungen besagen, daß 30 Panzer unseren rechten Flügel angreifen. Ein ohrenbetäubendes Krachen erfüllt die Luft. Die deutschen Flieger greifen schon zum zweiten Mal die vorderste Kampflinie an, um unsere Panzerabwehr niederzuhalten...

... Zwanzig Minuten später fliegen unsere Schlachtflugzeuge hinüber. Fast zur gleichen Zeit fangen die Deutschen an, unseren Gefechtsstand zu bombardieren. Die Explosionen kommen näher und näher. Man kann fast nicht mehr sein eigenes Wort verstehen. Der Telefonist brüllt aus vollem Halse, aber ruhig, silbenweise ins Telefon: „Ei-nen Au-gen-blick, ich kann nichts ver-ste-hen." Den Luftangriff erwähnt er nicht, das versteht sich von selbst. Neue Berichte über abgeschossene Panzer treffen ein. „Es scheint, die Lage entspannt sich heute etwas", bemerkt Gorischny. „Wieso?" — „Spürst du denn das nicht selbst?" Ich schweige. Offen gesagt, merke ich selbst nichts davon, besonders jetzt, nachdem ich während des Bombenangriffs furchtbare Ängste ausgestanden habe.

Von der linken Flanke wird gemeldet, daß weitere 14 deutsche Panzer außer Gefecht sind. Über uns fliegen wieder „Bostons" in Richtung der deutschen Stellungen. Es dämmert. Wenn doch endlich die Nacht hereinbräche!

Konstantin Simonow





Am 25. März 1944 stießen Einheiten der Roten Armee zur Staatsgrenze der Sowjetunion am Fluß Prut vor. Im Herbst 1944 war die gesamte Staatsgrenze der UdSSR vom Polargebiet bis zum Schwarzen Meer durch neue, großangelegte Angriffsoperationen wiederhergestellt worden.

Der Sieg der sowjetischen Streitkräfte im Sommer 1943 in der Kursker Schlacht schuf günstige Voraussetzungen für neue militärische Erfolge. Besonders stark waren diese am Südflügel der sowjetisch-deutschen Front, im Donbaß und am linken Dneprufer in der Ukraine. Das OKW versuchte, den Rückzug seiner Truppen aufzuhalten und Belorußland, die Ukraine westlich des Dnepr sowie die Krim um jeden Preis zu halten. Jedoch alle Bemühungen des Feindes waren vergeblich. Gegen Ende des Jahres 1943 befreite die Sowjetarmee zwei Drittel der zeitweilig von den Hitlerfaschisten besetzten Gebiete und bereitete sich auf neue, gegen den Feind gerichtete Schläge vor.

Die entstandene Lage zwang die Regierungen der USA und Englands, die Vorbereitung zur Eröffnung der zweiten Front in Europa zu beschleunigen. Auf der Teheraner Konferenz, die Ende November bis Anfang Dezember 1943 stattfand, vereinbarten die Regierungschefs der UdSSR, der USA und Englands — J. W. Stalin, F. Roosevelt und W. Churchill — den Termin zur Eröffnung der zweiten Front, arbeiteten Grundsätze der Strategie der Koalition aus und tauschten ihre Ansichten zum Problem der Nachkriegsgestaltung der Welt aus. Der erfolgreiche Abschluß der Teheraner Konferenz begrub alle Hoffnungen der Nazipolitiker, die mit dem Zerfall der Antihitlerkoalition rechneten. (Im Juni 1944 wurde nach wiederholtem Aufschub endlich die zweite Front geschaffen: Amerikanische und englische Truppen landeten im Norden Frankreichs, das von den Deutschen besetzt war.)

Anfang des Jahres 1944 leitete die Rote Armee neue Angriffsoperationen an einigen Abschnitten ein. Dies war eine Zeit entscheidender militärischer Erfolge. Von allen Fronten trafen aufregende und freudige Botschaften ein. Ein großartiger Sieg der Armee und des ganzen sowjetischen Volkes war die Offensive der sowjetischen Truppen bei Leningrad und Nowgorod. Die 900 Tage dauernde barbarische Blockade der Stadt an der Newa, die Lenins Namen trägt, endete mit einer Zerschlagung der Hitlerfaschisten.

Eine vernichtende Niederlage erlitten die Truppen der deutschen Wehrmacht und ihrer rumänischen Verbündeten am rechten Dneprufer in der Ukraine und auf der Krim. Am 26. März stießen die Truppen der 2. Ukrainischen Front zur Staatsgrenze der UdSSR am Prut vor.

Im Herbst 1944 war die gesamte Staatsgrenze der UdSSR vom Polargebiet bis zum Schwarzen Meer im Ergebnis neuer großangelegter Angriffsoperationen in Belorußland und auf der Karelischen Landenge, in den Westgebieten der Ukraine und in Moldawien, im Baltikum und im hohen Norden wiederhergestellt. Jetzt, da das Territorium der UdSSR vollständig von den faschistischen Okkupanten befreit war, ging die Rote Armee zur Befreiung der Völker Europas über. Jedoch das Sowjetvolk und seine Streitkräfte mußten gewaltige Kräfte aufbieten und große Opfer bringen, um ihre internationale Pflicht zu erfüllen und die unterdrückten Völker vom Hitlerfaschismus zu erlösen.



Die Grenze

Aufgeregt stehe ich auf einer Anhöhe über dem breit dahinfließenden Prut, am Eingang des Dorfes Baronești. An dieser Stelle haben die Truppen der 2. Ukrainischen Front heute im Morgengrauen erstmalig die Kriegshandlungen außerhalb der Grenzen der Heimat, ins Feindesland, verlegt. Nicht mehr die Frontlinie trennt unsere Truppen von denen des Gegners, sondern die Staatsgrenze.

All die langen Kriegsjahre haben die Sowjetmenschen davon geträumt. Der Soldat von Stalingrad, der sich inmitten verrußter Ruinen in die Frosterde eingrub, die Leningrader Mütter, die ihre entkräfteten kleinen Kinder mit einer Suppe aus Tischlerleim ernährten, wir alle, wohin uns die schwere Zeit des Krieges auch verschlagen hatte, ersehnten die Stunde, da die Flamme des Krieges, die bis dahin unsere Erde verwüstet hatte, auf gegnerisches Territorium überginge.

Die Armeen, die kämpfend durch die Ukraine und Moldawien bis hierher marschiert sind, haben Tausende von Kilometern versengter Erde, zerstörte Städte, unzählbare niedergebrannte Dörfer, verunkrautete Felder, Gräben voller Leichen hinter sich. Und nun wird der Krieg mit allen seinen Schrecken von der Schwelle unseres Hauses gejagt. Von dem Hügel, auf dessen Gipfel ein altes Kruzifix steht, sehe ich den Prut, hinter dem sich die Ufer der Flußniederungen dunkel abheben, und weiter, ähnlich einer kleinen Schafherde mit ihrem Leithammel an der Spitze, steigen kleine weiße Häuschen, die von einem niedrigen kleinen Kirchlein angeführt werden, den Hügel empor. Das ist Rumänien …

Ohne abzuwarten, bis die Pioniere die mitgeführten Landungsboote ins Wasser lassen, springen wir auf die baufällige Dorffähre, auf die die findigen Artilleristen schon ihre leichte Panzerabwehrkanone hinaufbefördert haben. Diese erfahrenen Soldaten, braungebrannt und mit Bartwuchs bedeckt während dieser stürmischen Offensive, sind offensichtlich aufgeregt. Die alltägliche Kampfanspannung erhöht sich noch durch das Empfinden, daß sie hier, an diesem Übergang über den Fluß, einem einmaligen Ereignis beiwohnen. Sie treiben nicht nur den Feind, was ihnen in den letzten Monaten schon zur Gewohnheit geworden ist, sondern vertreiben auch den Krieg vom Heimatboden.

„Rumänien", ruft ein Mann mit einem dichten Schnurrbart, vielleicht noch ein Teilnehmer des Bürgerkrieges, heiser aus.

„Auf nach Rumänien!" schreit ein ausgelassener MPi-Schütze in einer erbeuteten Wachstuchjacke und stampft vor Ungeduld mit den Füßen auf.

Zusammen mit den anderen ziehe ich ungeduldig an dem nassen, vor Teer klebrigen Seil und stelle schon in Gedanken einen Bericht zusammen, den ich, falls ich Glück habe, noch heute abend per Militärfernschreiber an die „Prawda" durchgebe. Das wird ein großartiger, eindrucksvoller Bericht sein. Ich habe schon eine Überschrift: „Im Feindesland". In Feindesland — das muß in Moskau anläßlich des lang erwarteten Ereignisses ausgezeichnet klingen.

Die Fähre nähert sich allmählich der Anlegestelle. Noch bevor es soweit ist, springen alle herunter, die einen auf den Steg, die anderen ans Ufer, einige plumpsen auch ins Wasser. Im Uferschilf stehen verlassene Kanonen und „Panther", die wahrscheinlich im Hinterhalt gelauert haben. Der Wind weht verschiedenfarbige Papiere einer Stabskanzlei über den Strand. Aber das ist uninteressant. Wir sehen uns neugierig um. Man bedenke nur — das ist ja schon Rumänien! Wir befinden uns auf dem Boden des Feindes. Aber wirklich des Feindes?

Schon hier, am Ufer, kommen mir die ersten Zweifel, ob meine Überschrift für den Zeitungsbericht zu diesem Ereignis wirklich so gut ist?

Die ersten rumänischen Dörfer auf dem Marschweg unserer Einheiten sind leer. Die Menschen hatten sie eilig verlassen und, wie es scheint, nichts mitgenommen, sondern nur das Vieh fortgetrieben. Hinter den Bretterzäunen laufen hungrige Hunde hin und her. An den Wänden der weißen Häuschen mit den originellen kleinen Terrassen und den dazugehörigen Trauben von Maiskolben leuchten uns die sattsam bekannten Plakate der Deutschen entgegen, dieses Mal in rumänischer Sprache. Ein Kosake mit einem Schopf hebt unter rohem Gelächter ein nacktes Baby auf die Lanze … Betrunkene, bärtige Leute mit tierähnlichen Gesichtern und riesigen roten Sternen auf den zottigen Pelzmützen schleifen ein schreiendes Mädchen weg und stoßen eine alte Frau beiseite, die sich an ihre Stiefel klammert … Die gleichen bärtigen Kerle hängen wieder unter wildem Lachen einen


СССР

Geistlichen am Querbalken der Kirchentür auf ... Der gleiche Geistliche und noch ein paar Leute, die den Eindruck von Intelligenzlern machen, sind an die Zäune genagelt, und Offiziere mit Sternen und vielen Orden schießen auf sie wie auf Zielscheiben ... Diese Goebbelsschen Machwerke wurden uns auf unserem offensiven Vormarsch schon seit langem zum Überdruß. Wahrscheinlich erschöpft sich darin Dr. Josef Goebbels' grenzenlose Phantasie. Für Rumänien hat er sich schließlich nichts Neues ausgedacht, sondern nur das ins Rumänische übersetzt, was wir in der Ukraine und in Moldawien schon gesehen haben. Diese Plakate sind so offensichtlich absurd, daß man sich dort, hinter dem Prut, nicht einmal die Mühe gemacht hat, sie abzureißen. Sie konnten niemanden überzeugen ... Aber diese leeren Dörfer ... Konnten denn derartige plumpe Fälschungen auf irgend jemanden Eindruck machen?

Am Ende des Dorfes mit dem für uns ungewöhnlichen Namensende „şti" entdeckten wir in einem der Häuschen einen uralten Mann in einem langen weißen Hemd, weißen kurzen Hosen, aus denen seine hageren braungebrannten Beine wie Wurzeln herausragten. Auf dem Kopf hatte er einen Hut. Ich ging zusammen mit meinem freiwilligen Dolmetscher, einem brünetten jungen Soldaten aus Moldawien, zu ihm. Das erste, was der Alte tat, als er meine Offiziersschulterstücke sah, war ein Versuch, mir die Hand zu küssen. Dem zuvorkommend, küßte ich ihn selbst auf seine rauhe stachlige Wange. Er starrte mich versteinert an, als sei etwas Übernatürliches geschehen. Dann fing der Alte an zu erzählen, und wir erfuhren, daß nicht diese blödsinnigen Plakate, die von den faschistischen Gaunern aus der Propaganda-Kompanie angebracht worden waren, sondern stärkere Argumente die Einwohner gezwungen haben, ihr Dorf zu verlassen. Gestern in aller Frühe waren „eiserne Gardisten" gekommen und hatten allen befohlen, das Notwendigste auf Fuhrwerke zu laden und ins Innere des Landes zu gehen. Gesagt wurde, daß alle diejenigen, die sich nicht fügen, erschossen und ihre Häuser verbrannt werden. In der Nacht, als am Flußübergang der Kampf begann, hatten die von der „eisernen Garde" jedoch nicht das geringste Interesse, ihre Kräfte mit der russischen Aufklärung, die den Fluß schon in Schlauchbooten überquert hatte, zu messen, und machten sich unbemerkt aus dem Staube. Unsere Bauern aber fanden einen dritten Ausweg — sie zogen weder ins Landesinnere noch blieben sie zu Hause, sondern flüchteten in die mit Schilf bewachsene Flußniederung und nahmen ihre wertvollste Habe sowie das Vieh mit.

„Der alte Nicolae ist hiergeblieben", sagte der Alte mit scheppernder Stimme, während er von sich in der dritten Person redete, „womit kann einer von diesen Banditen dem alten Nicolae, der, Gott sei Dank schon lange genug auf dieser Welt gelebt hat, Angst einjagen? Mit dem Gewehr? Was bedeutet dem alten Nicolae ein Gewehr, wenn er sich schon vor einem Jahr seinen Sarg gezimmert hat. Der rote Offizier kann dem alten Mann glauben, daß seine Leute aus dem Dorf zurückkommen, daß sie auf jeden Fall zurückkehren werden, sobald sie erfahren, daß die Russen niemandem etwas antun."

Der Alte nahm wohlwollend eine Papiros vom Dolmetscher entgegen, drehte sie voller Verwunderung in seinen Händen, rauchte sie aber nicht an. Sicherlich hatte er den Sinn des langen Pappmundstücks nicht begriffen, er steckte sie hinters Ohr.

Das war der erste Vertreter der rumänischen Zivilbevölkerung, der mir ein Interview gewährte. Ob er die Wahrheit sprach oder vielleicht aus Angst, daß ihm etwas passieren könnte, log?

Bald aber stellte sich heraus, daß er uns nicht betrogen hatte. Aus dem Schilfdickicht kehrte ein Menschenstrom ins Dorf zurück — braungebrannte Männer in hohen Mützen aus Schaffell, hagere, dunkelhäutige Frauen und flinke Kinder. Wie nach der Rückkehr von der Weide schleppten sich schwerfällig die Kühe dahin und grasten gelassen am Wegrand. Kleine Schafherden trippelten vorwärts.

Das Dorf erwachte direkt vor unseren Augen zu neuem Leben. Schon kräuselten sich behagliche graue Rauchwölkchen über den Dächern. Junge Bäuerinnen standen barfüßig auf den kleinen Terrassen am Haus und schauten mit furchtsamer Neugier auf die durchfahrenden, verstaubten Kanonen und die Gesichter der Soldaten, die mit einer grünlichen Staubschicht wie mit einer Maske bedeckt waren. Kleine Jungen umringten die Panzersoldaten, die sich neben ihren Fahrzeugen die Beine vertraten. Die Mutigeren unter ihnen baten die Soldaten um Münzen, Uniformknöpfe, Streichholzschachteln und anderes zum Andenken. Als der Tag zur Neige ging und wir uns, ermüdet und erschöpft, bis zur Flußübergangsstelle schleppten, wo im Schutz der sandigen Uferböschung, durch Äste vor Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt, noch Leichen in einer Reihe lagen, erblickten wir ganz in der Nähe ein friedliches Bild. Ein robuster Panzersoldat, der die Beine von einem kampfuntüchtigen „Ferdinand" herunterbaumeln ließ, zog die Bälge seines abgeschabten Bajans auseinander, das schon viel mitgemacht hatte. Einige junge Burschen aus einer Pioniereinheit, wahrscheinlich aus der, die schon einen festen Übergang über den Fluß geschlagen hatte, blickten von Zeit zu Zeit frech zu den

fremdländischen Mädchen hinüber, die, zu einem schüchternen Haufen zusammengedrängt, abseits standen, und zeigten so komische Tänze, die dieses singende, von altersher aufs Tanzen versessene Land wahrscheinlich noch nie gesehen hatte.

Ein Stückchen weiter, am Unterstand der Fährleute, saßen Rumänen im zertretenen Gras. Sie saßen auf untergeschlagenen Beinen, die in geflochtenem Schuhwerk steckten. Es waren diejenigen, die unseren Soldaten beim Bau des Flußüberganges geholfen hatten. Sie rauchten gemächlich russische Papirossy.

Was las ich, ein Journalist im Kriege, der nur noch wenig Zeit hatte, um einen Bericht über die ersten jenseits des Prut verbrachten Stunden nach Moskau durchzugeben, auf ihren verwitterten müden Gesichtern? Verwunderung? Zweifellos! Sogar Verlegenheit. Neugier? Natürlich, sogar brennende. Heimliche Furcht? Nein, Furcht hatte wohl keiner. Haß? Nein, nein und nochmals nein!

An diesem Tage hatte ich großes Glück, wie das in unserem unruhigen Journalistendasein nicht oft der Fall ist. Ich war in Rumänien gewesen, hatte mit der Bevölkerung gesprochen und sogar die Helden der Übersetzmanöver, die als erste am fremden Ufer gelandet waren, gefunden. Trotz der Raserei der deutschen Luftwaffe, die heute, der Teufel soll sie holen, überhaupt nicht vom Himmel verschwindet, erreichte ich ohne Zwischenfall und außer Gefahr unser Ufer, fand den Armeefernschreiber, setzte meinen Text auf und gab den Bericht durch. Nur die Überschrift des Berichtes war ein wenig anders, nicht so, wie ich sie mir auf dem Wege nach Rumänien ausgedacht hatte. „In Rumänien" überschrieb ich diesen Bericht.

Boris Polewoi

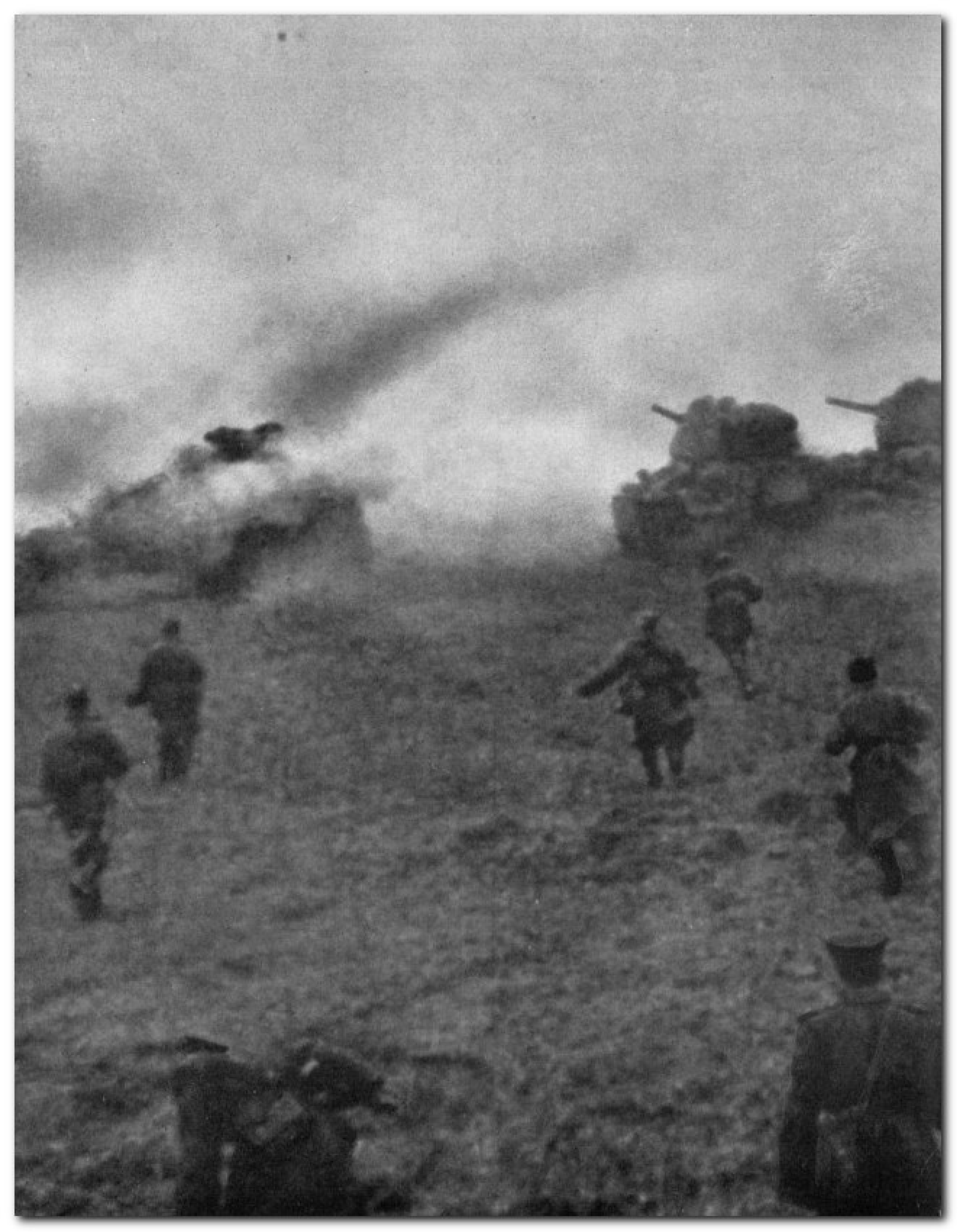


POLEN



Am 21. Juli 1944 wurde in dem durch die sowjetischen Streitkräfte und die Polnische Armee befreiten Gebiet Polens eine Volksregierung gebildet — das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung. Am 22. Juli veröffentlichte die Regierung das Manifest „An das polnische Volk". Seitdem wird dieser Tag als der Tag der Wiedergeburt Polens begangen.








S



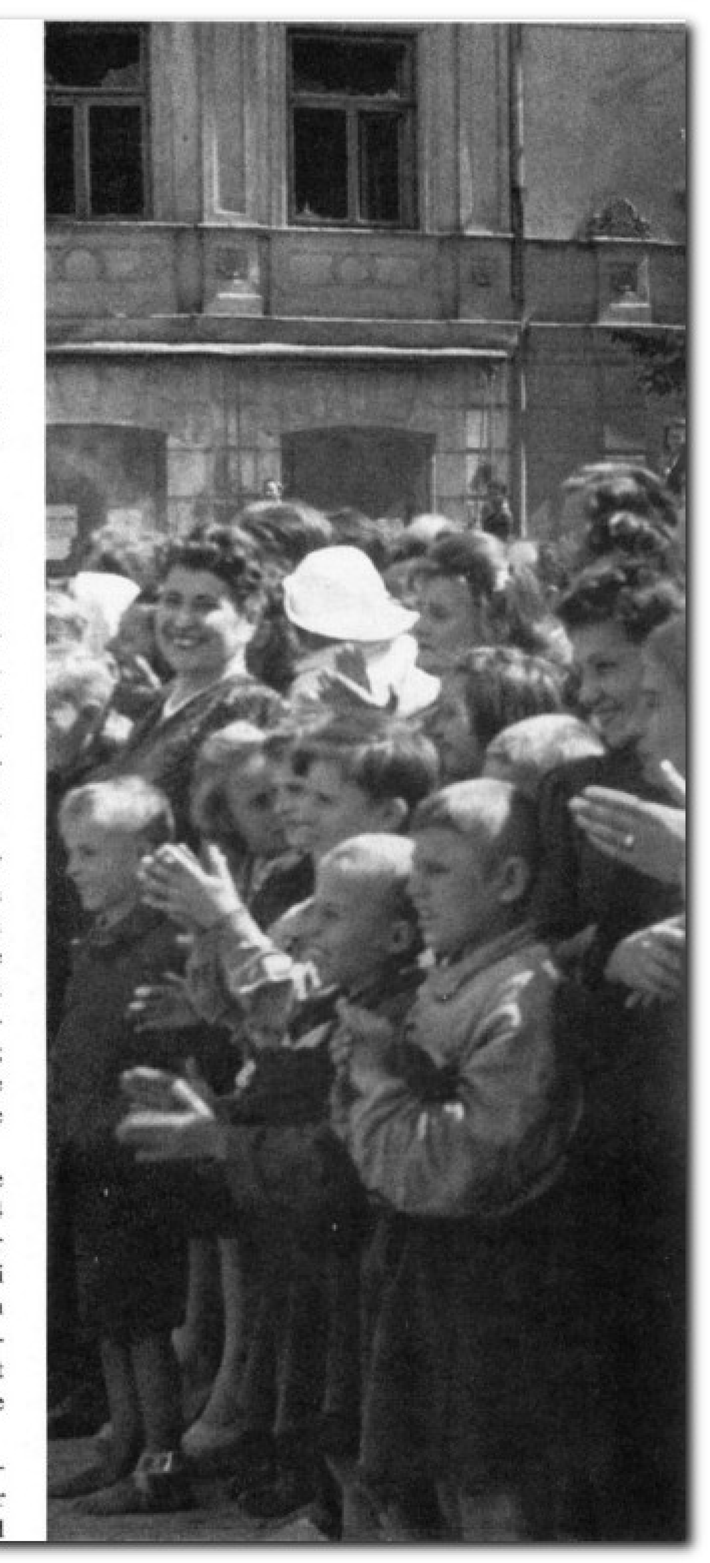
Von polnischem Boden aus entfesselten die Hitlerfaschisten im Jahre 1939 den zweiten Weltkrieg in Europa. Unter dem Angriff der vielfach überlegenen Streitkräfte Hitlerdeutschlands, verraten von seinen westlichen Verbündeten, war Polen innerhalb kurzer Zeit zerschlagen. Mit der Eroberung des Landes wollten die Faschisten den polnischen Staat liquidieren, seine tausendjährige Geschichte ausradieren und das polnische Volk in Sklaven des Hitlerreiches verwandeln. Poznań, das Küstengebiet, Oberschlesien, Łódź und andere Gebiete mit einer Bevölkerungszahl von 10 Millionen wurden dem faschistischen Reich einverleibt. Aus dem übrigen Gebiet Polens bildeten die Nazis ein sogenanntes „Generalgouvernement".

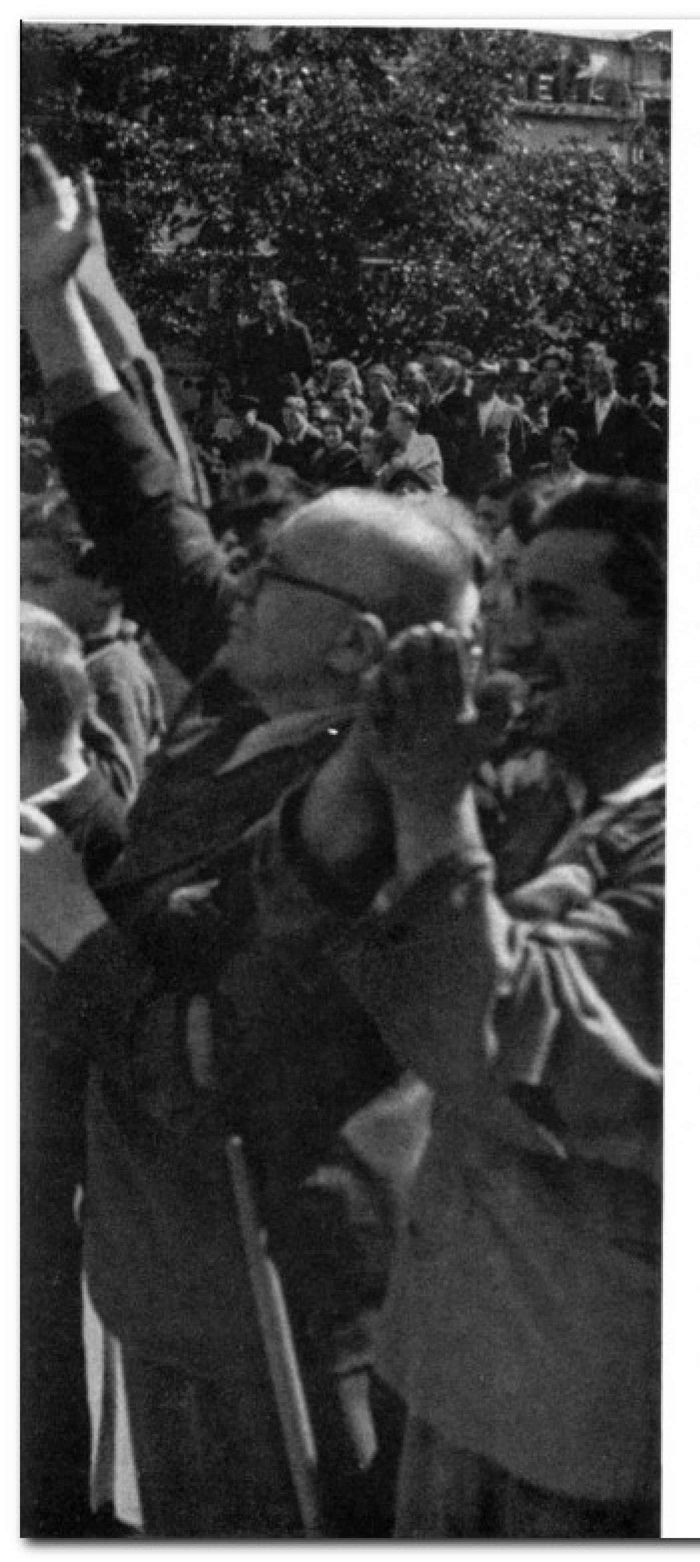
Schrecklicher Terror wütete im besetzten Polen. Zu den ersten „Maßnahmen" der faschistischen Eroberer gehörte die Errichtung von Todeslagern in Majdanek, Treblinka, Oświęcim (Auschwitz) und anderen Orten. Die Faschisten vernichteten hier unter Anwendung grausamster Foltermethoden Millionen unschuldiger Menschen — Bürger Polens und vieler anderer europäischer Länder. Polen selbst verlor in den Jahren des Krieges über ein Fünftel der Bevölkerung, über sechs Millionen seiner Söhne und Töchter.

Jedoch weder Unterdrückung noch Terror der Hitlerfaschisten konnten den Willen der polnischen Patrioten brechen. Unter Führung der Polnischen Arbeiterpartei kämpfte das Volk heldenhaft um seine Befreiung, kämpfte es in Partisanenabteilungen und illegalen Organisationen gegen die Okkupanten. Besonders stark war die polnische Widerstandsbewegung im Jahre 1944, als die Rote Armee von neuem die Faschisten schlug und sich der polnischen Grenze näherte.

Die unmittelbare Befreiung der polnischen Erde von den deutschen Eroberern begann im Sommer 1944 im Verlaufe der Belorussischen Operation und der Operation von Lwow—Sandomierz. Am 20. Juli 1944 bezwangen die Truppen der 1. Belorussischen Front den Westlichen Bug und betraten als erste polnisches Territorium. Unter den Truppen dieser Front kämpfte auf den Zugängen nach Warschau auch die 1. Armee der Wojsko Polskie heldenhaft.

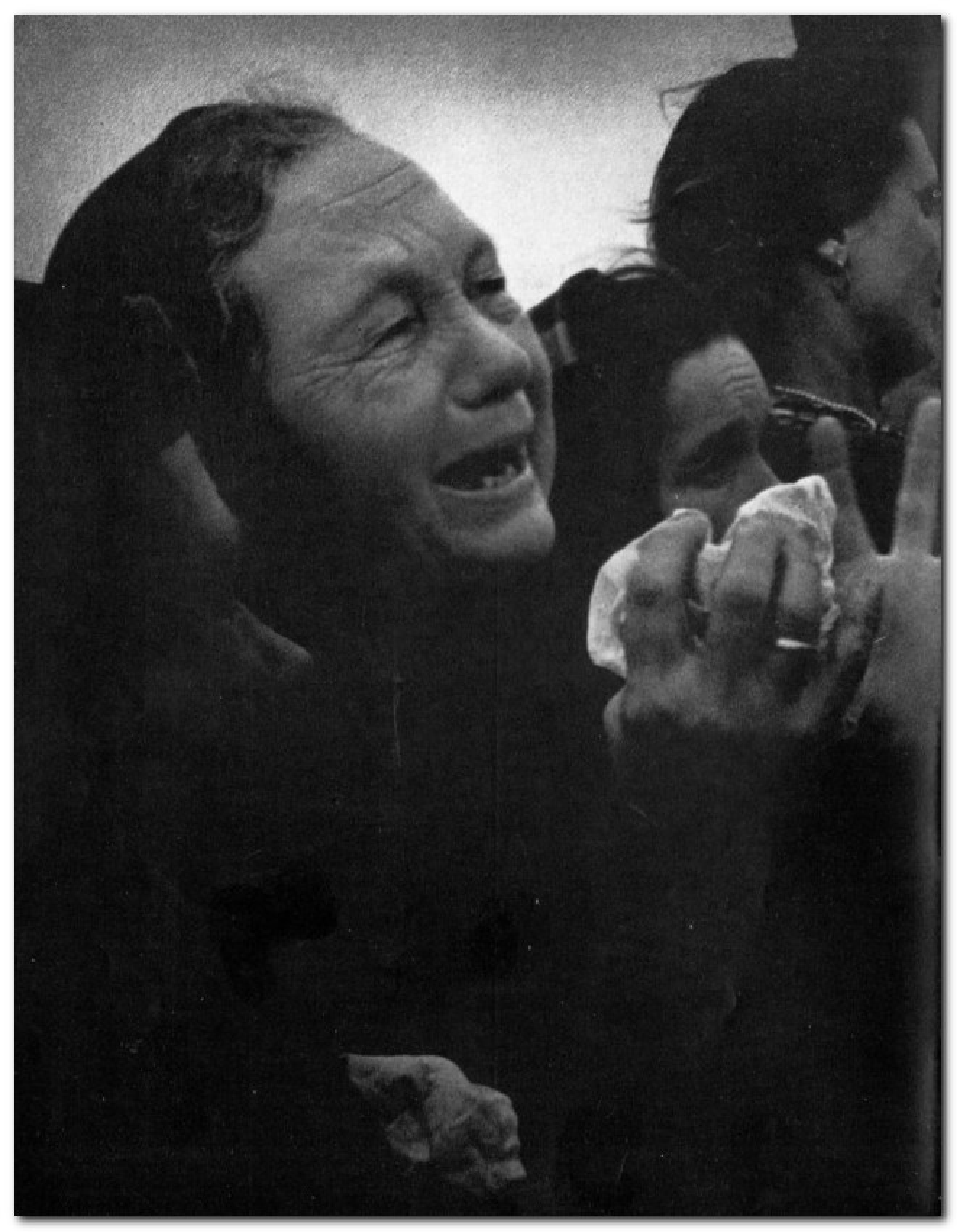
Der Kampf des polnischen Volkes um die Befreiung von den deutsch-faschistischen Eroberern war langwierig und hart. Er dauerte fast 10 Monate und





war erst Anfang Mai 1945 beendet. Dies war eine Zeit gewaltiger Schlachten auf einem Territorium, das von der Ostsee bis zu den Karpaten und vom Westlichen Bug bis zur Neiße reichte. An den Operationen um die Befreiung Polens nahmen über 3 Millionen sowjetische Soldaten und Offiziere teil. Schulter an Schulter mit den sowjetischen Truppen kämpften die 1., später auch die 2. Armee der Wojsko Polskie um die Freiheit ihrer Heimat. Die heldenhafte Kościuszko-Division, die im Herbst 1943 bei der Ortschaft Lenino in Belorußland ihre Feuertaufe bekommen hatte, beendete ihren Kampfmarsch im Mai 1945 in den Straßen Berlins.

In den Kämpfen um die Befreiung Polens starben etwa 600 000 Angehörige der Roten Armee den Heldentod. Das Andenken an die auf polnischem Boden gefallenen Soldaten wird von dem sowjetischen und dem polnischen Volke auf ewig in Ehren gehalten.



Das Vernichtungslager

1

Ende 1940 erschienen 2 Kilometer entfernt von Lublin, auf einem großen freien Feld, das sich rechts der Chełmer Chaussee hinzog, einige Offiziere der Waffen-SS sowie Landmesser mit Bandmaßen. Einige Tage später wurde hier ein riesiges Grundstück abgemessen, das fast das ganze freie Feld mit einer Gesamtfläche von 25 km² erfaßte. Auf den bei der Gestapo angefertigten Plänen dieses Baugrundstückes waren sechzehn große Quadrate eingezeichnet, die jeweils zwanzig gleich große Rechtecke enthielten. Die Rechtecke stellten Baracken dar, die Quadrate — sogenannte Felder — Sektoren, die von allen Seiten mit Stacheldraht umgeben waren. Der erste Plan hatte die Überschrift „Lager Dachau 2", die später verschwand. Die Gestapo baute hier bei Lublin ein Konzentrationslager von unübertroffener Größe, das im Hinblick auf die Anlage eine genaue Kopie des bekannten Lagers Dachau in Deutschland war, nur übertraf dieses Lager das Lager Dachau einige Male an Größe. (Später erlangte dieses Lager traurige Berühmtheit unter dem Namen Majdanek. Die Red.)

Mit dem Bau begann man im Winter 1941. Etwa ab August 1941 wurde das erste Tausend russischer Kriegsgefangener und Zivilpersonen als Arbeitskräfte in das sich in Bau befindliche Lager gebracht. Zu diesem Zeitpunkt war das erste Feld oder, wie die Deutschen dieses Feld nannten, „der erste Block" im Lager schon zur Hälfte bebaut, darin standen schon zehn Baracken …

… Die Anzahl der mit dem Bau beschäftigten Menschen wuchs allmählich an. Bald trafen nach den Russen große Gruppen politischer Häftlinge, Tschechen und Polen, ein, die aus anderen Lagern, wo sie schon im Jahre 1933 gesessen hatten, hierher überführt wurden. Im Herbst 1941 brachte man die ersten zweitausend Juden aus dem Lubliner Ghetto zur Arbeit hierher. Ihnen folgten im Dezember 1941 700 Polen aus dem Lubliner Schloß. Dann gerieten 400 polnische Bauern ins Lager, die nicht rechtzeitig ihre Steuern ans Deutsche Reich abgeliefert hatten. Im April 1942 kamen Transporte mit 12 000 Menschen aus der Slowakei — es handelte sich um Juden und Polithäftlinge. Den ganzen Mai hindurch trafen neue Transporte aus der Tschechei, aus Österreich und Deutschland

ein. Der Lagerbau vollzog sich in äußerst angespanntem Tempo, so daß im Mai der erste, zweite, dritte und vierte Block fertiggestellt waren, wo ca. 40 000 Personen untergebracht werden sollten.

Den Monat Mai 1942 kann man als abgeschlossene erste Etappe in der Geschichte des Lagers betrachten. Dies bedeutete eine Zeit fieberhafter Bautätigkeit. Jetzt, da schon Baracken für 40000 Menschen standen, da die Haupt-, Neben- und Sondergebäude ausgebaut waren und alles doppelt mit Stacheldraht eingezäunt war, der größtenteils unter elektrischem Strom stand, war die Gestapo der Ansicht, daß das Lager den Betrieb aufnehmen könne. Es wurde ständig vergrößert und wäre, obwohl das Bautempo allmählich nachließ, unendlich gewachsen, wenn unsere Truppen nicht Lublin eingenommen hätten. Ab Mai 1942 wurde das Lager nur noch wenig ausgebaut, ohne Eile und immer mehr vervollkommnet. Im Mai 1942 wurde dieses Lager, das in offiziellen Papieren den Namen „Lubliner SS-Konzentrationslager" trug, in inoffiziellen Dokumenten, Briefen und Notizen sowie im Gespräch schon anders benannt: „Vernichtungslager".

Auf dem freien Feld rechts der Chełmer Chaussee, 2 Kilometer von Lublin entfernt, errichteten die Deutschen die größte „Todesfabrik" in Europa, deren hauptsächliches und einziges Ziel in der einfachsten, praktischsten und schnellsten Vernichtung möglichst vieler Menschen bestand, von Kriegsgefangenen und politischen Häftlingen. Die Lagerorganisation war in jeglicher Hinsicht einzigartig. In anderen deutschen Werkstätten des Todes konnte man all jene Elemente einzeln antreffen, die zum System des Lubliner „Vernichtungslagers" gehörten. Aber nirgendswo haben sich die furchtbaren Erzeugnisse deutscher Grausamkeit in ihrer Vollständigkeit oder besser Komplexität so offensichtlich unseren Augen dargeboten wie hier. Uns sind solche Lager wie Dachau, Oświęcim oder das „Großlazarett" in Slawuta, wo Häftlinge wie Kriegsgefangene allmählich durch Schläge, Hunger und Krankheiten umgebracht wurden, bekannt. Jedoch im Lubliner „Vernichtungslager" war das eine mit dem anderen verbunden. Hier lebten in Baracken Zehntausende Häftlinge, die unaufhörlich an ihrem eigenen Gefängnis bauten und umbauten. Hier gab es Tausende Kriegsgefangene, die seit Herbst 1942 nicht zur Arbeit zugelassen wurden, eine im Vergleich zu den Häftlingen geringere Verpflegungsration erhielten und schnell vor Hunger und Krankheiten starben. Hier gab es Felder des Todes mit Scheiterhaufen und Verbrennungsöfen, wo die Menschen zu Tausenden und Zehntausenden vernichtet wurden. Je nach Größe des Transports wurden sie nur für einige Stunden oder Tage im Lager untergebracht, um durchsucht und ihrer Kleidung beraubt zu werden. Hier gab es die gewöhnlichen Vergasungswagen und die massiv gebauten betonierten Kasematten, wo der Erstickungstod durch „Zyklon" eintrat. Hier wurde nach einer altindischen Weise verbrannt, der allerprimitivsten: eine Holzschicht, eine Schicht Leichen, eine Holzschicht, eine Schicht Leichen. Hier wurde in primitiven Verbrennungsöfen, die die Form von großen metallenen Kesseln hatten, in eigens zu diesem Zweck errichteten und vervollkommneten Krematorien im Blitzverfahren verbrannt. Hier wurde in Panzergräben erschossen und mit einer Eisenstange getötet, indem man die Halswirbel durchschlug. Hier wurde im Bassin ertränkt und auf verschiedene Art und Weise erhängt, von dem gewöhnlichen Galgen mit Querbalken angefangen bis zu dem vervollkommneten Feldgalgen mit Blocksystem und Schwungrad. Das Lager war eine Todesfabrik. Die tägliche Menge der umzubringenden Menschen war von zwei Faktoren abhängig: erstens — von der Anzahl der Neuzugänge, zweitens von der benötigten Anzahl von Arbeitskräften in dieser oder jener Etappe der unentwegt andauernden Bautätigkeit.

Endgültige Zahlen lassen sich erst später feststellen. Hier nur einige vorläufige Angaben. Insgesamt war das Lager über drei Jahre in Betrieb. Als die Rote Armee in Lublin eintraf, fand sie im Lager nur einige Hundert Russen. Als wir im Frühjahr nach Kowel vorstießen, haben die Deutschen laut Zeugenaussagen 12 000 bis 16 000 Häftlinge aus dem Lager abtransportiert. Wenn man die Zahl 16 000 annimmt, so sind insgesamt gegen Ende des Bestehens des Lagers nicht ganz 17 000 Menschen übriggeblieben. Unterdessen betrug die durchschnittliche Anzahl der Häftlinge im Jahre 1943 nach den wöchentlichen Berichten der Lagerkommandantur etwa 40 000 Menschen und schwankte um einige Tausend Menschen nach oben oder unten. Wenn man die Gesamtzahl der in den über drei Jahren ins Lager Eingelieferten nimmt, so wird klar, daß zwischen der Gesamtmenge der ins Lager verschleppten Menschen und der letzten Anzahl von 17 000 Menschen eine Differenz von vielen Hunderttausend Menschen besteht. Diese Ziffer entspricht etwa der Anzahl der im Lager umgebrachten Menschen, nicht einbezogen jene, die in den Tod gingen, ohne als Häftlinge registriert zu werden. All diese Angaben sind offiziellen Berichten der Lagerverwaltung seit Bestehen des Lagers entnommen.

Als ich von dem Häftlingszugang im Anfangsstadium des Lagerbaus sprach, unterbrach ich bei Mai 1942. Im April und Mai des Jahres 1942 trafen Massentransporte von Juden aus dem Lubliner und aus den Ghettos der Umgebung ein. Im Laufe des



Sommers kamen noch 18 000 Menschen aus der Slowakei und der Tschechei. Im Juni 1942 wurden Polen gebracht, die der Partisanentätigkeit beschuldigt worden waren. Allein dieser Transport bestand aus 1500 Menschen. Im gleichen Monat traf ein großer Transport politischer Häftlinge aus Deutschland ein. Im Dezember 1942 wurden aus dem Lager Oświęcim bei Kraków einige Tausend Juden und Griechen hierher überführt. Am 17. Januar 1943 wurden 1500 Polen und 400 Polinnen aus Warschau, am 2. Februar 950 Polen aus Lwow, am 4. Februar 4000 Polen und Ukrainer aus Taloma und Tarnopol eingeliefert. Im Mai 1943 trafen 60 000 Menschen aus dem Warschauer Ghetto ein. Den ganzen Sommer und Herbst 1943 kamen in Abständen von einigen Tagen Transporte aus allen deutschen Stammlagern wie Sachsenhausen, Dachau, Flossenburg, Neuengamme, Großenrosen und Buchenwald. Nicht ein einziger Transport bestand aus weniger als 1000 Mann. Woher die Neuankömmlinge waren, erfuhr man im Lager nicht nur von ihnen selbst, sondern man sah es auf den ersten Blick ihrem Äußeren an: Jedes Lager hatte seine eigenen Gepflogenheiten. In Oświęcim zum Beispiel war es üblich, allen Häftlingen, einschließlich Frauen, die Haare zu scheren und die Häftlingsnummer nicht wie überall um den Hals zu hängen, sondern auf dem Arm einzubrennen. Aus Buchenwald kamen Leute, die nur schwer das Sonnenlicht vertragen konnten. In einer Nebenstelle dieses Lagers, genannt „Dora", existierte in den Felsen ein unterirdisches Werk, in dem die berüchtigten „V-1" produziert wurden, ferngelenkte Geschosse der Deutschen. Dort arbeiteten ausschließlich Slawen, hauptsächlich Polen und Russen. Sie arbeiteten, ohne jemals das Tageslicht zu erblicken, und nach einem halben Jahr Arbeit unter der Erde war ihre Sehkraft so geschwächt, daß sie unverzüglich ins „Vernichtungslager" Lublin abtransportiert wurden.

Ich führte hier einige Zahlen an und nannte einige Lager nicht deswegen, weil ich die Gesamtzahl der Ermordeten ermitteln wollte, sondern um einen Teil des Gesamtbildes sichtbar zu machen. Ergänzend dazu muß noch einiges über die nationale Zusammensetzung der ins Lager gebrachten Menschen berichtet werden. Viele Menschen, die im Lager vernichtet wurden, waren Polen. Unter ihnen Geiseln, Partisanen und solche, die dafür gehalten wurden, Verwandte von Partisanen und viele Bauern, hauptsächlich aus jenen Gebieten vertrieben, die von Deutschen kolonisiert wurden. Die Anzahl umgebrachter Russen und Ukrainer war die zweitgrößte nach der der Polen. Genau so groß ist die Zahl der von den Deutschen ausgerotteten Juden, die buchstäblich aus aller Herren Ländern, angefangen von Polen bis Holland, ins Lager geschleppt worden waren. Weitere eindrucksvolle Zahlenangaben, von denen jede einige Tausend überschreitet, beziehen sich auf Franzosen, Italiener, Holländer, Griechen. Geringere, aber immer noch beachtenswerte Ziffern entfallen auf Belgier, Serben, Kroaten, Ungarn, Spanier (letztere sicherlich unter den in Frankreich festgenommenen Republikanern). Außerdem wurden in den Unterlagen der Ermordeten Dokumente von Personen verschiedenster Nationen gefunden, Norwegern, Schweizern, Türken und sogar Chinesen. In einem Zimmer des Lagerbüros, dessen Fußboden von Unterlagen, Pässen, Ausweisen der Umgebrachten übersät ist, nehme ich aufs Geratewohl einige dieser Papiere und habe im Laufe von zehn Minuten Dokumente von Vertretern fast aller europäischen Nationen gefunden. Hier der Paß von Sofja Jakowlewna Dussewitsch aus dem Dorf Konstantinowka, Gebiet Kiew, Ukrainerin, Arbeiterin, geboren 1917. Ein Dokument mit dem Stempel „République Française" von Eugen Duramé, Franzose, Metallarbeiter, geboren in Havre am 22. September 1888. Ein von der Volksschule Banja Luka ausgestelltes Zeugnis für Ralo Žunić, der die Schule im Jahre 1937 beendet hatte, Glaubensbekenntnis — Mohammedaner, mit den Zensuren „dobar", d. h. „gut", für „Moral, Naturkunde und Geschichte". Ein Paß, ausgestellt in Kroatien für Jatiranović, geboren in Zagreb, der dieses Dokument am 2. Januar 1941 bekommen hatte. Der Paß von Jakob Borhardt, geboren in Rotterdam am 10. November 1918. Das Dokument von Eduard-Alfred Sack, geboren 1914 in Milano auf der Via Plimo 29, „Größe 175, Körperbau kräftig, keine besonderen Kennzeichen". Der Ausweis Nr. 8544, den Savaranti, ein Grieche von der Insel Kreta, erhalten hatte. Der Paß des Deutschen Ferdinand Lothmann, Ingenieur aus Berlin, geboren am 19. August 1872. Das Arbeitsbuch mit dem Stempel „Generalgouvernement" von Zygmund Remak, Arbeiter, geboren am 20. März 1924 in Kraków. Irgendein chinesisches Dokument mit einer Fotografie und Schriftzeichen, die ich nicht lesen konnte. Hier waren Dokumente, mit Blut befleckt und von Wasser aufgeweicht, halb durchgerissen und von Füßen zertreten. Dieser schreckliche Berg von Dokumenten war der Grabhügel von ganz Europa, zusammengepfercht in einem Zimmer …

2

Wenn Sie die Chelmer Chaussee entlangkommen, befinden sich zur rechten Hand in etwa 300 Meter Entfernung Hunderte niedrige graue Dächer, schnurgerade und voneinander abgetrennt durch Stachel-

draht. Das ist eine große Stadt, in der Zehntausende Menschen leben können. Nun biegen Sie von der Chaussee ab und fahren durch ein Tor hinter den Stacheldraht. Sie sehen Reihen sauberer Baracken mit akkuraten Palisadenzäunen, mit Sesseln und Sitzbänken aus Birkenholz. Das sind die Baracken der SS-Wache und der Vorgesetzten. Hier ist auch das „Soldatenheim" — eine eigens dafür erbaute kleinere Baracke, in der das Bordell für die Wachmannschaften untergebracht war. Hierhin kamen ausschließlich weibliche Häftlinge, die, sobald sie schwanger waren, umgebracht wurden.

Weiter folgen die Kammern, wo die den Häftlingen abgenommene Kleidung desinfiziert wurde. In die Decke sind Rohre eingelassen, durch die das Desinfektionsmittel ausströmte. Dann wurden sie abgedichtet, die Türen hermetisch abgeschlossen, und die Desinfizierung konnte beginnen. Und es ist wirklich so: Die Barackenwände, aus Holz gefertigt, die Türen — ohne Eisenbeschlag — eine Bauweise, die davon zeugt, daß hier wohl kaum etwas anderes gemacht werden konnte als Desinfizierung der Kleidung.

Nun öffnen wir die zweite Tür und gelangen in die zweite Desinfektionskammer, die schon völlig anders konstruiert ist. Es ist ein quadratischer Raum mit einer Höhe von etwas mehr als 2 m und ca. 6 × 6 m Fläche. Die Wände, die Decke und der Fußboden sind aus grauem Beton. Von irgendwelchen Ablagen für die Kleider, die wir noch im anderen Raum gesehen haben, ist hier keine Spur mehr. Alles ist nackt und kahl. Die einzige große Stahltür schließt den Eingang hermetisch ab. Sie wird von außen durch gewaltige Stahlklammern zugeklinkt. Die Wände dieser Betongruft haben drei Öffnungen: zwei sind Rohre, die von außen eingemauert sind, die dritte Öffnung ist ein Schauloch, ein kleines viereckiges Fensterchen, das durch ein von innen in Beton eingefaßtes dickes und dichtes Stahlgitter geschützt ist. Das dicke Glas ist von der Außenseite der Wand eingearbeitet, so daß es durch das Gitter nicht berührt werden kann.

Wozu dient das Schauloch? Um diese Frage zu beantworten, öffnen wir die Tür und treten aus der Kammer heraus. Daneben befindet sich eine zweite kleine Betonkammer. Hier ist elektrisches Licht verlegt, und es gibt auch einen Lichtschalter. Von hier kann man durch das Schauloch das gesamte Innere der Kammer übersehen. Hier stehen einige runde, hermetisch verschlossene Büchsen mit der Aufschrift „Zyklon" und weiter mit kleinerer Schrift „Zur Sonderverwendung in den Ostgebieten" auf dem Fußboden. Der Inhalt dieser Büchsen wurde durch das Rohr in die Nachbarkammer geleitet, wenn diese voller Menschen war.



Die Menschen waren nackt, man stellte sie dicht nebeneinander, so daß sie nur wenig Platz einnahmen. Auf 40 m^2 Fläche der Kammer wurden über 250 Menschen zusammengedrängt. Sie wurden dort hineingestoßen, dann schloß man hinter ihnen die Stahltür, verschmierte die Ränder mit Lehm zur besseren Abdichtung, und ein Sonderkommando in Gasmasken schüttete aus den runden Büchsen das Zyklon durch die Rohre in die Kammer. Diese kleinen blauen, äußerlich harmlos wirkenden Kristalle, die bei der Verbindung mit Sauerstoff sofort Giftstoffe absondern, wirken mit einem Schlag auf alle Zentren des menschlichen Körpers. Durch die Rohre wurde das Zyklon eingeschüttet; der für die Erstickung verantwortliche SS-Mann drehte den Schalter, die Kammer wurde erleuchtet, und er konnte durch das Schauloch von seinem Beobachtungspunkt aus den ganzen Prozeß verfolgen, der verschiedenen Angaben zufolge von zwei bis zu zehn Minuten dauerte. Durch das Schauloch konnte er alles sehen, sowohl die schreckerfüllten Gesichter der Sterbenden als auch die allmähliche Wirkung des Gases. Wenn die Menschen starben, brauchte der Beobachtungsposten nicht nach unten zu schauen, denn sie starben, ohne zu Boden zu fallen, die Kammer war so stark überfüllt, daß die Menschen auch tot stehenblieben.

Gehen wir einige Hundert Schritt weiter. Ein leeres Feld. Allem Ansehen nach muß sich hier ein Gebäude befunden haben. Ja, hier stand bis zum Herbst vergangenen Jahres ein Krematorium. Im Herbst wurde der Bau eines anderen, moderneren Krematoriums beendet, zu dem wir jetzt kommen, und dieses hier wurde abgerissen. Der primitive Bau hatte nur eine geringe Kapazität, die viel kleiner war als die der wohldurchdachten, verbesserten Gaskammer. Dieses Krematorium war eine Baracke mit Zementfußboden, auf dem zwei riesige Metallkessel auf einem Ziegelsteinfundament standen. Der Verbrennungsprozeß ging ziemlich langsam vor sich. Natürlich erwartete man hier auch nicht die endgültige Verbrennung der Leichen zu Asche; aber auch bis von den Leichen nur noch verkohlte Knochen übrigblieben, vergingen nicht weniger als zwei Stunden. In beide Feuerräume konnten gleichzeitig 14 Leichen gelegt werden. Auf diese Weise konnte das Krematorium innerhalb von 24 Stunden nicht mehr als 150 Leichen verbrennen, während in der Gaskammer bei einer einzigen, wie man hier zu sagen pflegte, „Vergasung" täglich 300 Menschen getötet wurden. Aus diesem Grunde mußte, bevor das neue Krematorium entstand, an Tagen von Massenvernichtungen ein bedeutender Teil der Leichen auf LKW zu einem hinter dem Lager gelegenen Feld gebracht und vergraben werden.

Die Umzäunung des Lagers besteht aus zwei Reihen Draht, der oben gebogen und an 4 m hohen Pfählen befestigt ist. Beide Pfahlreihen trennt ein Zwischenraum von 2 m, in dem schräg eine dritte Reihe Draht diagonal gezogen ist. Der Draht der dritten Reihe stand unter elektrischem Strom und war mit Isolatoren versehen. Der Strom hatte eine solche Stärke, daß jeder Fluchtversuch ausgeschlossen war.

Ein derartiges System der Elektrifizierung wurde nicht auf einmal eingeführt. Zu Anfang gab es im Lager die gleichen Drahtverhaue, jedoch ohne Strom. Zur Anwendung von elektrischem Strom ging man nach folgendem Ereignis über.

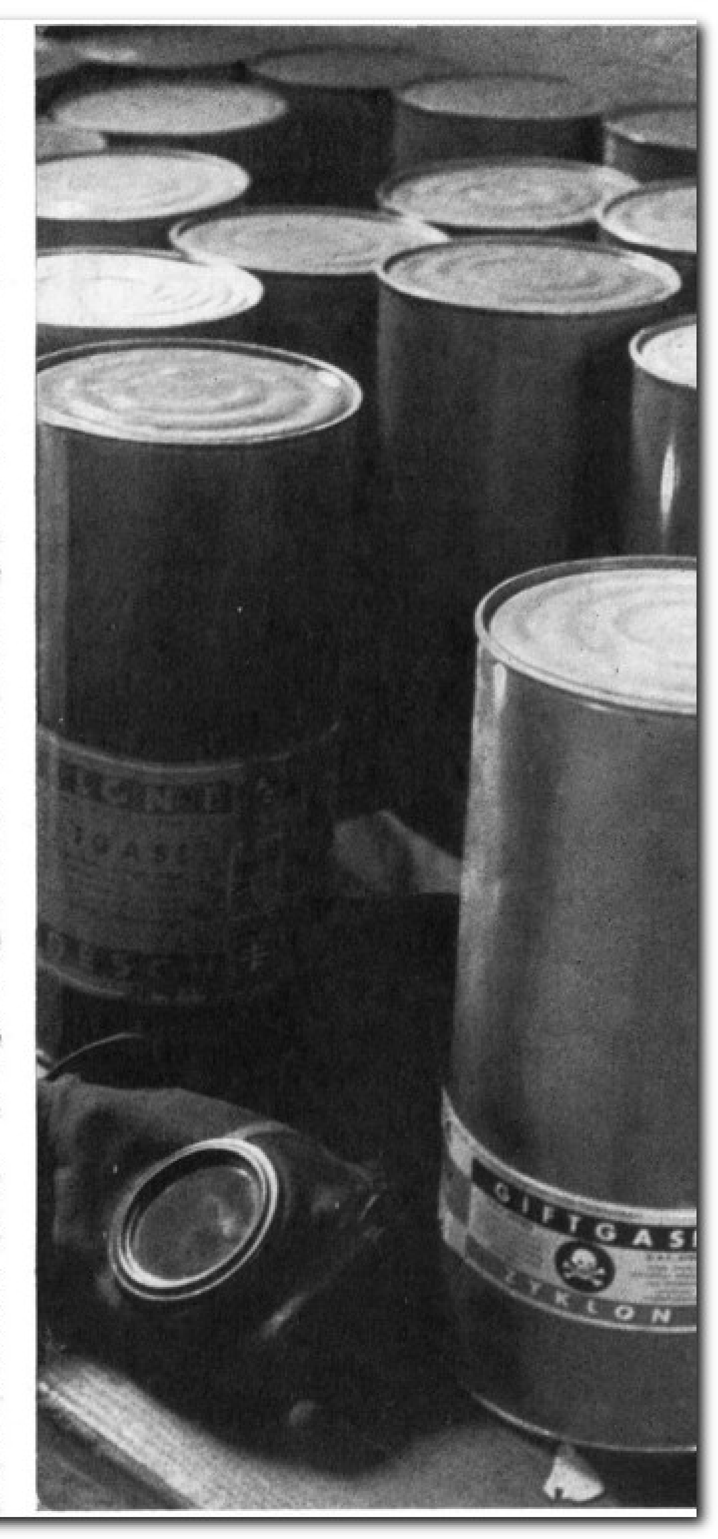
Im Mai 1942 erschlugen 17 russische Kriegsgefangene, die im Krębiecki-Wald in der Nähe des Lagers Erschossene vergraben sollten, mit ihren Spaten sieben Deutsche von der Wachmannschaft und flohen. Zwei von ihnen wurden eingefangen, den anderen gelang es, sich zu verbergen. Daraufhin wurden die im Lager verbliebenen 130 Kriegsgefangenen (von den im August 1941 hier untergebrachten 1000) in einen Block überführt, in dem sich Häftlinge befanden. Eines Abends Ende Juni beschlossen die russischen Kriegsgefangenen zu fliehen, da sie erkannten, daß sie hier umkommen würden. Einige Dutzend Häftlinge blieben zurück. Indem alle vorhandenen Decken gesammelt und je fünf übereinandergelegt wurden, errichteten die Gefangenen Brücken über den Stacheldraht. Die Nacht war dunkel, nur vier von ihnen wurden erschossen, den anderen gelang die Flucht. Die verbliebenen 50 Menschen wurden unmittelbar nach der Flucht in den Hof geführt, mußten sich auf den Boden legen und wurden aus MPi erschossen. Aber mit dieser Repressivmaßnahme begnügten sich die Deutschen nicht. Die Tatsache der gelungenen Flucht war nicht zu leugnen, und die Deutschen elektrifizierten eilig vier von fünf Blöcken. Nur ein Block wurde nicht mit elektrischem Strom abgesichert, hier waren die Frauen untergebracht, von denen kaum eine Flucht zu erwarten war.

Vor uns steht ein weiterer Nebenblock, weniger sorgfältig abgesichert als die Wohnunterkünfte. Übrigens, das ist nicht verwunderlich, denn hierher wurden die Toten und Halbtoten oder die zum Tode Bestimmten und deshalb besonders Bewachten, gebracht. Hier, hinter diesem Drahtverhau, lebte niemand außer der SS und dem Kommando des Krematoriums länger als eine Stunde. In der Mitte eines freien Feldes sehen wir einen hohen viereckigen Schornstein mit daran angrenzenden langen und niedrigen Rechtecken aus Ziegelstein. Das ist das Krematorium. Es blieb in seiner ursprünglichen Form vollständig erhalten.

In geringer Entfernung befinden sich die Reste eines großen Steinbaus. In den wenigen Stunden, die dem Lagerkommando zwischen der Nachricht vom Durchbruch der Verteidigungslinien und dem Eintreffen unserer Truppen verblieben waren, versuchten die Deutschen, alle ihre Spuren zu beseitigen. Sie schafften es nicht mehr, das Krematorium zu sprengen, aber das Seitengebäude zündeten sie an. Ungeachtet dessen waren die Spuren nicht ganz zu verwischen. Der schreckliche Leichengeruch hing in der Luft.

Der Hilfsraum des Krematoriums besteht aus drei Hauptkammern. Eine Kammer ist vollgestopft mit halbverbrannten Kleiderresten. Diese Sachen der zuletzt umgebrachten Menschen konnten nicht mehr weggeschafft werden. In der benachbarten Kammer blieb nur noch ein Teil der Wand erhalten. In diese Wand waren einige Rohre eingemauert, die einen geringeren Durchmesser hatten als die in der Gaskammer, die wir schon vorher gesehen hatten. In dieser Gaskammer wurde gleichfalls der Tod durch Erstikkung herbeigeführt. (Vorläufig ist noch nicht geklärt, ob mit dem gleichen „Zyklon“ oder einem anderen Gas.) Zu Zeiten besonders umfangreicher Massenvernichtungen reichte die Kapazität der Hauptgaskammer nicht mehr aus, und ein Teil der Menschen wurde hierher gebracht und unmittelbar am Krematorium „vergast“. Die dritte Kammer, die allergrößte, war allem Anschein nach zur Aufschichtung der Leichen zur späteren Verbrennung bestimmt. Den Fußboden bedeckten halbverbrannte Skelette, Schädel und Knochen. Das war nicht das Ergebnis einer planmäßigen Verbrennungsaktion, sondern einer Brandstiftung. Als die Deutschen in der dritten Kammer Feuer legten, verbrannten die darin befindlichen Leichenhaufen. Es waren viele, vielleicht Dutzende, vielleicht auch Hunderte, das ist schwer zu sagen, da es unmöglich ist, dieses Durcheinander von halbverbrannten Knochen und versengten Fleischstücken zu zählen.

Einige Schritte noch, und wir sind am Krematorium selbst. Es hat die Form eines Rechtecks und ist aus dem feuerbeständigsten Stein – dem Dinasstein – erbaut. In dieser Steinwand befinden sich fünf große Feuerlöcher nebeneinander, die von gußeisernen Türen hermetisch abgeschlossen werden. Die runden Türchen sind jetzt geöffnet. Die tiefgehenden Feuerschächte sind bis zur Hälfte mit verglimmten Rückgraten und Asche gefüllt. Vor den Öfen, vor jedem Feuerloch liegen die von den Deutschen zur Verbrennung bestimmten Skelette, die infolge des Brandes halb verkohlt sind. Hier sind es größere Skelette von Männern oder Frauen, dort Skelette von Kindern, nach der



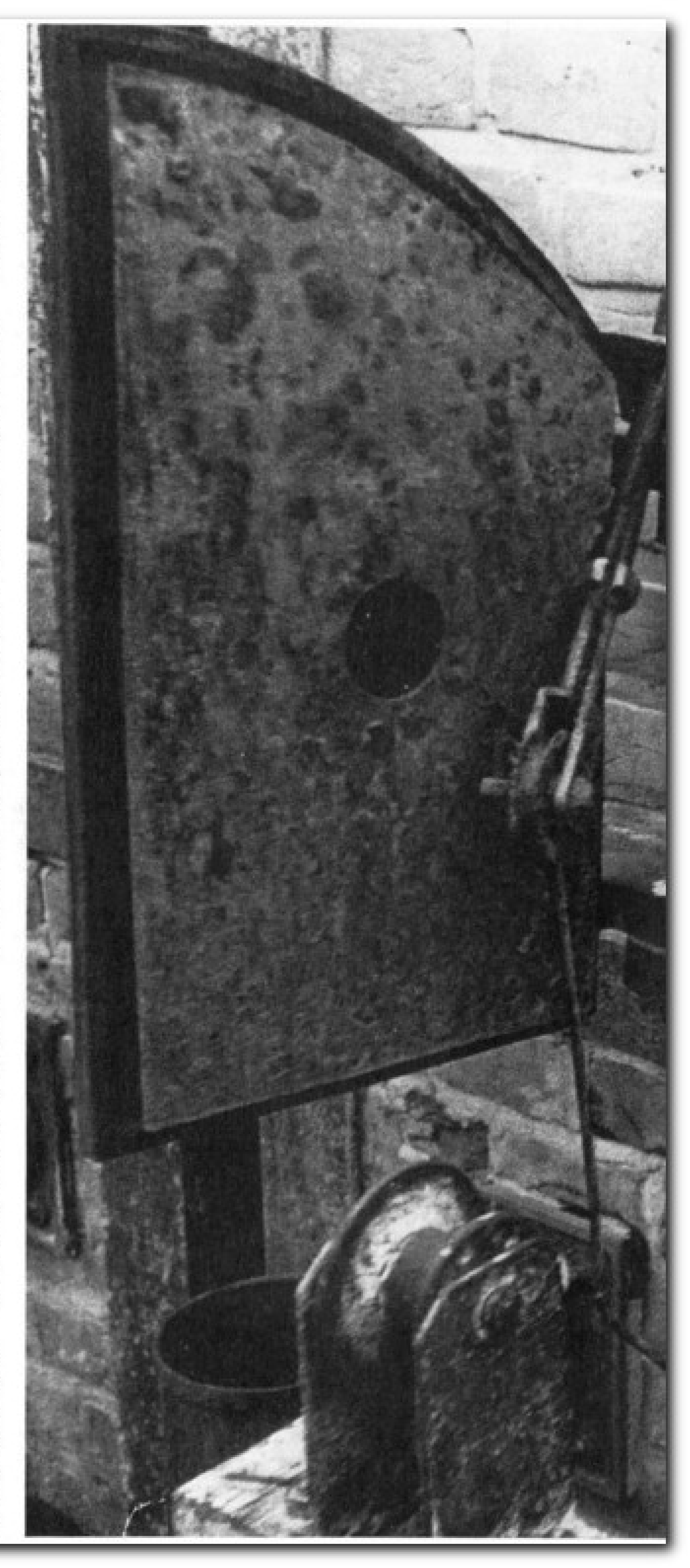
Größe zu urteilen, etwa im Alter von 10 bis 12 Jahren. Vor jedem Ofen liegen fünf bis sechs Skelette. Das entspricht dem Fassungsvermögen der Öfen; denn in jedem Ofen mußten gleichzeitig sechs Leichen Platz finden. Wenn für die sechste Leiche nicht mehr genügend Platz vorhanden war, hackte jemand vom Verbrennungskommando den Körperteil, der nicht mehr hineinpaßte, eine Hand, ein Bein oder den Kopf ab – dann konnten die Türen hermetisch verriegelt werden.

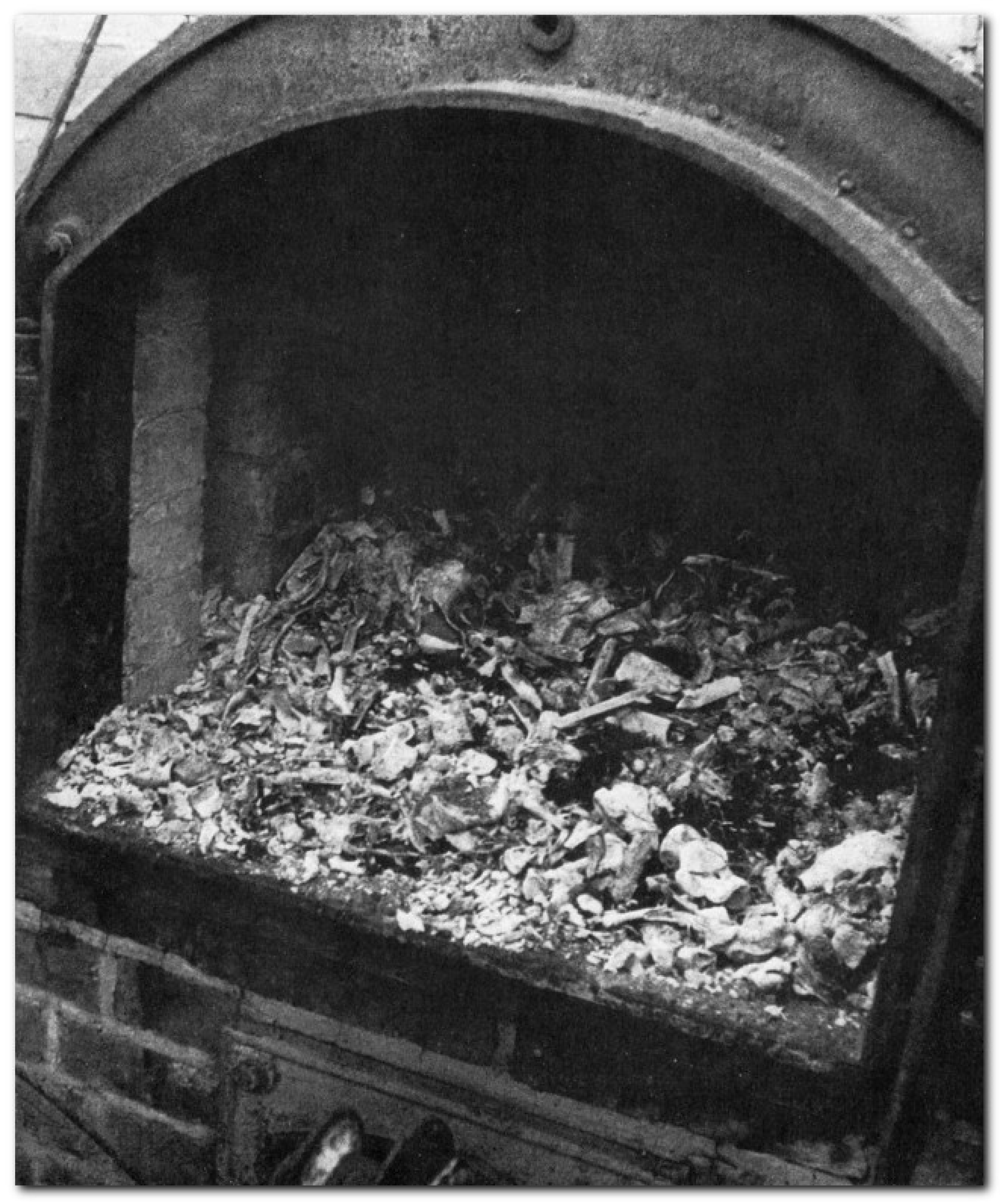
Insgesamt existierten fünf Verbrennungsöfen. Ihre Kapazität war sehr groß. Das Krematorium war für die Leichenverbrennung innerhalb von 45 Minuten eingerichtet. Aber allmählich lernten es die Deutschen, seine Arbeit zu „verbessern". Auf Kosten der Temperaturerhöhung konnte die Kapazität verdoppelt werden: Anstelle von 45 Minuten dauerte der Verbrennungsprozeß 25 Minuten und weniger. Experten haben sich diesen Dinasstein, aus dem die Öfen des Krematoriums gebaut wurden, schon angesehen und anhand der Deformation und der Verwandlungsprozesse festgestellt, daß die Temperatur über 1 500 Grad betrug. Dies beweisen auch die Schieber aus Gußeisen, die ebenfalls deformiert und teilweise abgeschmolzen sind. Wenn man im Durchschnitt annimmt, daß jede Ladung Leichen jeweils im Laufe einer halben Stunde verbrannt wurde, und die allgemein bekannte Tatsache in Betracht zieht, daß seit Beginn des Herbstes 1943 der Schornstein des Krematoriums Tag und Nacht unaufhörlich rauchte und wie ein Hochofen nicht für einen Augenblick aussetzte, erhält man folgende Zahl als Kapazität des Krematoriums: etwa 1400 Leichen innerhalb von 24 Stunden.

Die Notwendigkeit, ein neues Krematorium zu bauen, war in bedeutendem Maße durch die Affäre von Chatyn hervorgerufen worden. In ihrer Angst vor weiteren Entlarvungen bei einer Öffnung der Gruben, in denen die Leichen der Ermordeten lagen, führten die Deutschen ab Herbst 1943 auf dem Territorium des Lubliner Lagers umfangreiche Ausgrabungen durch. Aus vielen rings um das Lager angeordneten Gräben holten sie die halbverwesten Leichen erschossener Häftlinge heraus und verbrannten sie im Krematorium, um endgültig alle Spuren zu verwischen.

Die Asche und die verkohlten Knochen aus den Krematoriumsöfen schütteten sie in die gleichen Gräben zurück. Einer dieser Gräben war bereits ausgegraben. In ihm wurde eine fast 1 m hohe Schicht von Verbrennungsrückständen und Asche gefunden.

Hinter dem Lager befindet sich ein noch nicht fertiggestellter Block. Mit Stacheldraht umzäunt sind hier





nur steinerne Fundamente. Wände stehen noch nicht, fertiggestellt ist nur eine einzige Baracke, in der keine Pritschen standen. Hier haben zwar keine Menschen gelebt, aber dieser Ort wurde vielleicht zum Zeugen all des Schrecklichen, das sich hier abgespielt hat. Diese Baracke mit einer Länge und Breite von einigen Dutzend Metern war zur Hälfte, in einer Höhe von über 2 m, mit Schuhen der hier im Laufe von 3 Jahren hingerichteten Menschen angefüllt. Es ist schwer zu sagen, wieviel Paar Schuhe hier lagen, vielleicht eine Million, vielleicht auch mehr. Das ganze Schuhwerk hat in der Baracke keinen Platz gefunden, es ist aus Fenstern und Türen herausgequollen. An einer Stelle wurde die Wand durch die ungeheure Last herausgedrückt, und ein Teil davon fiel zusammen mit den Bergen von Schuhen heraus.

Hier ist alles vorhanden: zerrissene russische Soldatenstiefel, polnische Militärschnürstiefel, Männerhalbstiefel, Frauenschuhe und die Hauptsache, das Schrecklichste — Zehntausende Paar Kinderschuhe, Sandaletten, Schuhe und Schnürschuhe von Zehnjährigen, Achtjährigen, Sechsjährigen, von Einjährigen. Man kann sich nur schwerlich etwas Furchtbareres als diesen Anblick vorstellen. Ein grauenhaftes schweigendes Zeugnis des Todes von Hunderttausenden von Männern, Frauen und Kindern! Wenn man sich über die Schuhberge hinweg einen Weg bahnt und zur rechten Ecke des Schuppens gelangt, findet man gleich eine Erklärung für die Existenz dieses grauenhaften Lagers. Hier sind Tausende, ja Zehntausende Sohlen und Oberleder von Schuhen gestapelt und einzelne Lederstückchen geschichtet. An diesem Ort wurde der Teil des Schuhwerks ausgesondert und sortiert, der nicht mehr tragfähig war; die Sohlen, Oberlederstücke und Absätze wurden getrennt voneinander ausgewählt. Wie alles im Todeslager, war auch dieses Lager von der praktischen Seite aus eingerichtet. Von den ermordeten Menschen sollte nichts umkommen, weder Kleidung und Schuhwerk noch ihre Knochen und Asche.

3

Ich habe die Geschichte des Lubliner „Vernichtungslagers" erzählt, ich habe davon berichtet, wie es jetzt aussieht. Verweilen wir noch bei den Aussagen einiger Zeugen, die ich persönlich gesprochen habe. Ihre Angaben stellen vielleicht nur ein Hundertstel von jenen Aussagen dar, die später Quellenmaterial für die Arbeit einer Untersuchungskommission sein werden. Ich konnte mit dem russischen Kriegsgefangenen Barytschew, einem Arzt, der im Lagerlazarett für die Kriegsgefangenen Chefarzt war, sprechen sowie mit einem Feldscher aus dem gleichen Lazarett, mit Ingenieuren und Arbeitern aus Zivilberufen, die beim Bau des Lagers mitgearbeitet hatten, mit Leuten, die Häftlinge und Kriegsgefangene im Lager waren, und auch mit SS-Leuten, die der Wachmannschaft des Lagers angehört hatten. All die Gespräche vermittelten mir ein Gesamtbild vom Leben im „Vernichtungslager".

Die Grundeinstellung, von der die über das Lager herrschenden SS-Leute ausgingen, war folgende: Alle Leute, die ins Lager kamen, ganz gleich, ob Kriegsgefangene oder Häftlinge, ob sie Russen, Ukrainer, Polen, Belorussen oder Juden, Franzosen oder Griechen usw. waren, mußten früher oder später sterben. Lebendig würden sie niemals mehr aus dem Lager herauskommen und erzählen können, was sich hier abgespielt hatte. Diese Grundeinstellung bestimmte sowohl das Auftreten der Wachmannschaften als auch die Methoden der Menschenvernichtung im Lager. Tote schweigen und können nichts mehr erzählen. Sie sind nicht in der Lage, ausführliche Einzelheiten mitzuteilen, diese Einzelheiten dokumentarisch zu belegen. Das war nach Ansicht der Deutschen die Hauptsache...

Ich möchte meinen Bericht mit der Beschreibung der „humansten" Lagereinrichtung beginnen, dem Lazarett. Alle ins Lager eingelieferten Personen wurden entsprechend den strengsten medizinischen Richtlinien für 21 Tage zur Quarantäne ins Lazarett geschickt, bevor sie in die allgemeinen Baracken kamen. Das entsprach selbstverständlich den medizinischen Anforderungen. Doch dem muß noch eine kleine Einzelheit hinzugefügt werden: Alle Kriegsgefangenen, zur Quarantäne hierher eingewiesen, wurden auf Befehl der Lagerkommandantur ausschließlich in einer Baracke untergebracht, wo sich Kranke mit offener Tbc befanden. In jeder von diesen Baracken, wo in ungeheuerlicher Enge etwa 200 Kranke mit offener Tbc lagen, mußten sich auch an die 200 Personen zur Quarantäne aufhalten. Wenn man dieses kleine Detail berücksichtigt, so braucht man sich nicht zu wundern, daß von den Menschen, die im Lager eines sogenannten natürlichen Todes starben, 70 bis 80 Prozent an Tuberkulose zugrunde gingen.

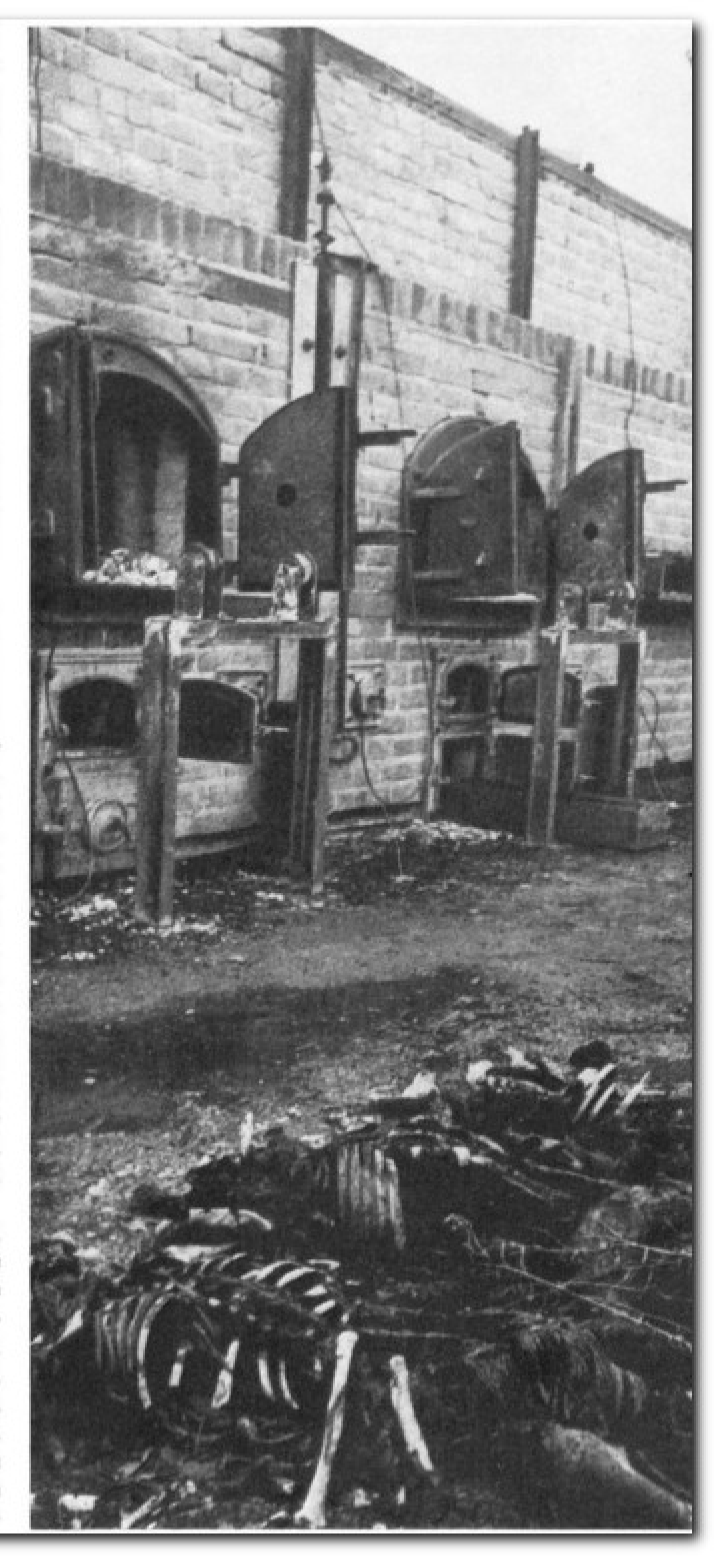
Das Lazarett war im Grunde genommen ein Teil des „Vernichtungslagers". Hier hatten die Deutschen ihre besonderen Methoden des Tötens, die oftmals noch schneller als in den gewöhnlichen Baracken wirkten. Wenn schon von diesen Methoden die Rede ist, so muß gesagt werden, daß sie sehr verschiedenartig waren und mit der Vergrößerung des Lagers Schritt hielten.

Erster Ort der Massenvernichtung war eine Bretter-

bude, die zu Beginn des Lagerbaus inmitten von zwei Reihen Stacheldraht erbaut worden war. Durch diese Bretterbude verlief unter der Decke ein Querbalken, an dem ständig acht Lederschlingen hingen. Hier wurden alle erhängt, deren Kräfte nachgelassen hatten. In der ersten Zeit gab es im Lager nicht genügend Arbeitskräfte, und die SS-Leute mordeten nicht nur zu ihrem Vergnügen; sie erschlugen keine gesunden Häftlinge. Sie erhängten nur jene, die vor Hunger und Krankheit entkräftet waren. Übrigens existierte für die Kriegsgefangenen ein Privileg. In dieser Bretterbude wurden nur Häftlinge erhängt; geschwächte und arbeitsunfähig gewordene Kriegsgefangene wurden gruppenweise aus dem Lager herausgeführt und erschossen. Kriegsgefangene wurden nur dann erhängt, wenn eine ganze Gruppe nicht zustande kam und es unrentabel war, einen oder zwei Mann in den Wald zu bringen. Zu dieser Zeit wurden ein oder zwei Kriegsgefangene zusammen mit den Häftlingen erhängt.

Bald wurde das ursprüngliche primitive Krematorium erbaut, bestehend aus zwei Öfen, von dem schon die Rede war. Die Gaskammer war noch nicht fertig, der Bau blieb zurück. In dieser Periode existierte folgende Hauptmethode zur Vernichtung der Kranken und Schwachen: Ans Krematorium wurde ein kleiner Raum mit sehr engem und niedrigem Eingang angebaut, so niedrig, daß jeder, der sich hineinzwängen mußte, notgedrungen den Kopf senkte. Zwei SS-Männer standen zu beiden Seiten der Tür und hielten je eine kurze und schwere Eisenstange in den Händen. Wenn sich der Eintretende bückte, um die Tür zu passieren, und so gebeugt hineintrat, versetzte ihm ein SS-Mann mit der Eisenstange einen Schlag auf den Halswirbel. Falls er verfehlte, schlug der andere zu. Ging der betreffende Häftling daran nicht zugrunde, sondern verlor nur das Bewußtsein, war das nicht von geringster Bedeutung. Der Gestürzte galt als tot und kam in den Verbrennungsofen. Hier muß man hinzufügen, daß überhaupt im Lager folgende Regel herrschte: Wer zu Boden fiel und nicht mehr aufstehen konnte, galt als tot.

Manchmal wurden die zum Umbringen bestimmten ausgezehrten Menschen für viele Stunden in der Kälte stehengelassen. Dabei muß auch der sogenannte Abendsport erwähnt werden. Diese Maßnahme bestand darin, daß die schon ausgemergelten und vom Arbeitstag bis zum äußersten ermatteten Menschen nach der abendlichen Kontrolle gezwungen wurden, anderthalb Stunden durch den Schmutz zu laufen, der bis zu den Knien reichte, im Winter durch den Schnee oder in der brütenden Sommerhitze um ihren Wohnblock, dessen Umfang einen Kilometer be-



trächtlich überschritt. Am darauffolgenden Morgen wurden die längs der Blockumzäunung liegenden Leichen eingesammelt.

Das waren sozusagen die gewöhnlichen, alltäglichen Tötungsmethoden. Aber diese Untiere, die schon Menschenblut geleckt hatten, gaben sich mit den hergebrachten Methoden nicht zufrieden. Der Tod ihrer Opfer bedeutete für sie nicht nur ihre Arbeit, sondern bereitete ihnen Vergnügen. Wir werden hier nicht über die für alle deutschen Lager charakteristischen „Belustigungen" sprechen, d. h. über das Beschießen von den Wachtürmen aus oder vom Todprügeln Hunderter dem Hungertod naher Menschen, die sich auf die Knochen stürzten, die man ihnen hingeworfen hatte. Wir erinnern hier nur an einige „Belustigungen", die für das Lubliner Lager kennzeichnend waren.

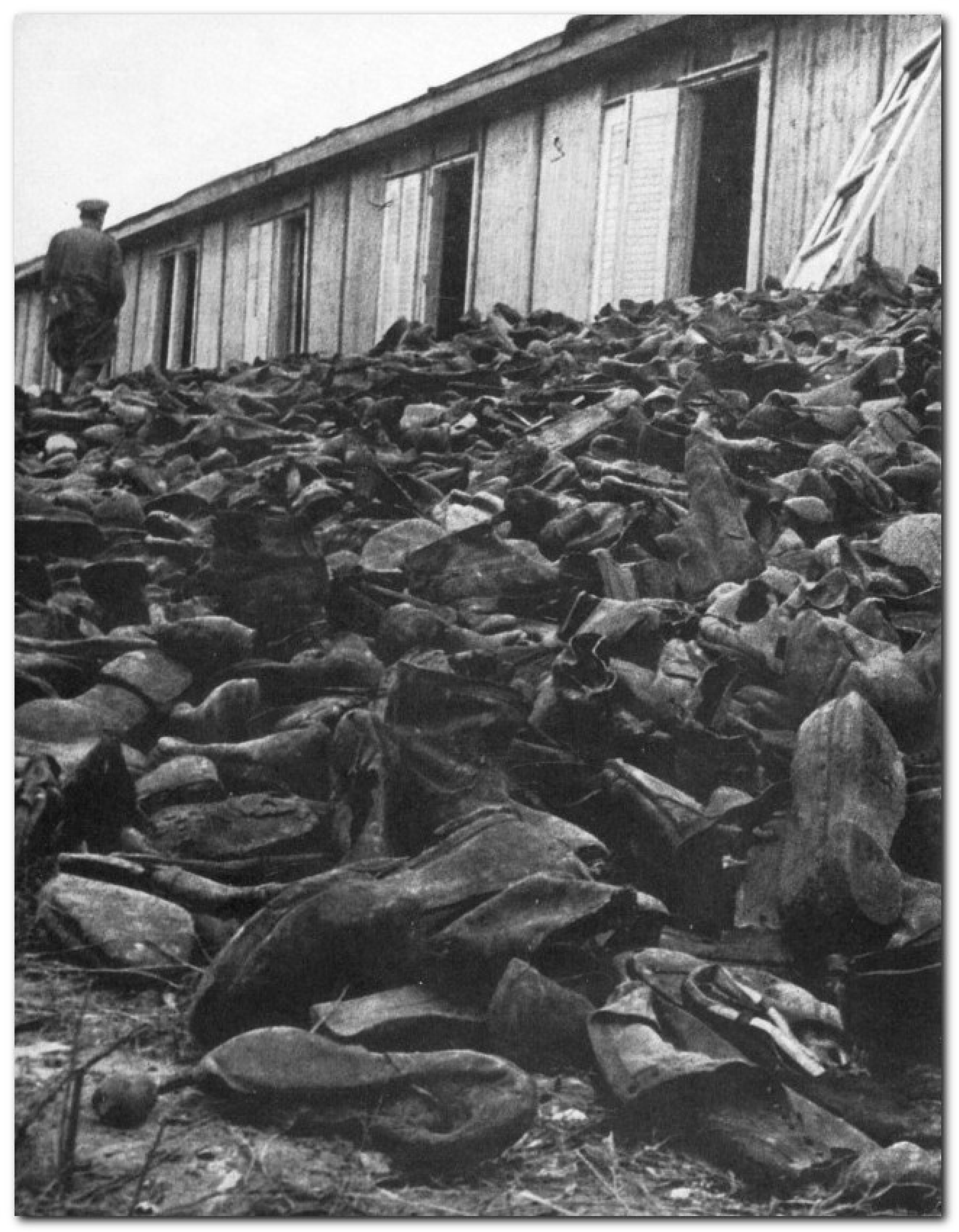
Der erste „scharfsinnige Spaß" bestand in folgendem: Einer der SS-Leute sprach irgendeinen Häftling an und erklärte ihm, daß er der Nichtbeachtung der Lagerordnung bezichtigt sei und deshalb erschossen werden solle. Der Häftling wurde an die Wand gestellt, und der SS-Mann drückte ihm seine Parabellumpistole an die Stirn. In Erwartung des nun folgenden Schusses schloß der betreffende Häftling instinktiv die Augen. Dann schoß der SS-Mann in die Luft, während ein anderer SS-Mann unbemerkt an den Häftling herantrat und ihm mit einer starken Bohle auf den Scheitel schlug. Der Häftling verlor das Bewußtsein. Wenn er dann nach einigen Minuten wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, riefen ihm die neben ihm stehenden SS-Leute unter Gelächter zu: „Siehst du, du bist im Jenseits. Nun merkst du, auch dort sind die Deutschen, du kannst ihnen nirgends entrinnen!" Da der Mensch dann, gewöhnlich blutüberströmt, keine Kraft mehr hatte, aufzustehen, galt er als zum Tode verurteilt und wurde schließlich unter allgemeiner Belustigung erschossen.

„Scherz Nr. 2" stand in Verbindung mit dem in einer der Lagerbaracken befindlichen Schwimmbassin. Der eines Vergehens für schuldig befundene Häftling wurde entkleidet und in dieses Bassin gestoßen. Er versuchte aufzutauchen und wieder festen Boden zu fassen. Die herumstehenden SS-Leute traten mit den Stiefeln nach ihm und stießen ihn wieder ins Wasser zurück. Wenn er den Schlägen auszuweichen verstand, wurde ihm das Recht eingeräumt, herauszukriechen. Jetzt hatte er nur noch eine Bedingung zu erfüllen, nämlich sich innerhalb von drei Sekunden wieder vollständig anzuziehen. Die SS-Leute stoppten die Zeit mit der Uhr ab. Natürlich konnte es niemand schaffen, sich in drei Sekunden anzukleiden. Und er wurde von neuem ins Wasser geworfen, von neuem gequält, so lange, bis er ertrank.

„Belustigung Nr. 3" hatte den unbedingten Tod desjenigen, der ausgesucht war, zur Folge. Bevor man ihn tötete, wurde er an eine strahlend weiße Wäschewringmaschine geführt und gezwungen, seine Fingerspitzen zwischen die beiden schweren Gummiwalzen zu legen, wo die Wäsche ausgewrungen wird. Dann begann einer der SS-Leute oder jemand von den Häftlingen auf Befehl der SS den Maschinengriff zu drehen. Die Hand des Menschen wurde bis zum Ellbogen oder bis zur Schulter in die Maschine hineingezogen. Die SS-Leute belustigten sich an den Schreien der Gefolterten. Es ist klar, daß ein Mensch mit einer zerquetschten Hand, wie jeder arbeitsunfähige Häftling, im Anschluß an die Folterung getötet werden sollte.

Die angeführten „Belustigungen" waren sozusagen die allgemein üblichen. Verschiedene SS-Männer hatten ihre eigenen Methoden. Es sei hier nur ein Beispiel genannt, das von zwei Augenzeugen bestätigt wurde. Ein SS-Mann, der die Arbeiter beim Bau des modernisierten Krematoriums beaufsichtigte, ein Bursche von neunzehn Jahren, machte sich ohne jeglichen Grund an den kräftigsten und am besten aussehenden arbeitenden Häftling heran, befahl ihm, den Kopf zu beugen, und schlug ihm mit aller Kraft mit einem Knüppel gegen den Hals. Wenn der Häftling zu Boden fiel, wies der SS-Mann zwei andere Häftlinge an, ihn an den Beinen zu packen und mit dem Gesicht nach unten im Kreise zu schleifen, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Jedoch, nachdem sie ihn 100 m über die gefrorene Erde geschleift hatten, kam er nicht zu sich und blieb bewegungslos liegen. Dann ergriff der SS-Mann ein hohles Zementrohr, das für die Kanalisation bestimmt war, hob es hoch und schleuderte es dem auf dem Boden liegenden Häftling in den Rücken. Anschließend hob er es wieder hoch und warf es wieder auf den Häftling, und das so an die fünfmal. Nach dem ersten Schlag mit dem Rohr zuckte der am Boden Liegende im Todeskrampf, nach dem zweiten Schlag wurde er wieder bewegungslos. Nach dem fünften Schlag befahl der SS-Mann, ihn mit dem Gesicht nach oben zu drehen, und öffnete mit einem Stock seine Augen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Daliegende tot war, spuckte der SS-Mann aus, brannte sich eine Zigarette an und ging weiter, als ob nichts geschehen wäre. Übrigens war das nicht nur das Ergebnis seiner eigenen ungeheuerlichen Gelüste. In den Herbst- und Wintermonaten des Jahres 1943 hielt es jeder von der SS für seine Pflicht, damit zu prahlen, daß er im Laufe von 24 Stunden nicht weniger als fünf Häftlinge erschlagen hatte.



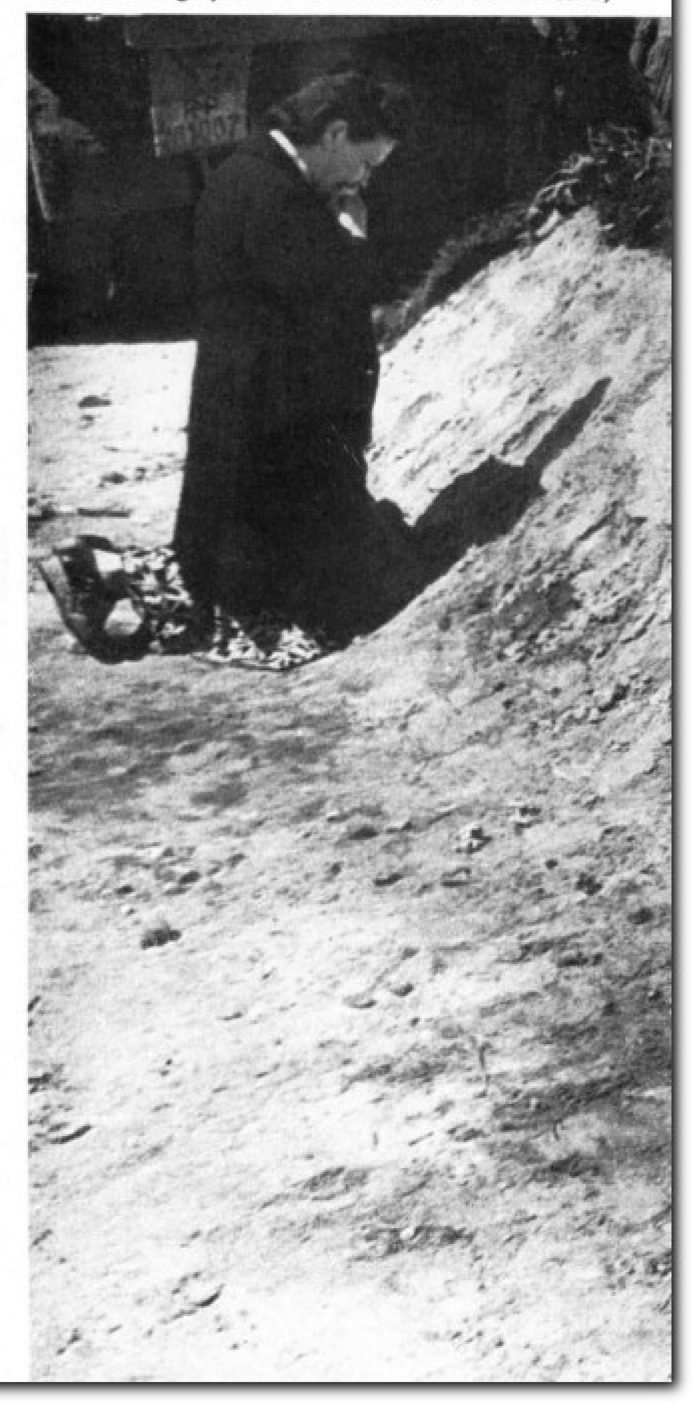




Einiges muß noch von den Frauen gesagt werden. In verschiedenen Monaten kamen im Lager bis zu zehntausend Frauen zusammen. Sie waren genau wie die Männer untergebracht, nur mit dem einen Unterschied, daß sie von weiblichen Angehörigen der SS beaufsichtigt wurden. Ich werde von einer dieser Furien berichten, die im Rang eines Unteroffiziers stand und Oberaufseherin der Frauenbaracken war. Ihr Name konnte vorläufig leider noch nicht ermittelt werden, weil sie von allen einfach „Lagerseherin" genannt wurde, denn so wurde die deutsche Bezeichnung „Lageraufseherin" verdreht. Diese „Lagerseherin" ging niemals ohne Peitsche. Peitsche wurde eine 2 Meter lange elastische Reitpeitsche genannt, die aus dickem Draht bestand, der mit Gummi überzogen und über dem Gummi mit Leder verkleidet war. Die „Lagerseherin" war eine häßliche und dürre Megäre, sie zeichnete sich durch einen sexuell bedingten Sadismus aus und war halb wahnsinnig. Bei dem Morgen- und Abendappell wählte sie unter den ausgezehrten und abgemagerten Frauen die schönste aus, die sich noch ein mehr oder weniger menschenähnliches Aussehen bewahrt hatte, und schlug dieser Frau ohne jeglichen Grund mit der Peitsche vor die Brust. Wenn das durch diesen Schlag zu Boden geworfene Opfer hinfiel, versetzte die „Lagerseherin" der Frau mit ihrer Peitsche einen zweiten Schlag zwischen die Beine und einen dritten mit ihrem beschlagenen Schuh an die gleiche Stelle. Gewöhnlich war die Frau dann schon nicht mehr in der Lage, sich zu erheben, und kroch lange, eine Blutspur zurücklassend, bevor sie aufstand. Nach einer solchen einmaligen oder zweimaligen Exekution wurden die Frauen zu Krüppeln und starben bald darauf. Darüber läßt sich nur schwer sprechen. Bleibt nur eine Hoffnung, daß diese schreckliche und Tausende ihr ähnlicher Kreaturen eines Tages beim Namen genannt, daß sie aufgefunden und hingerichtet werden, d. h. wenigstens ein Hundertstel der verdienten Strafe abbüßen.

Bis jetzt haben wir nur von den Qualen und vom Tode derjenigen gesprochen, die sich längere oder kürzere Zeit im Lager aufgehalten hatten. Aber das Lager bei Lublin war wahrhaftig eine Todesfabrik, denn viele Menschen kamen sofort nach der Ankunft im Lager ums Leben. Solche passierten das Lager in den drei Jahren zu Hunderttausenden. Fast jeden Tag wanderten sie auf die Felder des Todes. In den Nachtstunden heulten im Lager speziell angekurbelte Traktoren zu dem Zweck, um das Geknatter der MPi-Schüsse und die Schreie der zu erschießenden Menschen zu dämpfen. Sobald ein Traktor zu dröhnen begann, wußten im Lager alle, daß wieder einmal für Tausende von Menschen die Stunde des Todes angebrochen ist. Noch einige Worte über eine solche Massenerschießung, der allerumfangreichsten, die sich am 3. November 1943 ereignete.

Früh am Morgen wurde die ganze Wachmannschaft alarmiert und das Lager von einem Doppelring Gestapoleuten umzingelt. Angefangen von der Chelmer Chaussee zog sich eine endlose Menschenkolonne durch das Lager, einander an den Händen haltend,



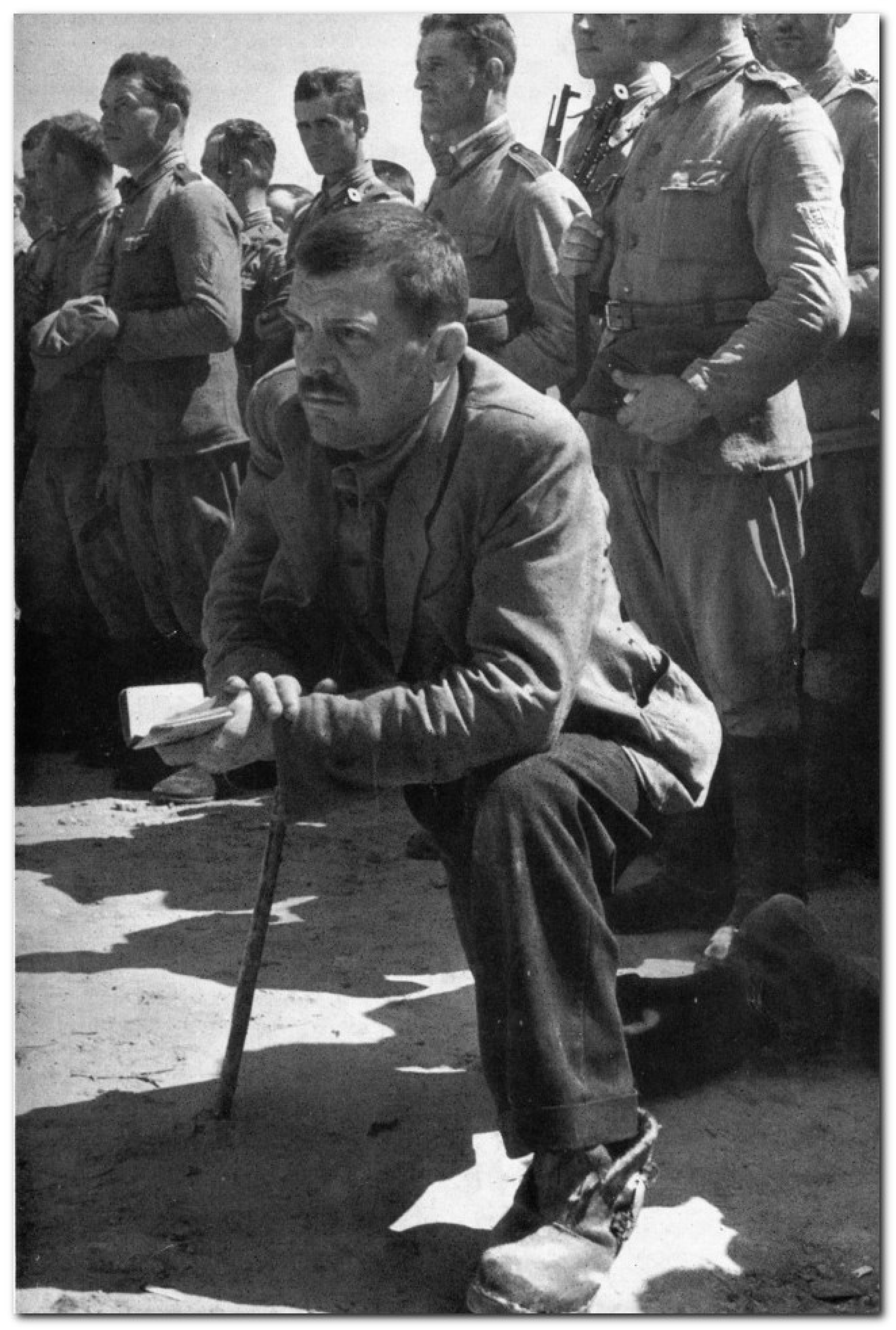
jeweils zu fünft in einer Reihe. Insgesamt passierten an diesem Tag 18 000 Menschen das Lager. Die eine Hälfte bestand aus Männern, die andere aus Frauen und Kindern. Die Kinder bis zu acht Jahren gingen mit den Frauen mit, die älteren bildeten eine eigene Kolonne. Sie gingen ebenfalls zu fünft in einer Reihe und hielten einander an den Händen. Zwei Stunden, nachdem der Kopf der Kolonne im Lager untergetaucht war, ertönte durch das ganze Lager und in der Umgebung Musik. Einige Dutzend Schalltrichter verbreiteten ohrenbetäubende Foxtrott- und Tangomelodien. Das Radio spielte den ganzen Morgen, den ganzen Tag, den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch.

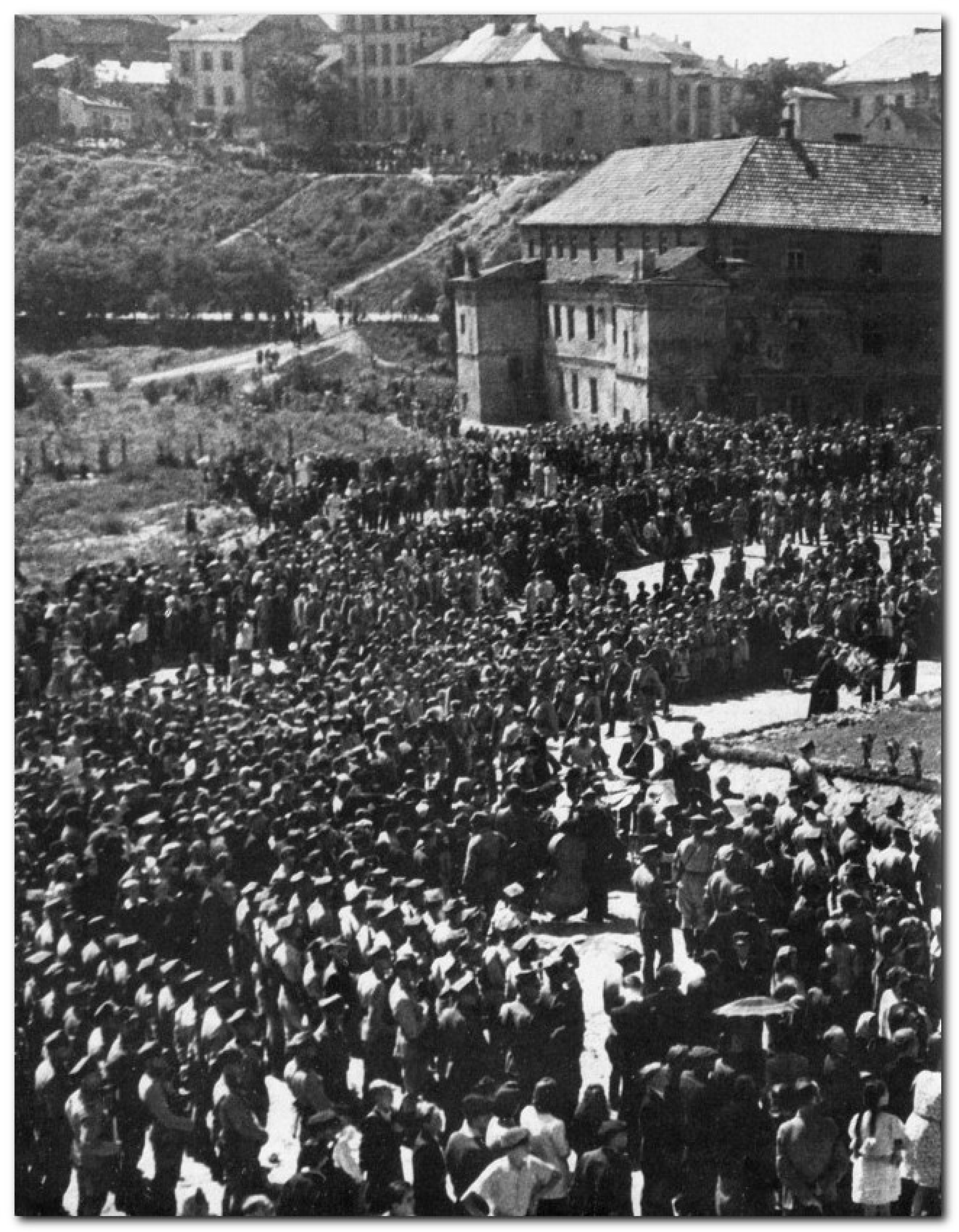
Diese 18 000 Menschen wurden neben dem neuen Krematorium auf offenem Feld erschossen. Es wurden einige 2 Meter breite und mehrere Hundert Meter lange Gräben ausgehoben. Vor der Hinrich-



tung wurden alle Menschen nackt ausgezogen und dann in diese Gräben gelegt. Sowie eine Reihe gelegt war, wurden die Menschen von oben aus MPi erschossen. Anschließend wurde die zweite Reihe hingelegt und gleichfalls erschossen. Das ging so lange, bis der Graben voll war. Die am Leben Gebliebenen hatten diesen Graben mit Erde zuzuschütten und gingen dann zum nächsten Graben, wo sie selbst erschossen wurden. Nur die allerletzte Reihe Erschossener im letzten Graben wurde von der Gestapo zugeschüttet, und zwar so, daß lediglich alles mit Erde bedeckt war. Mit Beginn des darauffolgenden Tages wurden die Getöteten mit nie dagewesener Intensität in den Öfen des neuen Krematoriums verbrannt. So wurden im Laufe eines einzigen Tages 18 000 Menschen von den Deutschen ermordet …

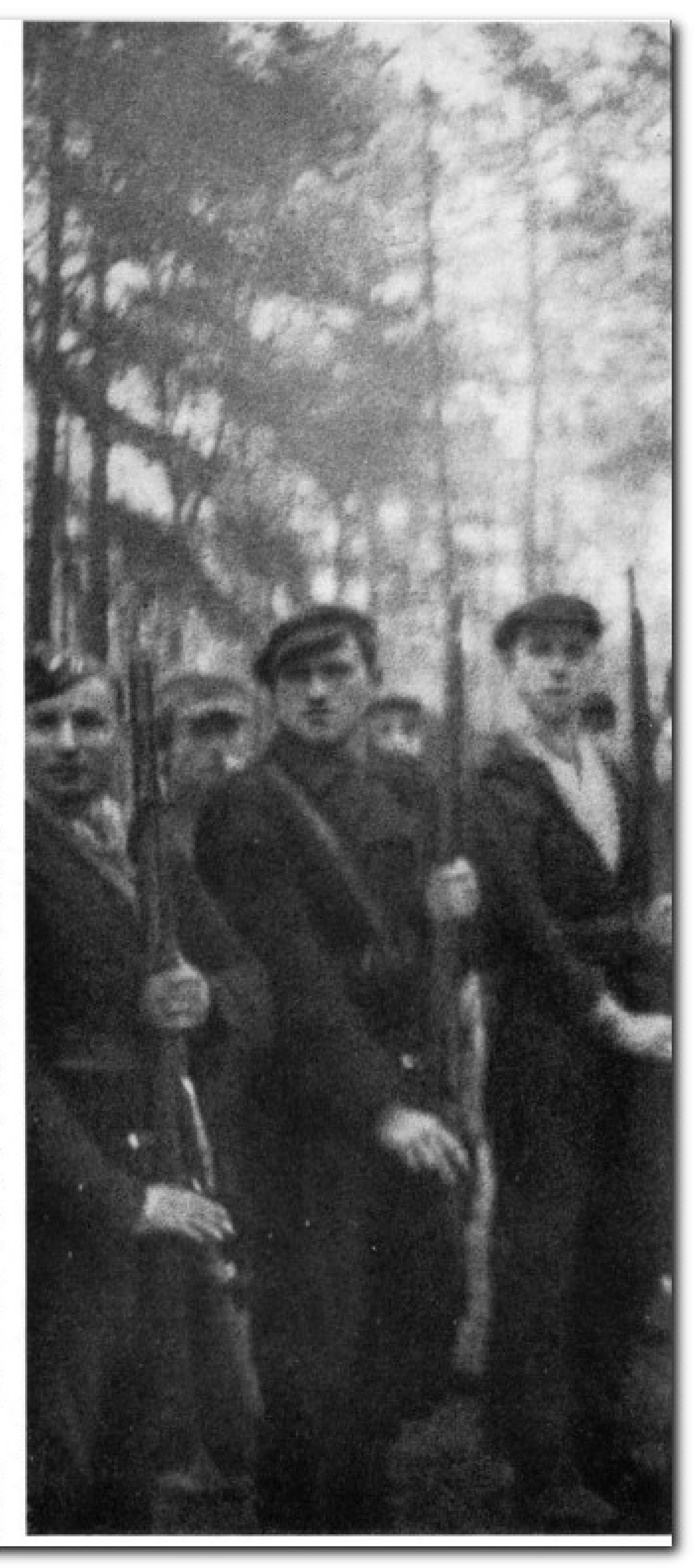
Konstantin Simonow







Bei den polnischen Partisanen



Alles begann mit einem bemerkenswerten Vorfall. Aus der Division traf im Stab folgende Meldung ein: Heute nacht sei ein polnisches junges Mädchen vom anderen Ufer über die Wisła geschwommen und bei der Stellung des vorgeschobenen Truppenteils an Land gegangen. Sie sei die Tochter eines Lehrers und Partisanin. Sie habe wertvolle Informationen über die Konzentrierung der feindlichen Truppen nördlich jenes Brückenkopfes, der sich am anderen Flußufer befindet, mitgebracht.

Die Wisła ist hier in der Krümmung ziemlich breit und sehr schnell. Das Flußwasser ist in diesen Herbsttagen von schneidender Kälte. Wir begriffen, daß die junge Polin beim Überschwimmen des Flusses nicht nur ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt, sondern auch ihr Leben riskiert hatte. Zusammen mit dem Bildreporter Hauptmann Ustinow fuhren wir an den Ort des Vorkommnisses. Wir durften die junge Heldin der Polnischen Widerstandsbewegung nicht sehen. Sie hatte sich eine starke Erkältung zugezogen, bekam eine Lungenentzündung, und so wurden wir nicht zu ihr gelassen. Dafür lernten wir die polnischen Partisanen kennen, die sie besuchten. Es waren junge, kräftige, sonnengebräunte Burschen, die gleichfalls aus dem Gebiet hinter der Wisła kamen, um die Aktionen mit unseren Truppen zu koordinieren, prächtige Kampfkameraden. Auf Grund unserer Erfolge in den letzten Tagen waren sie voller Enthusiasmus und glaubten, daß die Offensive der Roten Armee, die hinter dem Fluß vorbereitet wurde, ihre Heimat retten würde. Sie warteten nicht nur auf unsere Offensive, sondern bereiteten sich selbst intensiv darauf vor. Wir erfuhren viel Interessantes von ihnen. Sie sind auf den Landstraßen aktiver geworden, überfallen nicht nur wie früher vereinzelte feindliche Fahrzeuge, sondern greifen ganze Transporte an, wenn diese ohne Geleitschutz fahren. Es werden auch Diversionen auf der Eisenbahn durchgeführt.

Da kam mir der Gedanke, die Wälder jenseits der Wisła aufzusuchen, die in der Umgebung der großen Industriestadt und des Wojewodschaftszentrums



Kielce liegen, wo sich nach den Worten unserer neuen Bekannten und laut Angaben unserer Aufklärer ganze Partisanen„nester" befanden, die beträchtliche Waldgebiete umfaßten.

„Ist es schwer, dorthin zu kommen?"

„Wie auf der Marszałkowska", entgegnete ein junger braungebrannter Bursche in polnischer Uniformmütze, wie sich später herausstellte, ein Student aus Warschau.

Die „Marszałkowska" ist eine der schönsten Straßen Warschaus. Nun, wie sollte man sich da nicht verleiten lassen? Die Genehmigung von der Redaktion einzuholen bereitete keine Schwierigkeiten. Sie gab uns ihren Segen mit auf den Weg. So gingen wir nun die „Marszałkowska" entlang, tatsächlich, beinahe auf allen vieren bahnten wir uns nachts einen Weg durch die Sümpfe, schlängelten uns zwischen kleinen Erdhügeln hindurch und blieben mehrmals im kalten Schlamm stecken. Aber noch vor dem Morgen überquerten wir hier die nicht sehr dichte Frontlinie. Das, was meine Augen in dem alten Nadelwald sahen, übertraf alle meine Erwartungen.

Im Frühjahr 1942 hatte ich zweimal Gelegenheit, im Rücken der feindlichen Truppen in meiner Heimat



an der oberen Wolga zu sein. Dort gab es umfangreiche Gebiete, die unter der Kontrolle der Partisanen standen und wohin die Deutschen keinen Fuß hinzusetzen wagten. Die Leute hatten es dort schwer, das Leben war hart, aber es vollzog sich nach den sowjetischen Gesetzen. Sogar die Post war geöffnet. Im Kino wurden immer wieder Bruchstücke alter Filme gezeigt. Hier gab es natürlich so etwas nicht. Die polnische Partisanenabteilung, zu der ich gebracht wurde, ähnelte mehr einer militärischen Einheit. Die Hälfte der Leute trug abgetragene Militäruniformen. Der Stab leistete keine schlechte Arbeit. Die Aufklärung hatte ihre Leute in allen umliegenden Dörfern und war recht gut über die Lage in Kielce orientiert.

Vortrefflich wirkte eine Gruppe von Bergleuten, oder, wie sie hierzulande genannt werden, Minengräbern. Sie verstanden ihr Handwerk und hatten mehr als eine Brücke und einen Zug gesprengt und dem Feind solche Furcht eingeflößt, daß die Militärzüge hier jetzt im Schneckentempo vorbeifuhren und am Kopfende aus Sicherheitsgründen noch 1 bis 2 Waggons mit Sand und Steinen mitführten. Diese prächtigen Jungen hatten sogar eine Mine eigener Konstruktion entwickelt, und zwar in Form von klei-







nen Holzkästchen ohne Metallteile, so daß die Mine mit einem gewöhnlichen Minensuchgerät nicht aufgefunden werden konnte.

Nach den langen Wegen durch die Sümpfe sah meine Uniform erbärmlich aus... Dennoch übte sie, die Uniform der Roten Armee, auf all diese ermüdeten, braungebrannten, heiseren polnischen Männer eine hypnotische Wirkung aus: Es entstanden schnell guter Kontakt und Vertrauen. Diese Uniform bewog sie, den letzten Schluck aus der sorgfältig behüteten Feldflasche mit uns zu teilen.

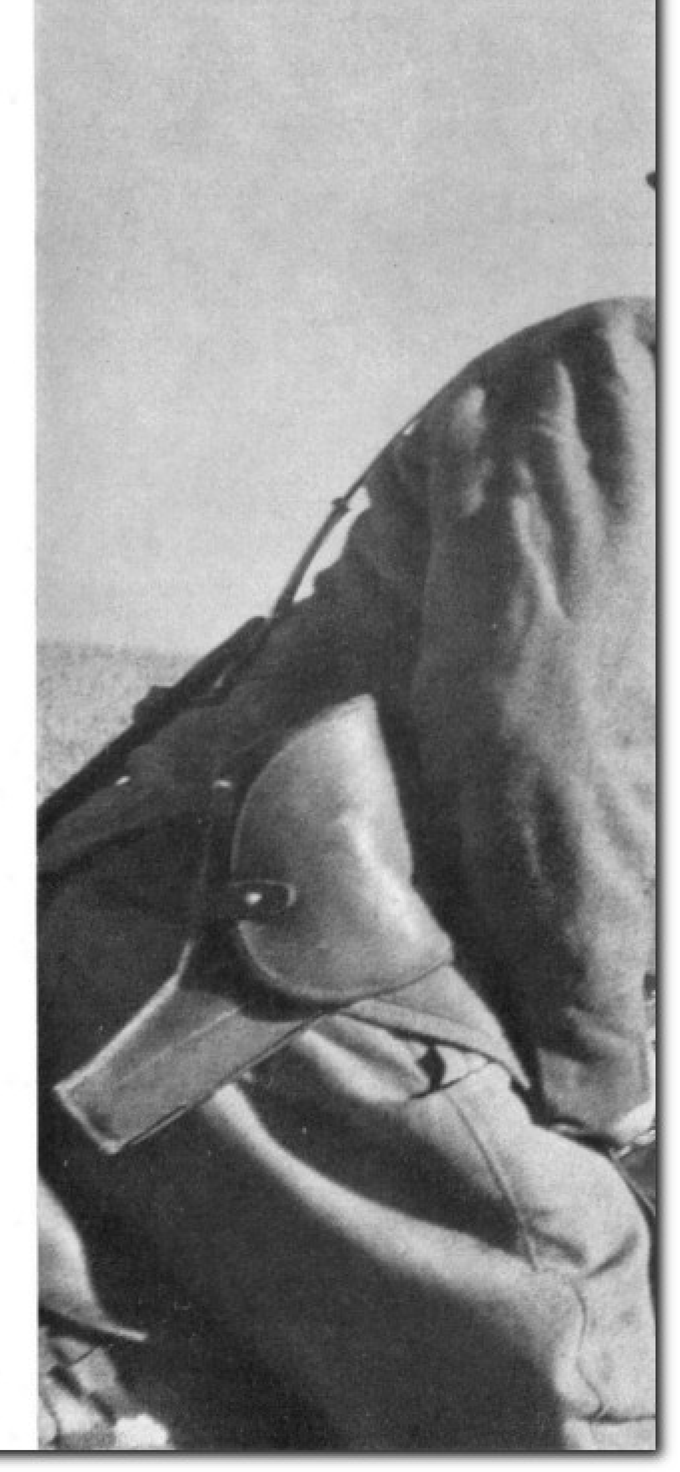
All diese Leute waren höchst verschieden. Unter ihnen waren Warschauer, aus irgendeinem Grund vorwiegend Vertreter der Intelligenz. Es gab Arbeiter und ein Lehrerpaar aus Sandomierz. Hier gab es sogar einen Straßenfotografen, einen Juden mit langen Haaren und Koteletten, der uns übrigens mit ausgezeichneten Fotos von deutschen Panzern versorgte. Angeführt wurde diese Abteilung, in die das Schicksal etwa 100 verschiedenster Menschen zusammengebracht hatte, von Pan Wladek, dem Kapitän eines kleinen Flußdampfers, der seinerzeit auf der Wisła verkehrte.

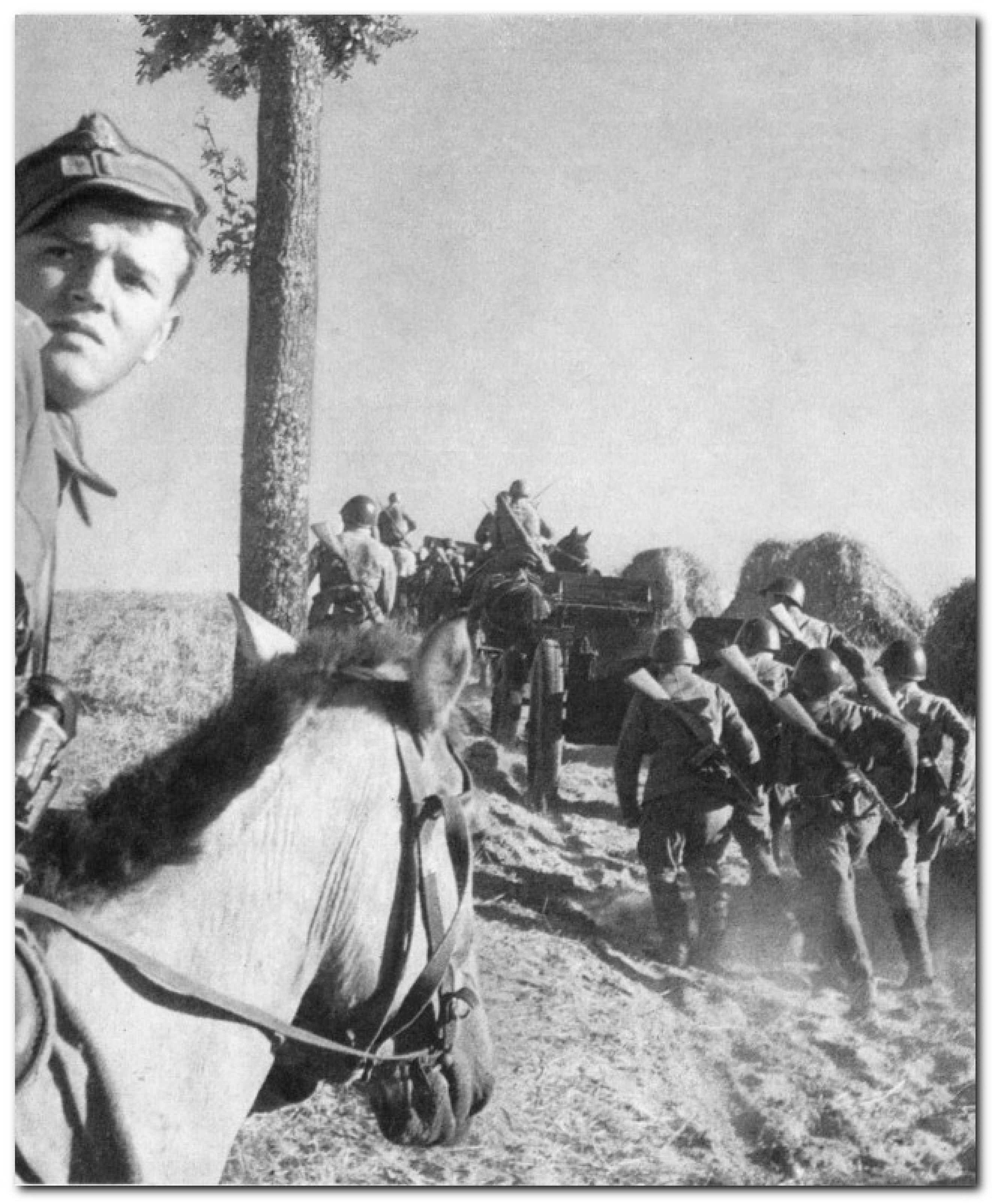
Nach Hause, d. h. in die Unterkunft des Frontstabes, kehrte ich mit allem Komfort zurück. Mit einigen Abteilungen bestand schon Luftverbindung. Mit den berühmten Flugzeugen U-2, die polnisch neckisch „mlynok“ genannt werden, d. h. „kleine Mühle“, wurden Sprengstoff, Patronen und Waffen zu den Abteilungen gebracht. Ich war auf dem Rückweg lediglich beiläufiges Frachtgut.

Die Eindrücke, die ich nach dem viertägigen Aufenthalt bei den polnischen Partisanen gewonnen hatte, waren vielseitig, das Wichtigste war jedoch das Gefühl der Waffenbrüderschaft, das ich dort erlebte, die Gewißheit, daß man zu schwerer Stunde ruhig diesen prächtigen und mutigen Männern vertrauen kann, die aus verschiedenen Gründen, jeder auf seine Weise, zur Roten Armee halten und an sie glauben.

...Pani Albina Osiecka, das Mädchen, die Lehrertochter, die den Fluß durchschwommen hatte, um uns wichtige militärische Informationen zu überbringen, starb in dieser Nacht an einer bösartigen Lungenentzündung. Sie wurde mit militärischen Ehren auf dem Gipfel des Uferdammes bestattet, von wo sich eine weite Aussicht auf die Wisła darbietet.

Boris Polewoi













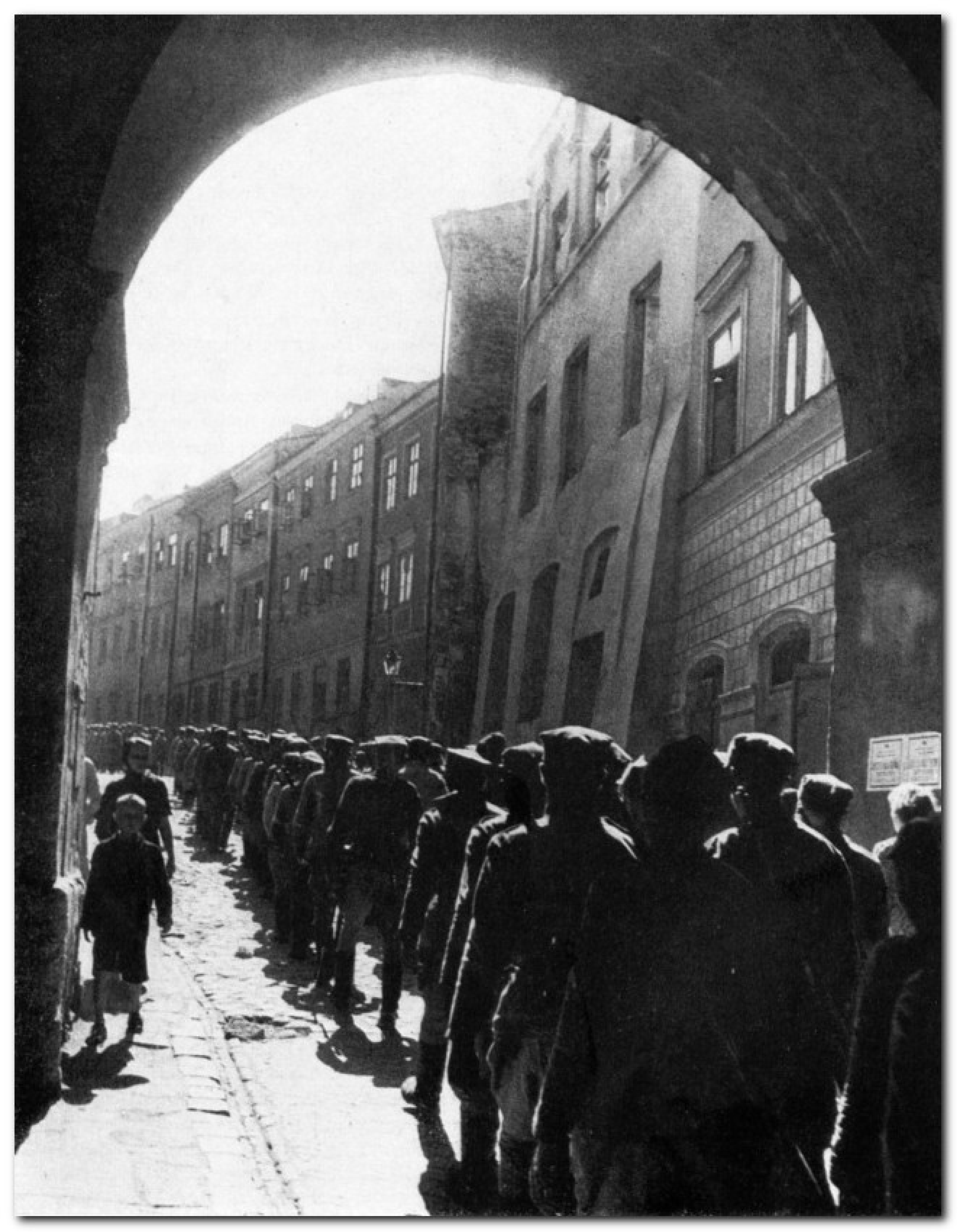


Der Durchbruch

Hier, hinter dem breiten, gewundenen grauen Band der noch nicht zugefrorenen Wisła ändert sich das Landschaftsbild plötzlich. Die kärglichen, von Wäldern und kleinen Hainen eingezwängten schmalen Ackerstreifen gehen hier zu Ende, ebenso das grüne Dickicht der Kiefernwäldchen, aus denen die gezackten Spitzen der kleinen Holzkirchen herausragen. Hier fängt das breite Flachland am linken Wisłaufer an. Weitläufige, zeitweilig überschwemmte Wiesen werden von schmalen Gräben und Bewässerungsanlagen zerschnitten. Reiche Vorwerke und Majoratsgüter verbergen ihre altehrwürdigen Mauern und Türme in der Tiefe jahrhundertealter Parks. Die Kiefer wird hier von Eiche und Buche verdrängt. Die Häuser in den Dörfern werden fest aus dicken runden Balken gebaut, weshalb ein Dorf an der Wisła auf den ersten Blick an unsere russischen Dörfer an der oberen Wolga erinnert. Hier ist das Herz von Polen. Von hier aus geht der Weg nach Deutschland, bis an die Oder, ohne durch einen größeren Fluß unterbrochen zu sein.

Wir näherten uns in unserem Fahrzeug der Wisła, als die Sonne noch nicht über den feuchten, frühlingsschwangeren Wäldern aufgegangen war. Der dichte Nebel, der gestern noch über den Feldern lag, verstärkte die Dunkelheit um uns herum, und die Leuchtsignale der Regulierungsposten flimmerten wie bunte Glühwürmchen. Eine endlose Kolonne von Fahrzeugen ohne Scheinwerfer zog sich dicht an dicht als langes Band über die breite Flußbrücke zu dem Aufmarschgebiet jenseits der Wisła, wo in der Stille zahlloser Winternächte lautlos und ohne Licht, unbemerkt von dem Feind unsere Verbände zu entscheidenden Schlachten Kräfte sammelten.

Nach der Zerschlagung der Deutschen bei Lwow wurden sie von unseren Truppen, die unter dem Befehl von Marschall der Sowjetunion Konew standen, pausenlos verfolgt. Nachdem im Kampf der San bezwungen worden war, drangen unsere Truppen ins Landesinnere vor und gönnten dem Feind keine Besinnungspause, dann forcierten sie an einigen Ab-



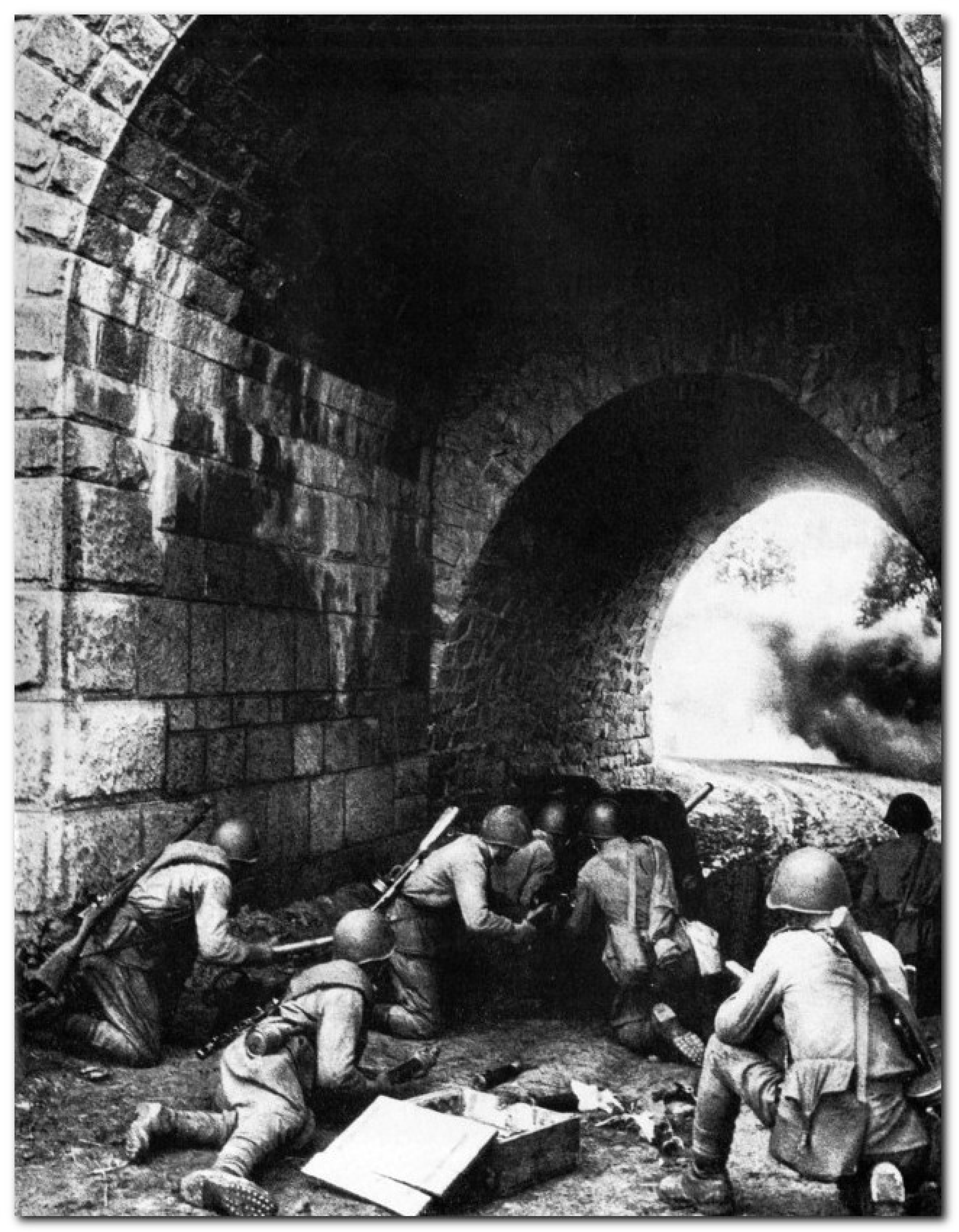


schnitten die Wisła im Raum von Sandomierz. Nach dem Durchbruch der von den Deutschen an der Wisła errichteten Befestigungen schufen sie am linken Ufer der Wisła ein mächtiges Aufmarschgebiet, einen breiten Zugang zu den Weiten des linken Ufers. Mit dem Verlust ihrer Verteidigungslinie am Flußufer wurden die Deutschen der mächtigen schützenden Wassersperre beraubt.

Die deutsche Führung war sich klar darüber, welche Bedeutung dieses Aufmarschgebiet hatte. Der Befehlshaber der 1. Panzerarmee gab seinen Banditen den Befehl, die Russen in die Wisła zu drängen; er nannte dieses Aufmarschgebiet eine „Pistole, die Deutschland im Genick sitzt". Die Deutschen schonten weder Menschen noch Technik, um diese „Pistole" von sich abzuwehren und das Gebiet zurückzuerlangen. 5 vollwertige Panzer- und 2 Infanteriedivisionen, die von den Deutschen an dieses kleine Fleckchen Erde zusammengezogen worden waren, griffen über einen Monat lang Tag und Nacht pausenlos an. Hunderte Kanonen und Granatwerfer überschütteten es mit glühendem Metall, Flugzeuge bombardierten es von früh bis spät. Aber all diese Unternehmungen brachten den Deutschen nichts weiter als riesige Verluste. Wir hatten von dieser Erde, die ununterbrochen von Explosionen gepeinigt wurde, festen Besitz ergriffen.

Jetzt im Morgengrauen, an einem nebligen und düsteren Januarmorgen, wo die auf diesem Aufmarschgebiet versammelten, zur Entscheidungsschlacht formierten mächtigen Truppen aller Waffengattungen die Befestigungen des Feindes bedrohen und bald schon mit unerwartetem kraftvollem Schlag über sie hereinbrechen, denkt man an die beispiellose Standhaftigkeit unserer Divisionen, die in den drükkenden Augusttagen hier gekämpft haben. Sie brachten es fertig, in einer mehrere Tage andauernden und viele Opfer fordernden Schlacht die Übermacht des den Gegenangriff führenden Feindes zu zerschlagen und dieses Stück Land an der Wisła zu erkämpfen.

Es ist schon Tag geworden. Im Schutze dichter, alter, weitverzweigter Eichen und Linden stehen zu-



sammengedrängt Reihen von schweren Panzern, verstecken sich lange Ketten von selbstfahrenden Geschützen, stehen spitzbrüstige Schützenpanzerwagen. Die Tarnnetze sind abgeworfen, die Motoren angelassen. Diese mächtige Technik, die vor dem Gegner geheimgehalten und hier konzentriert wurde, ist bereit, gegen den Feind zu ziehen.

Im Halbdunkel des Morgens unternehmen unsere Batterien kurze Feuerüberfälle auf die deutsche Verteidigung. Die Vorausbataillone schleichen nach vorn, getarnt durch den dichten Nebelvorhang, und nähern sich den ersten deutschen Schützengrabenlinien. Es beginnt ein mäßiges Feuergefecht.

Um 10 Uhr, als im Tageslicht schon alles zu erkennen ist, wird die Luft über der Wisła von einer schrecklichen Kanonade erschüttert, die in dieser Gegend nicht einmal im August zu hören war, als die Schlacht um das Aufmarschgebiet am ärgsten tobte. Es wird gleichzeitig aus Tausenden Läufen geschossen. Alle Kaliber bis zu den überschweren Geschützen sind im Einsatz. Im Umkreis von 10 km ächzt und zittert die Erde, eingehüllt in rötlichen Pulverrauch, Schüsse und Explosionen verschmelzen zu einem einzigen Getöse. Über der feindlichen Verteidigungszone zischen infolge der Explosionen Erdstrudel in die Luft, alles Leben vernichtend. Die Artillerie durch-



pflügt förmlich die feindlichen Befestigungsanlagen, sie vernichtet alle vom Feind errichteten Drahtverhaue, Minenfelder, komplizierte Fallensysteme.

Der Feuerstoß tobte fast zwei Stunden, aber schon nach den ersten fünfzig Minuten begann er sich ins Innere der feindlichen Verteidigung zu bewegen. Da gingen unter dem Schutz der Feuerwalze die vorgeschobenen Infanteriebataillone zur Attacke über. Die Deutschen wehrten sich hart und verbissen. Aber es fehlte die durchgehende Befestigungslinie, es gab nur noch hier und da Standorte von vereinzelten Feldbefestigungen, zufällig unversehrt gebliebene Feuernester inmitten des von der Artillerie zerfurchten Feldes.

Schon gegen 12 Uhr überschlugen sich die Meldungen von den vordersten Linien an den Divisionsstab: „Zweite Schützengrabenlinie passiert", „Kämpfen in der Tiefe der Verteidigung", „Haben feindliche Batterien mit großem Geschoßvorrat eingenommen", „Eine Kompanie Deutscher, geführt von einem Offizier, gab sich gefangen".

Die Verteidigungslinien, für deren Errichtung die Deutschen so viel Kraft und Mittel aufgewendet hatten, waren mit einem mächtigen Schlage durchbrochen. Der Angriff breitete sich mit ungestümem Tempo aus. Immer wieder neue Kräfte wurden an der Durchbruchsstelle eingesetzt, sie verfolgten den Feind und gönnten ihm keine Pause. Der Angriff dauerte



bis zum Abend und wurde immer intensiver. Sogar als die Dunkelheit der Januarnacht über dem Schlachtfeld zunahm, hielt er unvermindert an. Über dem ganzen Horizont, soweit das Auge reichte, war rechts und links das Aufflammen von Artilleriesalven zu sehen; wie ein Band roter geschweifter Kometen den Horizont zerteilend, flogen „Katjuscha"-Feuerstöße in Richtung Westen.

Gegen Mitternacht setzte der Frost ein. Er bedeckte den Straßenschlamm mit einer Eisschicht. Jetzt ertönte in der Dunkelheit über eine riesige Entfernung hinweg das Stampfen der Infanteristen, das Rasseln der Panzerraupen, das Keuchen gewaltiger Zugmaschinen, die schlagkräftige Kanonen zogen, das Räderrauschen der Panzerspäh- und Schützenpanzerwagen, das Knarren der Fuhrwerke und der besondere Klang unserer Selbstfahrlafetten.

Den Angriff vortragen — so lautete der Befehl der Führung. Unsere Einheiten vergaßen ihre Müdigkeit nach dem anstrengenden Kampftag, vergaßen Ruhe und Schlaf, und jagten den Feind, ohne ihn verschnaufen und die vorher errichteten Verteidigungsgürtel beziehen zu lassen. Im Morgengrauen nahmen unsere Einheiten, indem sie von drei Seiten her die Stadt Chmelnik umgingen, im Sturm diesen wichtigen Knotenpunkt ein, wo sich sieben Chausseen kreuzten, und der von den Deutschen auf lange Sicht zu Verteidigungszwecken ausgebaut worden war.

In der Zwischenzeit waren an einem anderen Angriffsabschnitt unsere Einheiten tief in ein Waldgebiet eingedrungen, das die weiteren Zugangswege zur Stadt Kielce deckte. In diesem Wald eröffnete die Infanterie einen schweren Kampf, der große Anspannung und Initiative erforderte. Einige Waldwege waren mit Draht und Sperren unpassierbar gemacht. Auf den Lichtungen war ein dichtes Netz von Minensperren und Fallen errichtet. Wolfsgruben versperrten jeden einigermaßen annehmbaren Weg und Pfad. Aber unsere angreifenden Einheiten hatten auch nicht mit einer bequemen Straße gerechnet. Freiwillige polnische Lotsen führten sie auf Wildpfaden entlang, um die Sperren und Fallen zu umgehen. Unsere Soldaten durchquerten das Dickicht, sie schlugen sich selbst neue Wege, verlegten Brücken durch Sümpfe und über Bäche. Das gab ihnen die Möglichkeit, die Deutschen jedesmal zu umgehen.

Die Angriffsfront verbreiterte sich am zweiten Tag schon bis auf 60 km. Wenn auch die angreifenden Einheiten 25 bis 30 km pro Tag im Kampf zurückgelegt hatten, vergrößerte sich das Angriffstempo ständig. Im Laufe der Angriffshandlungen nahmen unsere Truppen einige stark befestigte Stützpunkte des Gegners sowie über 350 Ortschaften im Sturm ein.

Unseren Soldaten, die aus dem Hinterland in den Angriffsraum übergehen, kommen langsam Züge von gefangenen Soldaten der Hitlerwehrmacht entgegen. Auf den Gesichtern der Deutschen steht Fassungslosigkeit und Erschütterung geschrieben.

Der Angriff geht weiter.

Boris Polewoi

Die Schlacht um Warschau

Die Truppen von Marschall der Sowjetunion Shukow, die drei Tage zuvor von zwei Aufmarschgebieten am Westufer der Wisła südlich von Warschau zur Offensive übergegangen waren, konnten die starke, tief gestaffelte Verteidigung des Gegners durchbrechen. Im Nordabschnitt dieses Durchbruchs gingen bewegliche Einheiten zum Angriff über.

Dem stürmischen Streifzug der Panzertruppen ins Innere Polens war ein erbitterter Kampf der sowjetischen Infanterie, Artillerie und der Selbstfahrlafetten um den Fluß Pilica im Gebiet südöstlich der Stadt Warka vorausgegangen. Nachdem der Fluß bezwungen worden war und die Pioniere hier in Rekordzeit leistungsfähige Übersetzstellen errichtet hatten, setzten Hunderte Panzer auf das Westufer der Pilica über und stürmten direkt von hier aus der Bewegung vorwärts. Der Panzerverband nutzte das weitverzweigte Straßennetz aus und war bald tief im Hinterland der Deutschen.

Die Panzer zermalmten die Verteidigung der geschlagenen deutschen Einheiten an ihrem Zwischenabschnitt und, ohne die im Hinterland verbliebenen restlichen Feindeinheiten, die nach den Plänen unserer Führung von der Infanterie endgültig zerschlagen werden sollten, zu beachten, stürmten sie zum Stützpunkt, der Stadt Grójec, wo sich sieben Landstraßen kreuzten. Im Ergebnis eines kurzen erbitterten Kampfes war dieser wichtige Stützpunkt des Feindes von unseren Einheiten bald vollständig erobert.

Auf den strahlenförmig stadtauswärts führenden Straßen verließen die Panzer kolonnenweise Grójec. Während einiger Stunden ununterbrochener Fahrt nahmen die sowjetischen beweglichen Einheiten wiederum unerwartet für den Gegner einige größere Ortschaften ein. Die sich in Richtung Südwesten bewegenden Kolonnen besetzten die Städte Błędów und Mogielnica, in Richtung Nordwesten wurde die größere Ortschaft Mszczonów eingenommen, von dort ging es weiter in Richtung von Zyrardów. Mit der Einnahme dieser Stadt unterbrachen unsere Einheiten die Bahnstrecke Warschau—Łódź.

Gleichzeitig griffen die Truppen von Marschall Shukow aus einem anderen Gebiet an — nördlich von Warschau. Nachdem sie das Land zwischen der Wisła und dem Westlichen Bug vom Gegner gesäubert hatten, ließen die sowjetischen Truppen ihm keine Zeit zur Besinnung und bezwangen den Fluß. Durch die Schaffung eines Aufmarschpunktes an ihrem Westufer, nördlich von Warschau, wurde der Weg, der die polnische Hauptstadt mit der Festung Modlin verband, abgeschnitten.

Heute, am 17. Januar 1945, haben die Truppen der 1. Belorussischen Front, darunter auch die der 1. Polnischen Armee, durch kombinierten Schlag von Norden, Westen und Süden Warschau, den wichtigsten strategischen Verteidigungsknoten der Deutschen an der Wisła, besetzt.

Die Hauptstadt des mit uns verbündeten polnischen Staates ist wieder frei!

Fünf Jahre lang ertrug Warschau viele Leiden. Aus dem Leben der Stadt war alles Polnische gestrichen worden. Alle polnischen Lehranstalten, alle polnischen Theater, Museen und Kinos waren geschlossen. Die deutsche Zensur mischte sich auch in die Angelegenheiten der polnischen Kirche ein. So wurden den Geistlichen Gebete untersagt, die die Polen an ihr Land erinnerten. Wissenschaftler und Künstler arbeiteten als Kellner in deutschen Kabaretts, um sich ihr tägliches Brot zu verdienen. In den Schaufenstern der Geschäfte, am Eingang ins Theater und sogar an den Türen öffentlicher Toiletten prangten Aufschriften: „Nur für Deutsche!"

Die Deutschen plünderten Warschau nach einem wohldurchdachten Plan aus. Die Eisenbahngleise auf den Bahnhöfen standen voller Transporte. Die Warschauer Industrie wurde nach Breslau und Leipzig abtransportiert. In erster Linie schleppten die Hitlerfaschisten Betriebe des Flugzeug- und Panzerbaus fort, dann Werke des Maschinenbaus, chemische Betriebe, Betriebe der Feinmechanik, der Nahrungsmittelindustrie und der Textilindustrie. Zusammen mit der Werkausrüstung raubten die Deutschen auch Wert-



sachen aus Universitäten, Museen, Kirchen und Schlössern.

Zehntausende Warschauer wurden in Güterwagen verladen und zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt.

Als die Truppen der Roten Armee die ersten Gebiete Polens befreit hatten, verwandelten die Deutschen Warschau in ein Kriegslager. Auf den Straßen tauchten verstärkte Patrouillen auf. Alle Kreuzungen wurden durch Panzer und selbstfahrende Kanonen abgesichert.

Warschau erlebte alles: Galgen mit Erhängten, die im Winde hin und her schaukelten; verkohlte Leichen — Menschen, die in ihren eigenen Häusern bei lebendigem Leibe verbrannt wurden; ausgezehrte Leichen von Menschen, die den Hungertod gestorben waren.

Niemals werden wir vergessen, wie eine Warschauerin, die in der Nacht über die Wisła geschwommen war, völlig entkräftet ans Ufer gelangte und mit blauangelaufenen Lippen flüsterte:

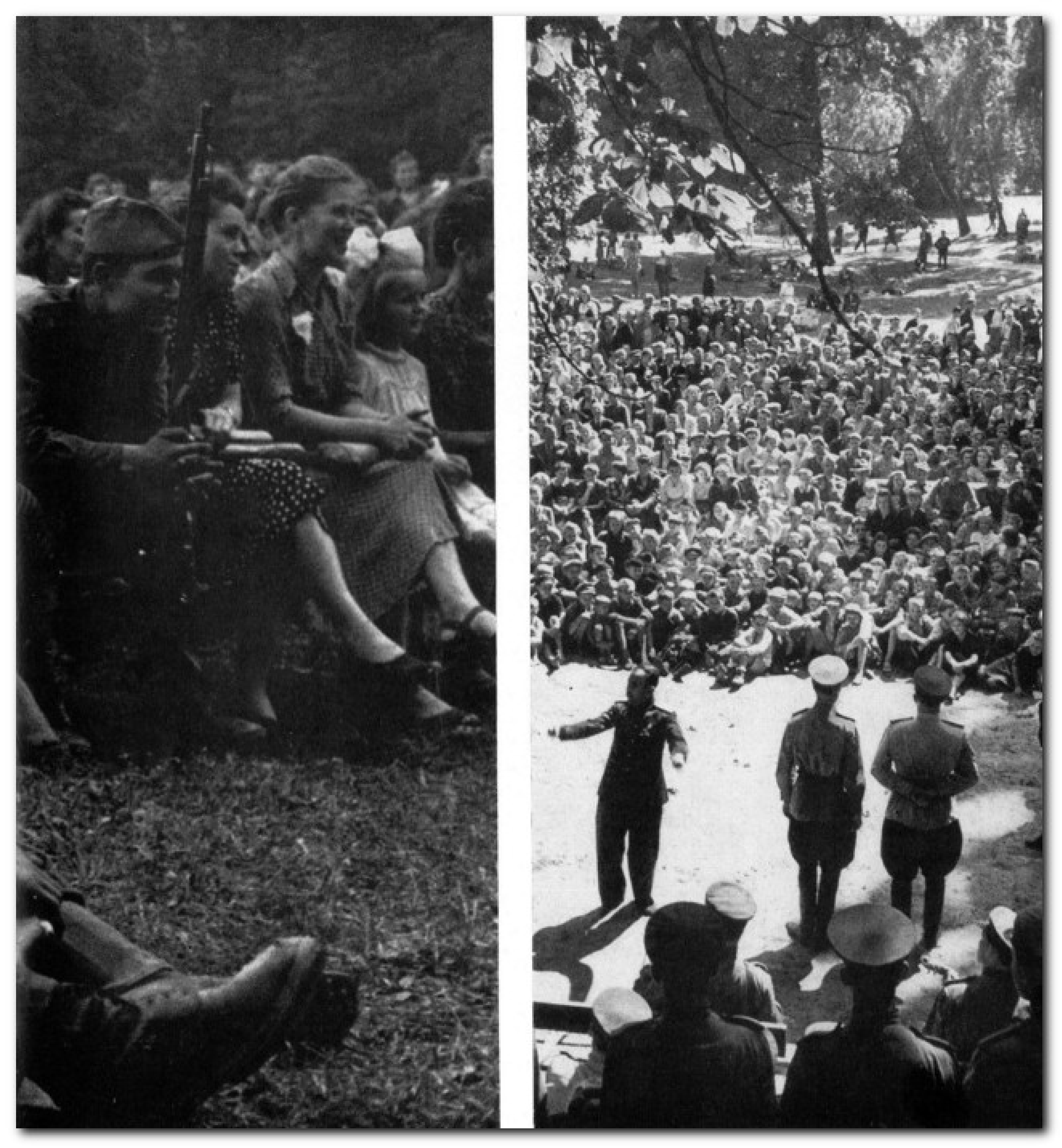
„Wir haben keine Kraft mehr, in der Warschauer Hölle zu leben. Rettet uns, Russen!"

Die Warschauer haben sich nicht getäuscht. Die Befreiung kam aus dem Osten durch die heldenhafte Rote Armee.

Viktor Schilkin

Israil Denissow









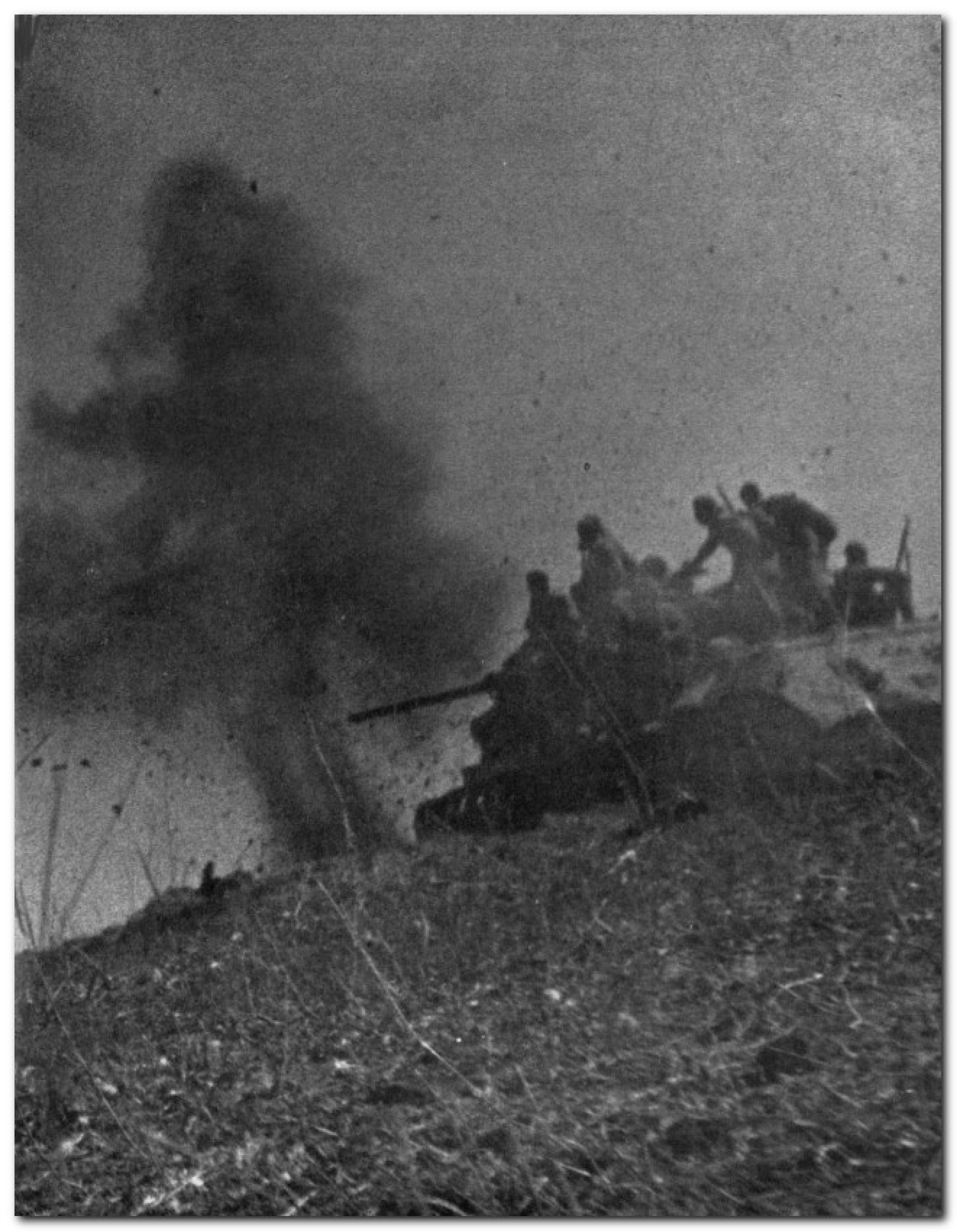
RUMÄNIEN



Am 23. August 1944 stürzte das rumänische Volk, inspiriert von den Erfolgen der sowjetischen Streitkräfte, die Rumänien von den Hitlertruppen befreit hatten, die faschistische Diktatur. Der 23. August ist der Nationalfeiertag des rumänischen Volkes.







Die regierenden Kreise des bürgerlich-junkerlichen Rumäniens hatten die nationalen und staatlichen Interessen ihres Landes preisgegeben und verbündeten sich mit Hitlerdeutschland. Rumänien ordnete sich dem deutschen Imperialismus unter und wurde in den Krieg gegen die UdSSR hineingestürzt.

Die „Zusammenarbeit" der rumänischen Regierungsclique mit dem deutschen Faschismus in den Jahren des Krieges gegen die Sowjetunion brachte den rumänischen Staat an den Rand einer nationalen Katastrophe. Hitlerdeutschland plünderte das Land rücksichtslos aus, holte aus ihm alle Nahrungsgüter und alle Rohstoffe heraus. Die rumänischen Militäreinheiten erlitten an der Front gewaltige Verluste. Eine besonders vernichtende Niederlage wurde den rumänischen Truppen im Winter 1942—1943 bei Stalingrad und im Frühjahr 1944 auf der Krim zugefügt.

Im Laufe der Befreiung ihrer Heimat von den faschistischen Okkupanten kam die Rote Armee im März 1944 an die rumänische Grenze. In dieser Situation schlug die Sowjetregierung in Übereinstimmung mit den Regierungen der USA und Englands Rumänien vor, die Beziehungen zu Deutschland abzubrechen und gemeinsam mit den Truppen der Alliierten gegen die deutsch-faschistischen Truppen für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit und Souveränität ihres Landes zu kämpfen. Die Regierung Rumäniens lehnte dieses Angebot ab. Überdies hielt sie es noch vor dem Volk geheim. Der Kampf ging weiter.

Die entscheidende Rolle bei der Befreiung Rumäniens spielte die Operation der Truppen der 2. und 3. Ukrainischen Front bei Iaşi—Kischinjow. Es wurden lediglich vier Tage benötigt — vom 20. bis 24. August 1944 —, um einen tiefen Durchbruch der gegnerischen Verteidigungsstellungen zu erreichen und die 18 feindlichen Divisionen östlich von Huşi einzukesseln. Alle Versuche des Feindes, sich aus der Umzingelung loszureißen und zu den Karpaten durchzubrechen, waren vergeblich. Die sowjetischen Truppen trieben nach der endgültigen Vernichtung der eingekesselten Divisionen den Angriff ungestüm voran.

Die hervorragenden Erfolge der Roten Armee schon zu Beginn der Operation von Iaşi—Kischinjow übten entscheidenden Einfluß auf die Änderung der politischen Lage in Rumänien aus, wo schon seit langem unter den Volksmassen Unzufriedenheit mit





der Politik der reaktionären profaschistischen Regierung gärte.

Am Abend des 23. August erhoben sich die fortschrittlichen Kräfte des Landes unter Führung der Kommunistischen Partei zu einem bewaffneten Aufstand. Die faschistische Diktatur wurde gestürzt. Rumänien trat als Bündnispartner Hitlerdeutschlands aus dem Krieg aus, und die rumänische Armee richtete nun ihre Waffen gegen die Faschisten.

Die deutsch-faschistischen Truppen leisteten der angreifenden Roten Armee und den mit ihr Schulter an Schulter kämpfenden rumänischen Einheiten erbitterten Widerstand. Erst am 25. Oktober 1944 wurde Rumänien endgültig von den Faschisten befreit. Mutig und unerschrocken kämpften die Sowjetsoldaten um die Befreiung Rumäniens: In den Kämpfen um Rumänien ließen 69 000 Sowjetsoldaten und Offiziere ihr Leben. Das rumänische Volk bewahrt in Dankbarkeit das Andenken an seine Befreier.

Die Siege auf den Schlachtfeldern in Rumänien schufen günstige Bedingungen für die weitere Befreiung der Völker der gesamten Balkanhalbinsel vom Joch des Hitlerfaschismus.



Botoşani



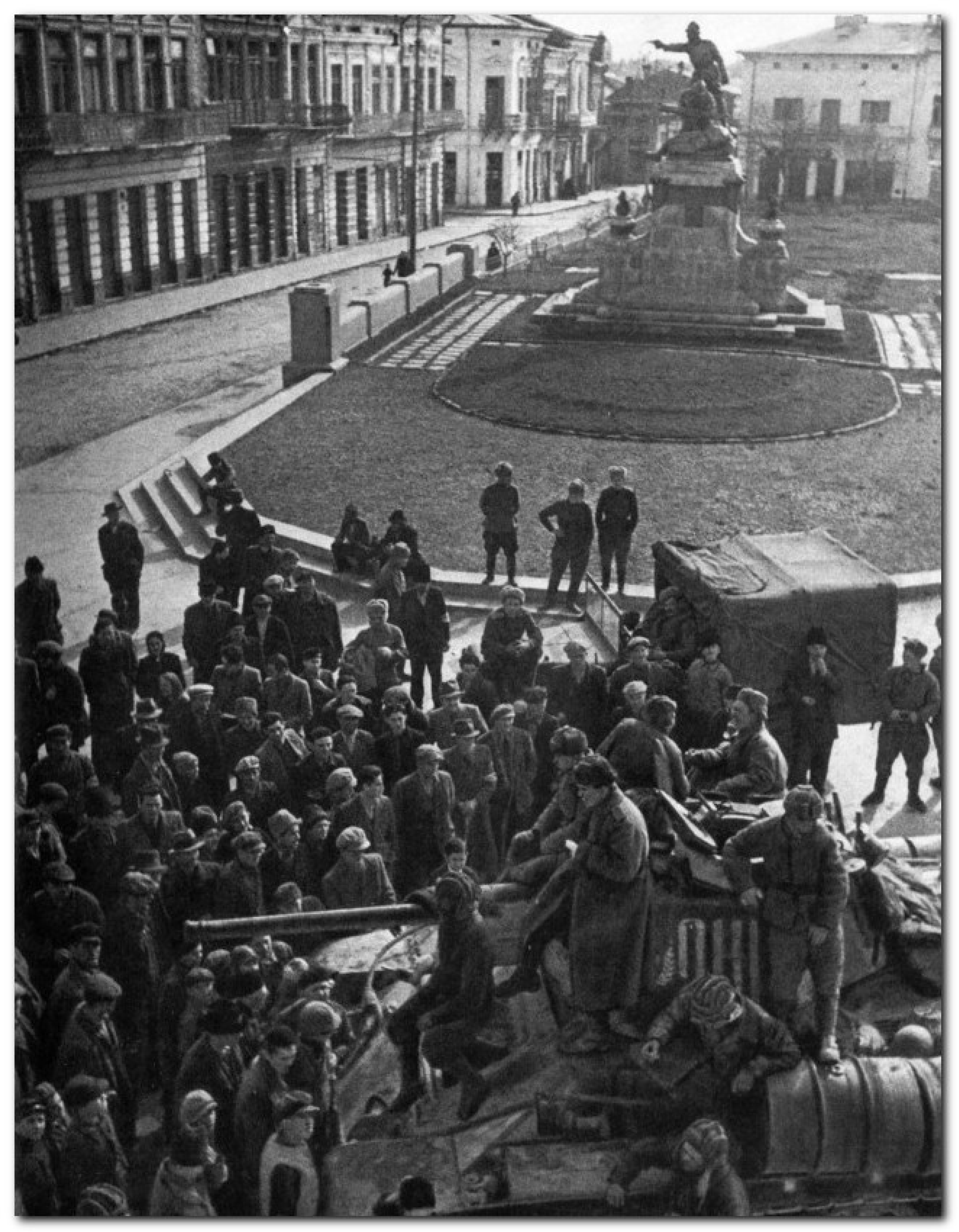


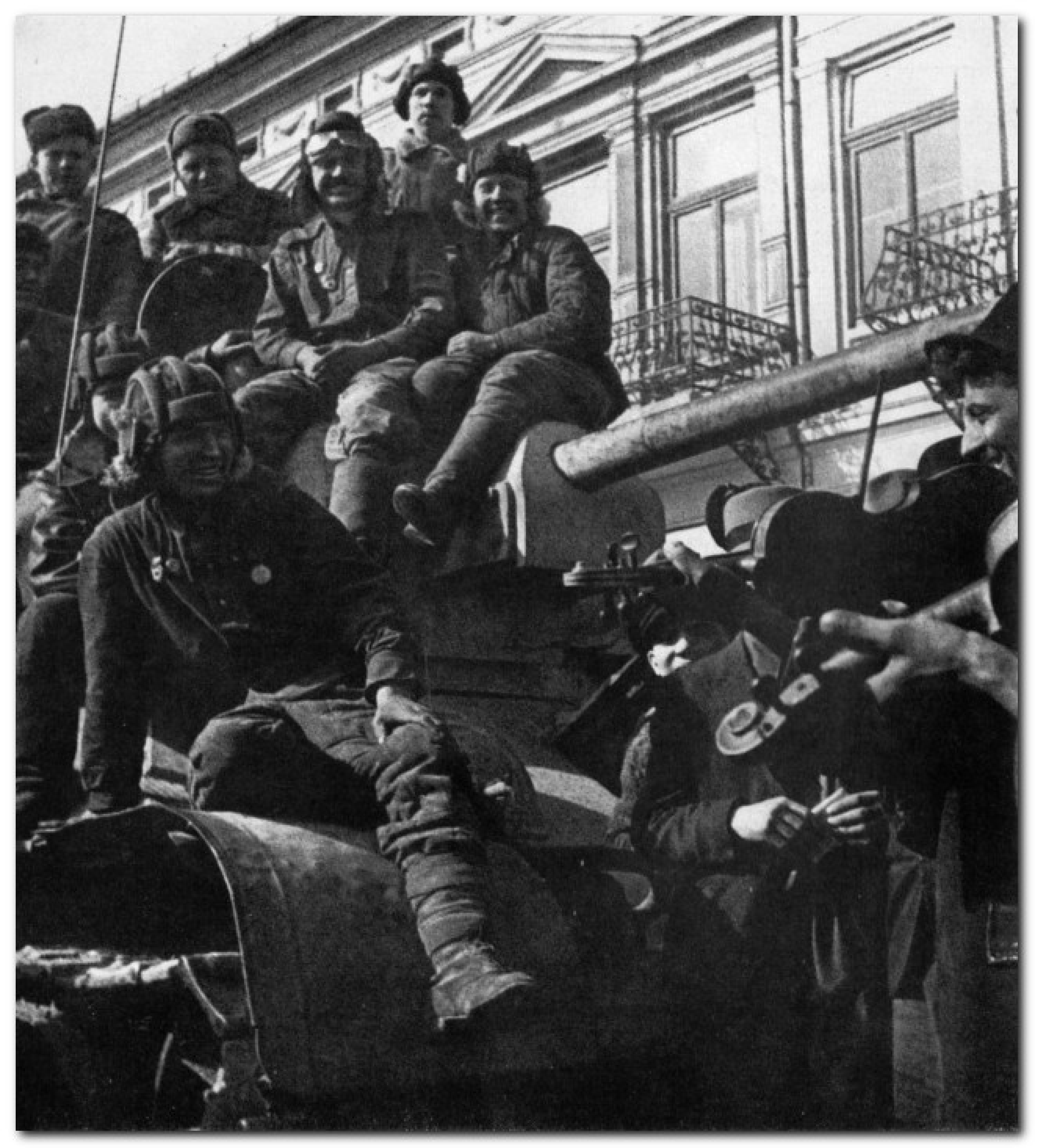


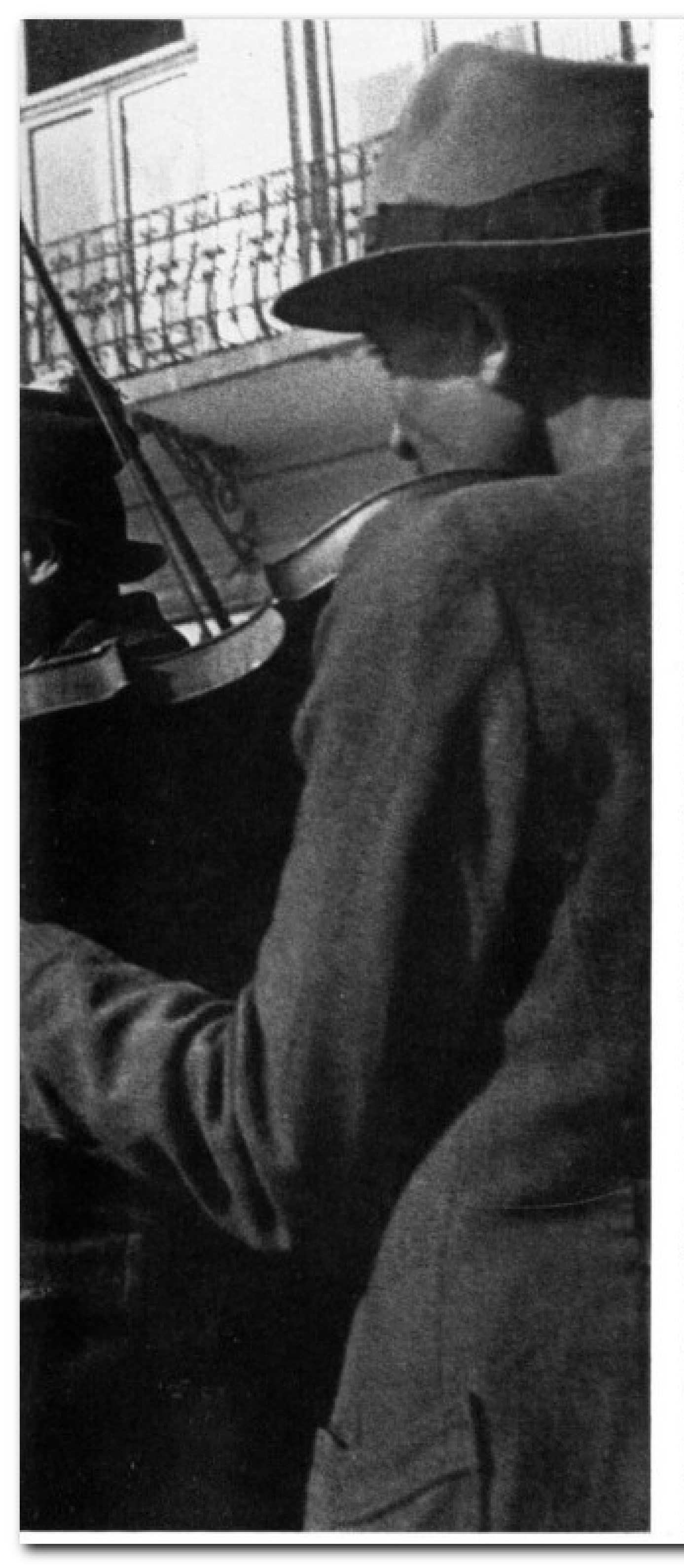
Botoşani, eine Kreisstadt im Norden Rumäniens und eine der wenigen größeren Städte in diesem Gebiet, hat sehr viel Glück gehabt. Die Frontlinie rückte sehr schnell weiter. Reste deutscher und rumänischer Divisionen traten in solcher Eile den Rückzug über die Karpaten an, daß sie es nicht mehr schafften, die Stadt anzuzünden, auszuplündern oder die Bevölkerung gewaltsam zu vertreiben, wie sie es in anderen Städten getan hatten, in denen sie sich längere Zeit aufhalten konnten.

Botoşani, das sofort in tiefes Hinterland geraten war und den Krieg vergessen hatte, setzte sein buntes, turbulentes Leben voller frappierender Widersprüche und seltsamer Kontraste fort. Noch steckten in den Trümmern des Schlachthofes die Bruchstücke deutscher Batterien; noch stand in der König-Michael-Straße ein deutscher „Panther", der in aller Hast von seiner Besatzung zurückgelassen wurde, und dessen lange dickköpfige Kanone in eine Limonadenbude gefahren war; noch hingen an den Wänden Fetzen von Goebbels-Plakaten, die schreiend in rumänischer Sprache „bolschewistische Greueltaten" ausmalten und die Bevölkerung aufriefen, auf die andere Seite der Karpaten zu gehen, ihr Hab und Gut zu vernichten und zu verbrennen. Das Leben in der Stadt war aber schon wieder hergestellt und verlief in den üblichen Bahnen.

Hausmeister fegen jeden Morgen die gepflasterten Straßen. Gärtner beschneiden mit riesigen gebogenen Scheren die längs der Gehsteige angepflanzten Buchen und Eschen. Das Kraftwerk liefert Strom für die Haushalte und versorgt die wenigen, aber auf vollen Touren laufenden Betriebe mit Energie. Betagte Kutscher in hohen Schaffellmützen und schmutzigen ärmellosen Pelzwesten thronen auf klappernden zweisitzigen offenen Kutschen mit großen Petroleumlampen am Kutschersitz. Für eine Unmenge von Lei, durch den Krieg völlig wertlos geworden, sind sie bereit, den ganzen Tag durch die Stadt zu kutschieren. Abends ertönt in den Straßen ein langanhaltender Glockenton. In den Kirchen wird Gottesdienst abgehalten. Junge Mädchen in bunten Tüchern und mit hohen Frisuren, die nicht mit Puder und Schminke geizen, um ihre blassen krankhaft wirkenden Gesichter etwas aufzufrischen, sowie Mütter mit Kleinkindern auf dem Arm oder im Kinderwagen







gehen auf der Sonnenseite der Straße spazieren. In Limonadenkiosken wird Apfel- und Birnenkwaß verkauft. Überall, wohin man auch sieht, sitzen dunkelhäutige und zudringliche kleine Jungen mit Bürsten und Putzlappen auf den Bürgersteigen. Es sind ihrer so viele, daß man auf den Gedanken kommen kann, die Einwohner von Botoşani hätten nichts anderes zu tun, als sich von früh bis spät die Stiefel zu putzen.

Das sind aber alles Kleinigkeiten. Aber sie zeugen davon, daß durch das Eintreffen der Roten Armee die alltägliche Ordnung dieser Stadt nicht verletzt wurde, daß die Einwohner an ihre normale Alltagsarbeit zurückkehren, und daß man in Botoşani jenes verträumte, träge Leben, das hier sicherlich schon seit vielen Jahrzehnten unverändert blieb, weiterführt.

Ich entsinne mich, daß mich der erste rumänische Bauer, dem ich jenseits des Pruts begegnete, durch den merkwürdigen Gegensatz seiner Kleidung in Erstaunen setzte. Er war barfüßig und trug einen Hut. In der Stadt fallen diese Kontraste noch stärker auf. Am Stadtrand schmiegen sich winzig kleine Häuschen an die Schluchten an, eines an das andere wie eine Reihe. Sie sind so baufällig, klein und schief, daß man sich wundert, daß sie nicht vom ersten Windstoß umfallen. Im Stadtzentrum gibt es Bojarenvillen, sowohl ältere, die wie Pfefferkuchenhäuschen aussehen, als auch modernere, in Form von flachen Betonkästen erbaut und gelb oder weiß angestrichen. Sie alle sind in das Grün der schon Knospen treibenden Bäume eingebettet; die von Mauern umgebenen Gärten schützen sie vor dem Lärm und dem Staub der Straße. Am Rande der Stadt ist es sogar jetzt, in der Hitzeperiode, schwierig, durch die riesigen Schmutzpfützen zu waten, die nie austrocknen. Hier wird das Spülwasser direkt aus den Fenstern auf die Straße ausgegossen. Fast nackte Kinder sitzen in den Pfützen und spielen mit zottigen, räudigen und halbverhungerten Hunden. Die Hauptstraße im Stadtzentrum hingegen wurde mit einem Schrubber gescheuert…

Die Aufzählung derartiger Gegensätzlichkeiten kann man bis zur Unendlichkeit fortsetzen. Sie quellen aus allen Ritzen hervor, sie sind auf Schritt und Tritt anzutreffen. Unsere Soldaten und Offiziere, Sowjetmenschen, begierig auf alles Neue, schütteln nur den Kopf, wenn sie die Lebensgewohnheiten dieses Landes kennenlernen, das seltsame Nebeneinander fürchterlichster, zum Himmel schreiender Armut und das lächerliche und bedauernswerte Bemühen, diese Armut zu verbergen, indem man versucht, die Lebensweise in den „vornehmen Häusern" nachzuahmen. Im übrigen ist das nicht unsere Angelegenheit. Die Rote Armee unterstreicht durch ihr

ganzes Auftreten ihre Nichteinmischung in die rumänischen Verhältnisse.

In Botoşani kam ich mit vielen Vertretern der rumänischen Intelligenz zusammen. Alle, mit denen ich Gelegenheit zu einem Gespräch hatte, mit dem alten Arzt des Stadtkrankenhauses Stefan Ivănescu, mit dem Ingenieur der städtischen Kommunalbetriebe Petre Robiu, mit dem Priester der Kapelle der Heiligen Genoveva Vater Ion, sind von dem disziplinierten und tadellosen Benehmen der sowjetischen Truppen erstaunt und angenehm überrascht. Mit dem Einzug unserer Truppen wurde in der Stadt sofort eine vorbildliche Ordnung hergestellt. Es ereignete sich kein Skandal, kein unangenehmer Zwischenfall auf der Straße. Noch vor kurzer Zeit, als in der Stadt deutsche Einheiten stationiert waren, verstummten auch in der Nacht nicht die Schießereien und Hilferufe. Die Soldaten drangen in die Wohnungen ein und nahmen alles mit, was sie wollten.

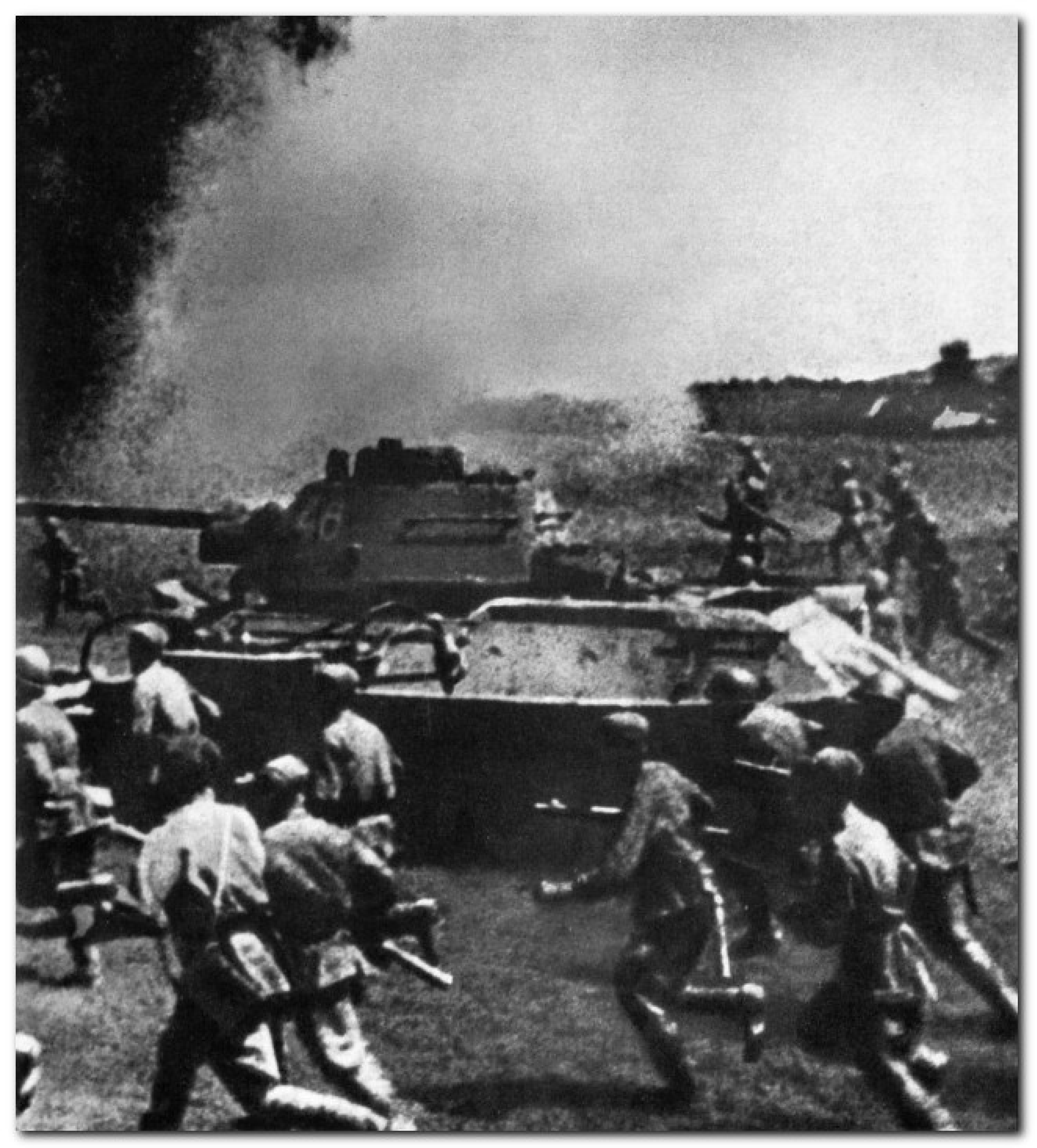
„Eure Truppen halten die Erklärung eures Außenministers, die ich auf Flugblättern gelesen habe, strikt ein. Sie benehmen sich zuvorkommend und sind über jedes Lob erhaben", erklärte Doktor Stefan Ivănescu.

Im übrigen, von der Zuneigung der Bevölkerung zur Roten Armee zeugen nicht nur Worte. Sie kommt überall zum Ausdruck: im Verhalten der jungen Mädchen, die unseren Einheiten, die die Stadt passieren, mit Tüchern zuwinken; in der tiefen Hochachtung, mit der die Einwohner der Stadt den Hut ziehen, wenn sie unseren Offizieren begegnen; darin, daß sie uns, miteinander wetteifernd, an ihre Tische bitten, wenn wir ein Kaffeehaus betreten. Diese Einstellung zeigt sich letzten Endes auch in dem starken Interesse für sowjetische Filme und Rundfunksendungen in rumänischer Sprache...

Schon gegen Abend verlassen wir Botoşani und beschreiben eine Abschiedsrunde über der Stadt. Sie schimmert ganz weiß inmitten der Hügel und liegt eingebettet in das helle Grün der knospensprießenden Bäume. Sogar noch aus der Vogelperspektive ist das geschäftige Treiben in den Straßen der Stadt zu erkennen, die von den schrägen Strahlen der warmen, freigebigen Frühlingssonne beschienen werden.

Boris Polewoi





Zwölf Tage

Es ist ein warmer, nebliger Morgen. Die Uhr zeigt halb sechs. Im Frühdunst erscheint der Weg grau, und die Bäume sind wie von Staub bedeckt. Vor uns zeichnen sich im Morgennebel die Umrisse der nördlichen Vororte von Bukarest ab.

3 Kilometer vor dem Stadteingang machen die Fahrzeuge des Aufklärungsbataillons von Hauptmann Plotnikow die letzte Rast auf ihrer fast 500 km langen Fahrt. Die Soldaten klettern aus den Panzerkraftwagen und Transportfahrzeugen und wischen die Panzer mit Lappen und harten Maisstengeln ab. Die Menschen sind staubig und sehr müde. Die starke Hitze der letzten Tage und der Staub, durch den man am Tage manchmal nur mit eingeschalteten Scheinwerfern fahren konnte, hinterließen ihre Spuren auf Menschen und Technik. Zwölf Tage harter ununterbrochener Kämpfe zeichneten sogar auf ganz jungen, bartlosen Gesichtern einen Ausdruck von Härte.

Leute stehen an den Chausseerändern und schauen mit aufrichtiger Hochachtung auf die Panzer und Panzerkraftwagen, auf die schwarzen Geschützläufe und auf die mutigen Gesichter der Soldaten. Der Stadt Bukarest hat sich eine sieghafte Armee genähert, für die zwei unerschütterliche Eigenschaften charakteristisch sind, die Ehrfurcht einflößen — Kraft und Gerechtigkeit. Die Deutschen hatten manchmal die erste, aber nie die zweite Eigenschaft.

Ein Panzerfahrer steht an einem hölzernen Staketenzaun und wäscht sich das staubige Gesicht. Ein alter Bauer gießt ihm aus einem Tonkrug kaltes Wasser über die Hände, daneben steht eine alte Frau und hält behutsam die Panzerschutzhaube des Soldaten in ihren Händen.

Ein langer Pfiff, und es heißt wieder „Weiterfahrt“. Der Bataillonskommandeur, Hauptmann Plotnikow, in den Tagen der Offensive 25 Jahre alt geworden, schreitet die Kolonne an der Chaussee ab und gibt eilig noch die letzten Anweisungen. Sein junges, fast knabenhaftes Gesicht ist angespannt. In diesen zwölf Tagen gingen 2000 gefallene Deutsche und einige Tausend Gefangene auf das Konto seines Bataillons. Er ist an den Kampf gewöhnt und auch daran, im Kampf stets in vorderster Linie zu stehen. Trotz seiner sonstigen Beherrschung, die den Uraler kennzeichnet, ist er jetzt wegen der bevorstehenden Ereignisse erregt. Sei es, wie es sei, aber in die Hauptstadt eines fremden Staates marschiert er das erste Mal in seinem Leben ein; sicherlich wird es nicht das letzte Mal sein.

Die Fahrzeuge setzen sich in Bewegung. Die letzten Anpflanzungen von Mais und Sonnenblumen ziehen an uns vorüber. Die letzten ländlichen Flechtzäune — und wir sind in der Vorstadt. Kanariengelb gestrichene Tanksäulen, die ersten Aushängeschilder von Gemüse- und Fleischgeschäften, kleinen Gaststätten und Friseurläden liegen am Weg.

Hier die geöffnete Tür einer Schlosserwerkstatt, wo die Vorstädter ihren armseligen Hausrat löten und ausbessern lassen. Der Besitzer springt heraus, einen Primuskocher in den Händen, bleibt starr und steif stehen und sieht uns nach.

Da rattert der erste gelbe Bukarester Straßenbahnwagen heran. An der ersten Kurve verringern die Fahrzeuge ihre Geschwindigkeit, und sofort entsteht um sie herum ein riesiger Menschenauflauf.

Jetzt fliegt ein Blumenstrauß durch die Luft, und der Kommandeur, der die Fahrzeugkolonne anführt, fängt ihn auf und befestigt ihn an der Stirnseite seines Fahrzeugs. Rufe wie „Hurra!“, „Sdrastwuite!“, „Camărade!“, „Towaristschi!“ und wieder „Hurra!“ werden zu einem einzigen Festtagsjubel.

Ein Zeitungsjunge wirft einen Packen neuer Zeitungen mit dem roten Aufdruck „Sonderausgabe“, darunter mit großen Buchstaben die neuesten Informationen vom Sowinformbüro, in den Wagen.

Noch eine Kurve — und wir sehen eine der Hauptstraßen. Wir sind in Bukarest. Hier möchte ich etwas verweilen und einige Tage zurückblenden.

Der Weg, der heute mit dem feierlichen Einzug unserer Truppen in die Hauptstadt Rumäniens zu Ende ging, war ein Weg voll harter Kämpfe gegen die Deutschen, schlafloser Nächte und sehr schwerer Märsche. Wenn unsere Armee die über 400 km lange Strecke von Iaşi bis Bukarest in einem im Verlauf des Krieges nie dagewesenen Tempo zurückgelegt hat, so ist das am wenigsten ein Verdienst der Deutschen. Denn die Deutschen unternahmen alles, um uns den Weg zu erschweren. Wenn sie es nicht mehr geschafft hatten, die Brücken zu sprengen, lag es daran, daß unsere Panzer früher dort ankamen als sie selbst. Wenn sie sich in Gefangenschaft begaben, so nur dann, wenn ihnen der sofortige und unvermeidliche Untergang drohte.

Die Panzertruppen gingen allen voran. Sie erzwangen einen Durchbruch und bewegten sich unaufhörlich vorwärts, sich weder Schlaf noch Pause gönnend. Wir konnten sie erst bei Focşani einholen.

Die staubige, stark zerstörte, aber breite Straße, die von Iaşi über Tîrgul-Frumos, Roman und Bîrlad nach Focşani führt, war trotz ihrer Breite stellenweise fast unbefahrbar. Bald hier, bald dort mußten wir mit unserem „Villis“ um die berglich aufgetürmten, zer-



schossenen Fahrzeuge und Fuhrwerke der Deutschen herumfahren, vorbei an toten Pferden, an Leichen und Eisenschrott.

Vor Focşani, an dem berühmten „Focşani-Tor", wo die Gebirgsausläufer von zwei Seiten das enge Tal umsäumen, versuchten die Deutschen, sich für längere Zeit festzusetzen. Das schien anfangs nicht schwerzufallen. Zwei Gürtel mächtiger betonierter Befestigungsanlagen mit Panzergräben und Stacheldraht durchqueren das Flachland. Die betonierten Feueranlagen mit ihren engen und tiefen Schießscharten ähneln den Befestigungsanlagen, die wir im Juni in Finnland eingenommen hatten. Die gleiche schachbrettartige Anordnung, die gleichen meterdicken Betonwände, die gleiche sorgfältige Tarnung, durch die es sogar in 100 Schritt Entfernung manchmal schwerfällt, eine betonierte Feueranlage von einem natürlichen, mit Grün bewachsenen Hügel zu unterscheiden.

So wie vor 150 Jahren Suworow unter Anwendung der Prinzipien „Tempo, Augenmaß und Ansturm" handelte, wiederholte unsere Armee hier die großartige Schlacht bei Focşani. Jetzt ist der Name Focşani in der russischen Militärgeschichte in zweierlei Hinsicht berühmt geworden.

Bevor man nach Focşani kommt, erhebt sich rechts am Wege ein hohes mächtiges Bauwerk aus grauem Granit. Das ist eine nationale Gedenkstätte für die Soldaten und Offiziere, die im ersten Weltkrieg gefallen sind. Auf einem riesigen Granitsockel sind alte Feldgeschütze aufgestellt. Wir öffnen die quietschende, beschlagene Tür und treten ins Innere. Hier herrschen Stille und Kälte. Auf den Marmorwänden sind Tausende Namen eingraviert. In den Nischen befinden sich Stahlhelme und Gewehre älteren Typs.

In Erfüllung unserer Soldatenpflicht nehmen wir unsere Kopfbedeckung ab. Diejenigen, denen das Denkmal gewidmet wurde, sind im Kampf gegen die Deutschen in der Zeit gefallen, als Rumänien sich noch auf dem Weg einer natürlichen selbständigen historischen Entwicklung befand, zu dem es jetzt zurückkehrt. Die derzeit Gefallenen tragen keine Schuld daran, daß ihr Land von jenem Weg abwich und dadurch ihr Andenken entehrt hat.

Wir treten wieder ins Freie. Nach kurzer Zeit sind wir in Focşani. Hier holen wir den Stab der Panzertruppen ein. Die Stadt wurde erst vor einigen Stunden eingenommen. Noch stehen die von den Deutschen angezündeten Randgebiete der Stadt im Rauch, brennen Fahrzeuge. Unsere Vorauseinheiten, die



einige Dutzend Kilometer vorgestoßen waren, kämpften in Rimnicu, einem historischen Ort wie Focşani, der mit Erinnerungen an einen der glänzendsten Siege von Suworow verbunden ist.

Wie ein großer Strom bewegen sich unsere Fahrzeuge und Panzer vorwärts, dann folgen wieder Fahrzeuge und MPi-Schützen mit Fliegerabwehr-MGs, Kanonen, Kesselwagen, dann Feldlazarett-Fahrzeuge und wieder Panzer. Die Straße dröhnt, und überall Staub, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen habe. Als eine undurchdringliche Rauchwand steht er vor dem Fahrzeug, so daß wir mit Scheinwerfern fahren müssen, um nicht auf die vorderen Fahrzeuge aufzufahren.

Nach kurzer nächtlicher Ruhepause im Dorf Colenaşti, wo uns ein alter Rumäne mit jungem Wein, Brynza (Schafkäse) und frischgekochtem gelbem, noch warmem Maisbrei bewirtete, ziehen wir bei Tagesanbruch weiter.

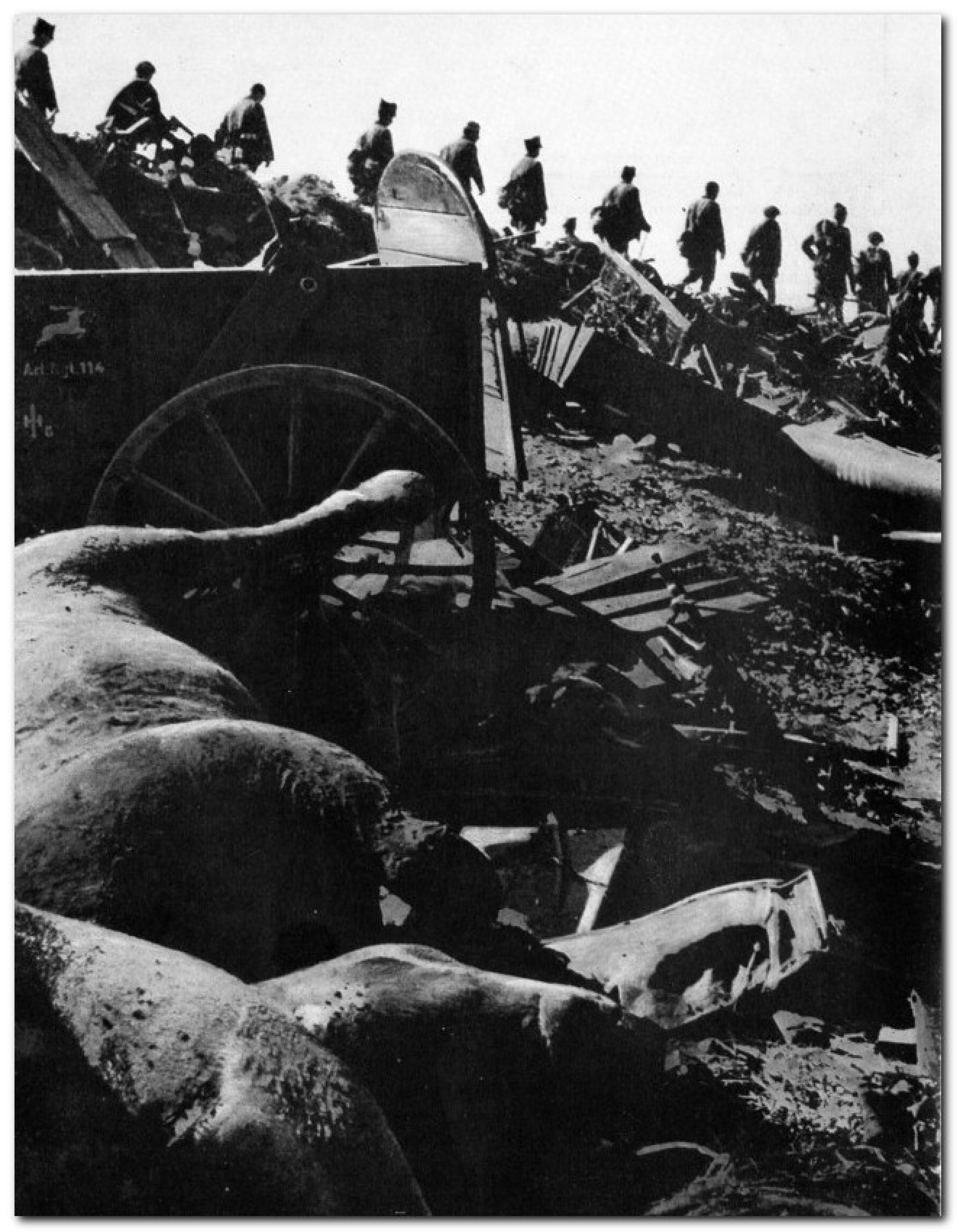
Zwei Stunden später, nachdem wir uns mit Mühe und Not durch die Überreste deutscher Fahrzeugkolonnen hindurchgearbeitet haben, kommen wir nach Rimnicu, ein kleines sauberes Städtchen ganz in Weiß, dessen Aussehen sich selbst durch die dichten Staubwolken nicht verändert hat. Unsere Panzer waren so blitzartig in die Stadt vorgedrungen, daß die Deutschen nichts mehr in Brand stecken konnten. Wir wollten hier den Kommandeur des Panzerverbandes, dem wir nachfuhren, erreichen, was uns jedoch nicht gelang. Er war in Richtung Buzău vorgedrungen, einer Stadt, auf deren Zufahrtsstraßen, wie man sagt, jetzt schwere Kämpfe stattfinden.

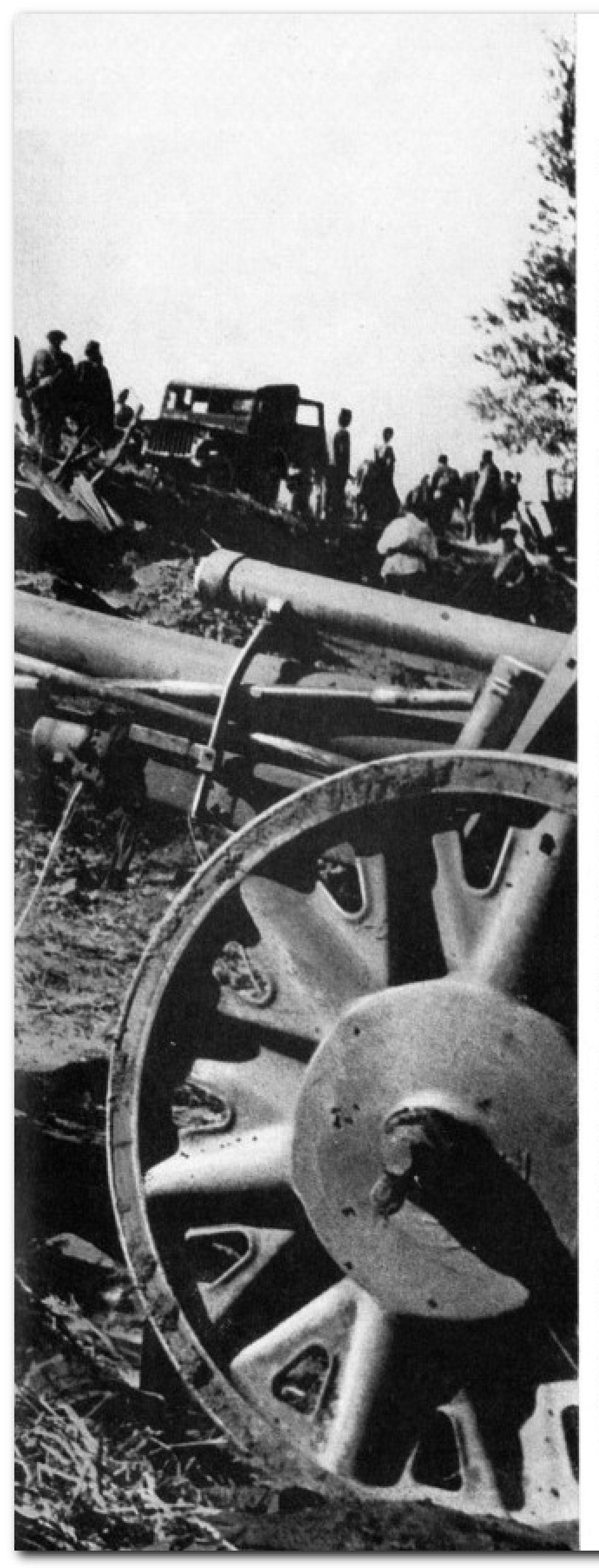
An der Ausfahrt von Rîmnicu scheint mir plötzlich, daß ich wieder in Lublin und Majdanek bin. Hier sind die gleichen graugrünen Baracken hinter Stacheldraht wie dort. Natürlich sind es hier weitaus weniger, aber gebaut sind sie nach dem gleichen deutschen Muster.

In 20 km Entfernung von Rîmnicu ist das Artilleriefeuer immer deutlicher zu hören. Eine Viertelstunde später überholen wir einige Panzer und nähern uns dem Fluß Buzău. Auf den letzten 5 km vor dem Fluß wird die Chaussee unpassierbar, da sie von Hunderten deutscher Fahrzeuge, teils ausgebrannt und stark beschädigt, oftmals noch völlig erhalten, vollgestopft ist. Nach der riesigen Menge von PKW und Stabsfahrzeugen zu urteilen, muß hier der Stab einer deutschen Division, vielleicht auch eines Korps gewesen sein …

Das alles ereignete sich vor weniger als einer Stunde. Die Fahrzeuge, die die Deutschen noch anzünden konnten, stehen noch in Flammen auf der Straße und sehen aus wie Lagerfeuer. Am Abhang, direkt vor der Brücke, füllen Soldaten das Benzin der völlig







erhalten gebliebenen deutschen Tankstelle in Tonnen um.

Da sind wir auch schon am Ufer. Der Fluß Buzău wurde an dieser Stelle bezwungen. Nachdem unsere Panzer eine deutsche Kolonne vernichtet haben, drangen sie direkt zur Brücke vor, so daß diese erhalten blieb. Aber sie jetzt zu passieren, ist nicht möglich. Die deutsche Artillerie hält diese Brücke von den Hügeln her unablässig unter Beschuß. Einige Volltreffer der Deutschen ließen ihre eigene, an der Brückenauffahrt stehengebliebene Kolonne in Flammen aufgehen, so daß eine Wand ununterbrochener Explosionen den Weg versperrt.

Ohne wertvolle Zeit zu verlieren, machen unsere Panzer und die anderen Fahrzeuge einen Umweg. Hier am Ufer wird uns dieses Mal schon ganz fest bestätigt, daß wir den Kommandeur jenes Panzerverbandes, den wir suchen, endlich antreffen werden. Er muß hier sein, da vorn, in der Stadt, wo immer noch gekämpft wird.

Wir beginnen den General zu suchen.

„Ja, er war gerade erst hier."

„Ja, wo ist er aber dann?"

„Schon abgefahren."

„Wohin?"

„In die Stadt."

Auf der Suche nach ihm überqueren wir jetzt den Fluß. Von der einmaligen Hitze der letzten Zeit ausgetrocknet, teilte sich der Fluß in drei enge Arme. Mächtige „Studebacker" stecken bis oberhalb der Räder im Wasser und gleiten langsam wie „Amphibien" über den Fluß. Auch die guten alten Dreitonner vom Typ SIS bleiben hinter ihnen nicht zurück. Unter größter Anstrengung kommt einer nach dem anderen ans Ufer. Wir setzen nach ihnen über und fahren zu einem kleinen Wäldchen, hinter dem schon die Stadt Buzău anfängt. Um diese Stadt wird schon seit einigen Stunden gekämpft. Buzău ist ein Straßenknotenpunkt, von hier aus verläuft eine Hauptstraße nach Ploiești und eine andere nach Bukarest.

In Buzău trafen wir am frühen Nachmittag ein. Das Städtchen stellte eine merkwürdige Mischung dar. In ruhigen Provinzgäßchen mit Aushängeschildern und offenen Schaufenstern guckten Einwohner bald hier, bald dort aus Toren und Einfahrten. In anderen Straßen, in unmittelbarer Nachbarschaft, war der Kampflärm noch nicht verstummt, war noch pausenloses MPi-Geknatter zu hören, standen verlassene Kanonen herum, und auf dem blutbespritzten Pflaster lagen Tote.

Ungeachtet dessen, daß in vielen Seitengassen der Stadt noch kleine, manchmal auch recht ernste Zusammenstöße mit den sich in Häusern und Kellern versteckten Deutschen stattfanden, war der Stab des Panzerkorps schon am entgegengesetzten südlichen Stadtrand untergebracht. Das war keine zur Schau gestellte Kühnheit des Kommandeurs, sondern im System der Kampfführung enthalten. Das Hauptfeld der Panzer, die durch die Stadt kamen, stieß bis zum Stadtrand vor, besetzte die Hauptstraßen nach Buka-

rest und Ploiești und vernichtete hier alle deutschen Truppen um die großen Flugplätze herum, die hier am Rande der Stadt lagen. Während dieser Operationen zur Vernichtung und Verfolgung des Gegners war es für den Stab der Panzereinheit nicht zweckmäßig, sich auch nur auf das geringste von seiner Truppe zu trennen. Die Tatsache, daß der Stab den Panzern unmittelbar durch die noch nicht gesäuberte Stadt folgte, war vor allem eine militärische Notwendigkeit und erst in zweiter Hinsicht als persönlicher Mut aufzufassen.

Den Kommandeur des Korps, General Saweljew, trafen wir mit seinem Stab auf dem großen Hof des fast allerletzten Hauses am Stadtausgang an. Für den Fall nicht vorauszusehender Ereignisse standen einige Panzerspähwagen an den Hofausgängen bereit.

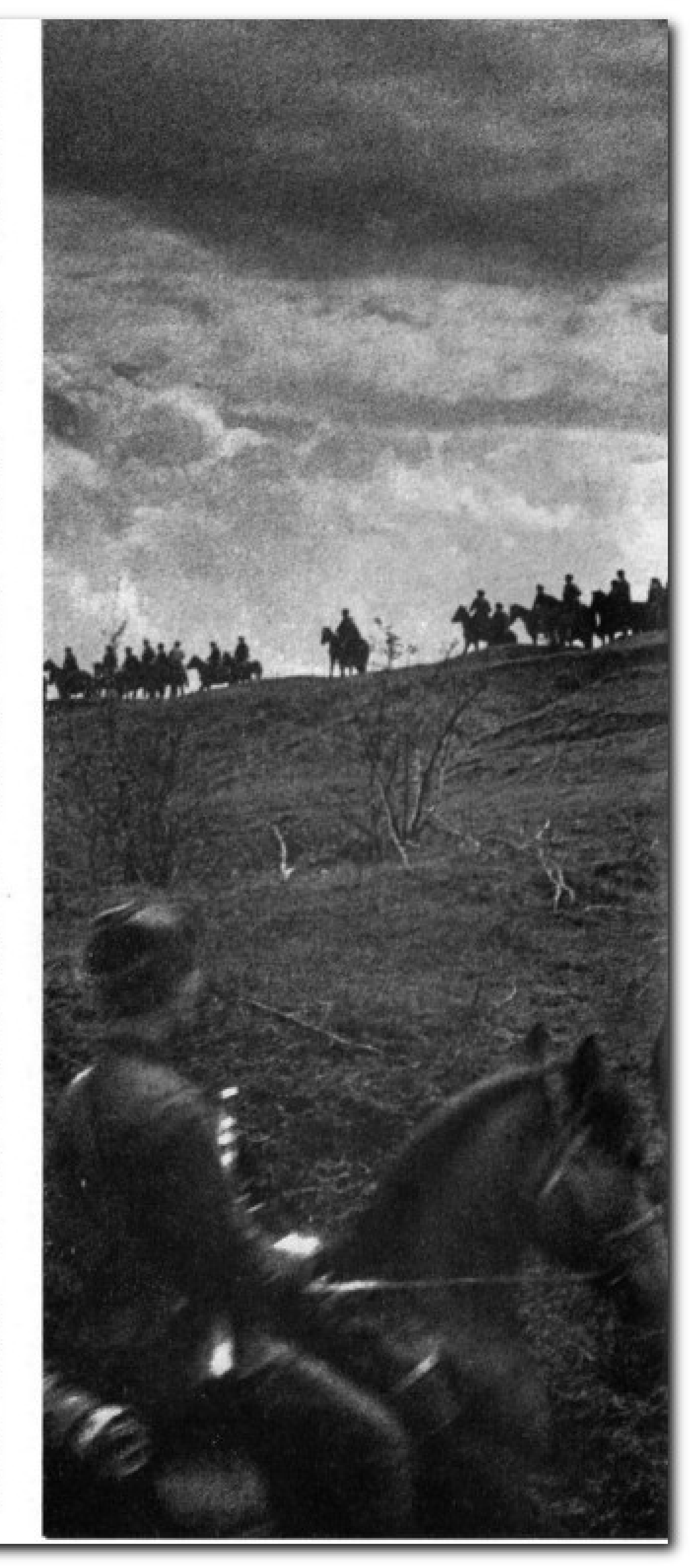
Bald leiser, dann wieder lauter werdend, setzte das pausenlose MPi-Geknatter von neuem ein. Trotzdem hielt der General den Kampf um Buzău schon fast für beendet. In diesem Augenblick interessierte ihn hauptsächlich der reibungslose Ablauf des bevorstehenden Sprungs nach vorn, nach Ploiești.

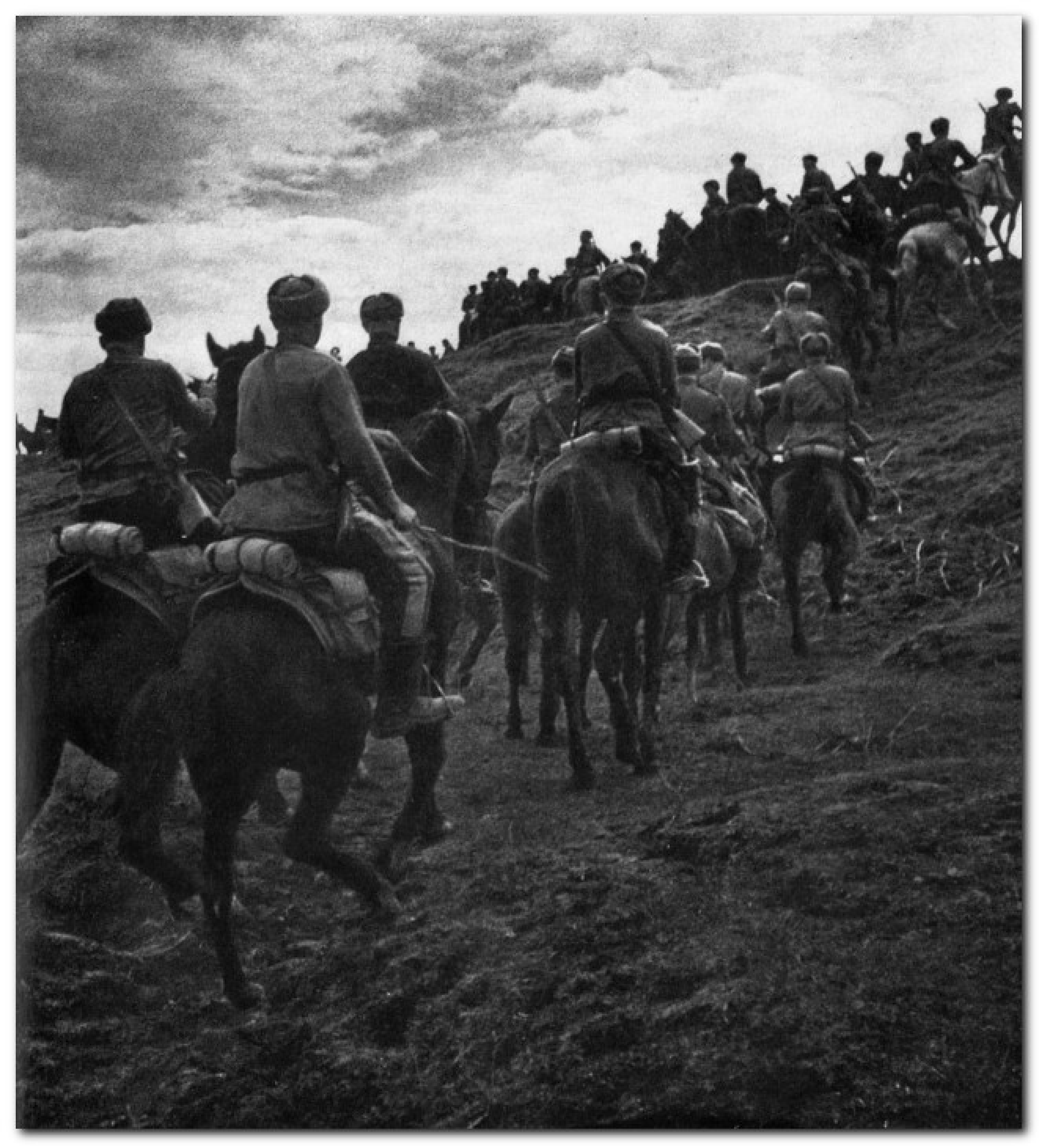
Nach der Vernichtung der Deutschen rings um die Stadt brachen die Panzer allmählich nacheinander das Gefecht ab. Anschließend wurde sofort mit dem Auftanken der Fahrzeuge für die nächste Aktion begonnen.

Die Pause, die für die Vorbereitungen eingelegt wurde, betrug, wie sich herausstellte, laut Befehl nur einige Stunden. Im Stab lief aber äußerlich alles sehr ruhig ab, beinahe langsam, ohne die geringste Nervosität und Furcht, nicht mit der Zeit auszukommen.

Vielleicht spürte ich gerade hier, auf diesem Hof, wo der Stab untergebracht war, deutlicher denn je zuvor unterwegs das allgemeine unaufhaltsame Vorwärtsdrängen unserer Armee. Der Stab befand sich völlig auf Rädern, er konnte sich im Laufe von zehn Minuten auf den Weg machen. An einigen Tischen, aus den Häusern hinaus ins Freie gebracht, saßen nun die Offiziere der Operativabteilung über ihren Karten. Das war fast alles, was an das gewohnte Bild vom Stab einer größeren militärischen Einheit erinnerte. In zwanzig Schritt Entfernung lagen anderthalb Dutzend hier im Hof vor einer halben Stunde erschossener deutscher MPi-Schützen. Der Kommandeur des Schützenregiments Oberst Osadtschi erstattete sachlich dem General Meldung über die Maßnahmen, die zur endgültigen Säuberung der Stadt eingeleitet worden waren.

Meine Frage, wie seine Schützen den Panzern folgen können, beantwortete er lachend. Er sagte, daß sie das auf jede nur erdenkliche Art und Weise tun, nur nicht zu Fuß. Denen, die laut Stellenplan kein Fahrzeug zu beanspruchen haben, beschaffte er Fuhrwerke oder Pferde. So sind sie Tag und Nacht unterwegs, legen pro Tag bis zu 70 km zurück und bleiben dicht an den Panzern. Im Hof trafen pausenlos Offiziere zur Berichterstattung ein. Die gesamte Tätigkeit des Stabes vollzog sich im Freien.





Man wollte sich nicht in dem Haus einrichten, weil man vorwärts strebte.

Unter den Berichten der Kommandeure, die vom General wie etwas ganz Alltägliches entgegengenommen wurden, waren einige, die 1941 oder sogar 1942 die Aufmerksamkeit des gesamten Landes auf sich gelenkt hätten.

Ein nicht mehr junger Oberstleutnant mit schwarzem Schnurrbart erstattete ruhig Bericht darüber, daß seine Panzer vor einer halben Stunde auf dem Flugplatz hinter Buzău 36 deutsche Flugzeuge erbeutet hatten, die teils zerschossen waren, teils aber intakt geblieben sind.

„Die gleichen?" fragte ein Oberst ein wenig zwinkernd.

„Wie ‚die gleichen'?"

„Die gleichen, die uns gestern und vorgestern angegriffen haben. Ich habe schon Gefangene befragt — sie sind es."

Wie sich weiter herausstellte, hatte der Oberstleutnant ebenfalls dort am Flugplatz noch 280 Deutsche gefangengenommen und an der Eisenbahnstrecke hinter dem Flugplatz einen Zug von 2000 von den Deutschen vertriebenen Bessarabiern und Russen befreit, die die Deutschen zu Schanzarbeiten wahrscheinlich nach Transsilvanien abtransportieren wollten.

Die Tatsache, daß darüber ganz gelassen gesprochen wurde wie von einem alltäglichen Ereignis, hatte ihre eigene Logik. Jeden Tag geschah in dieser Zeit, da



die deutsche Wehrmacht in Rumänien zerschmettert wurde, Ähnliches. Die Einzelheiten wechselten, aber am Wesen änderte sich nichts. Die deutsche Wehrmacht ging in Rumänien vor unseren Augen ruhmlos zugrunde.

Die Panzer waren schon hinter Buzău. Auf direktem Weg hatten sie nur noch knapp 100 km bis Bukarest zurückzulegen. Hinter ihnen lagen Städte, deren Einnahme feierlich verkündet wurde, aber auch viele Dörfer, die nicht erwähnt wurden. Kolonnen deutscher Kriegsgefangener, endlose Reihen zerstörter Fahrzeuge sowie Hunderte, ja Tausende gefallener Deutscher wurden in diesen Tagen für uns alltäglich, gehörten fast zum Landschaftsbild.

Die entschlossene Zerschlagung der deutschen Gruppierung bei Kischinjow wiederholte sich hier, auf den Hauptverkehrsstraßen nach Ploiești und Bukarest, in dem gleichen riesigen Umfang, aber in etwas anderer, spezifischer Form. Hier spaltete sich ein einziger gewaltiger Kessel in Dutzende oder sogar Hunderte einzelner auf; das wiederholte sich täglich und stündlich mit der für die Deutschen unverändert gleichbleibenden zerstörenden Wirkung. Wenn man zum besseren Verständnis die hier entstandene, außergewöhnlich interessante Situation schematisch darstellen will, so entsteht ungefähr folgendes Bild.

Unsere Truppen begannen nach dem Durchbruch bei Iași auf allen Hauptverkehrsstraßen vorzudringen, die von Norden her in Richtung Süden und Südwesten führten. Die deutschen Armeekorps und Divi-









sionen, von diesen Hauptverkehrsstraßen abgedrängt und zwischen diesen eingeklemmt, suchten ihren Fluchtweg nicht in südlicher Richtung, sondern zogen nach Südwesten und vor allem nach Westen. Sie sahen die einzig mögliche Rettung darin, zu den westlichen Ausläufern der Karpaten vorzustoßen und über die Berge nach Transsilvanien und Ungarn zu gelangen. Je weiter unsere Truppen vorstoßen, desto häufiger kreuzen sich unsere Wege auf eigenartige Weise. Wir bewegen uns südwärts und die Deutschen in ihrer Absicht, unsere Marschrouten zu schneiden, stoßen nach Westen vor. Hier spielt sich eine Tragödie für sie ab. Einer der unzähligen Akte fand in Buzău statt, wo nach groben vorläufigen Schätzungen 3000 bis 4000 Deutsche gefallen sind.

Die Deutschen wollten Buzău halten, um ihre sich nach Westen bewegenden Kolonnen durch die Stadt schleusen zu können. Nachdem unsere starken Panzergruppen die gegnerischen Sicherungsabteilungen der Artillerie und der Panzereinheiten überwältigt hatten, griffen sie die deutschen Kolonnen an. Dabei wurde fast alles, was die Deutschen zu retten hofften, vernichtet.

Natürlich kann ein Panzer nicht jedem einzelnen Deutschen an den Fersen bleiben, der sich im Mais versteckt hält. Solche gibt es Hunderte, vielleicht Tausende. Viele von ihnen versammeln sich nachts, um erneut zu versuchen, über die nächstgelegene Verkehrsader durchzukommen.

Von Tag zu Tag gleichen sie immer weniger einer Armee. Man sollte nicht den Fehler machen, die Wehrkraft des Gegners zu unterschätzen. Diese verzweifelt nach einem Ausweg suchenden Gruppen und Grüppchen deutscher Soldaten schlagen sich in ohnmächtiger Wut. Sie befinden sich im wahrsten Sinne des Wortes in einer eisernen Umklammerung. Dort, wo es ihnen gelingt, eine Straße an der Stelle zu erreichen, wo gerade zu dieser Zeit unsere Panzer und Infanterie nicht anzutreffen sind, sondern nur eine Nachschubkolonne oder Einzelfahrzeuge, schlagen sie erbarmungslos zu, um dann ihren Weg fortzusetzen.

Aber schon einige Kilometer weiter erwartet sie die Vergeltung. Unsere Funkverbindung arbeitet zuverlässig. Dort, wo die Deutschen annehmen, wieder auf eine Nachschubkolonne zu stoßen, begegnen ihnen Panzer, Kanonen, Infanteristen…

So sieht der Krieg hier in diesen Tagen aus. Wenn ich aber von schneller und schonungsloser Vernichtung spreche, so bedeutet das jedoch nicht, daß diese deutschen Kolonnen schon geschwächt und nicht mehr in der Lage sind, ernsthaften Widerstand zu leisten. Nein, das heißt einfach, daß wir stark sind, sehr stark sogar und es schon gelernt haben, sehr gut, bedeutend besser als die Deutschen zur Zeit ihrer größten Erfolge, zu kämpfen.

Die deutschen Kolonnen, von denen hier die Rede ist, bestehen zuweilen noch aus 5, 10 oder 15 Panzern, darunter vom Typ „Tiger" und „Panther". Ihnen folgen die Reste ihrer Artillerie. Sie haben Fliegerabwehrkanonen in ihrem Gefolge, die als Panzer-

abwehrkanonen eingesetzt werden, von denen heute in Buzău fast ein ganzes Regiment vernichtet wurde. Die Kampfkraft unserer Armee ist so gewaltig, daß kein Widerstand nutzt. Schon jetzt kann man fast mit Gewißheit sagen, daß nur noch einzelne Soldaten oder kleinere Gruppen unter Verlust ihrer Waffen über die Berge nach Ungarn kommen.

Bei Kursk hatte ich einmal Gelegenheit, einen deutschen Hauptmann zu verhören. Während er aus seiner Vergangenheit erzählte, sagte er unter anderem: „Ich bin aus Stalingrad herausgekommen." Auch jetzt gibt es solche, die durchkommen, genauer gesagt, aus ihren Verstecken hervorkriechen. Insgesamt erlebten die über 20 in Rumänien stationierten Divisionen der deutschen Wehrmacht das Schicksal der Divisionen von Paulus!

Wie schon erwähnt, gabeln sich in Buzău die zwei Hauptverkehrsstraßen, die beide nach Bukarest führen. Die eine führt um die Stadt Ploiești herum, die andere geht fast genau südwärts und endet direkt in Bukarest.

Wir benutzten die letztere, in der Hoffnung, General Wolkows Panzereinheiten einzuholen, die sich nach Bukarest bewegten, wobei sie unterwegs die letzten deutschen Deckungsabteilungen vernichteten.

Wir konnten den Stab von General Wolkow in einem rumänischen Dorf einholen, das ungefähr 30 km nördlich der Stadt Urziceni lag. Urziceni ist ein Eisenbahnknotenpunkt und gleichzeitig die letzte größere Ortschaft auf dem Wege nach Bukarest. Der Stab befand sich, wie das bei den Panzerleuten so Brauch ist, auf Rädern. Der Vormarsch war auch hier wieder zügig, so daß die Stabsoffiziere die Fahrzeuge erst gar nicht verließen, sondern ihre notwendigen Anweisungen gleich von ihren „Villis" aus erteilten, die sie am Straßenrand geparkt hatten. Wären wir nur um fünf Minuten später gekommen, so hätten wir den Stab nicht mehr angetroffen — er wäre schon weit vorn gewesen.

Man freut sich immer, wenn man im Krieg einen alten Bekannten trifft. Wie sich herausstellte, war ich General Wolkow 1942 schon einmal begegnet, in der schweren Zeit auf der Halbinsel Kertsch. Damals war er noch Oberst gewesen und befehligte eine Gebirgsjägerdivision.

In diesen Jahren ist er stark ergraut, aber der für sein Alter ungewöhnlich jugendliche Elan blieb ihm erhalten. Genau wie damals, in jener schweren Zeit, war er sehr ruhig, ein wenig ironisch. Trotz der Strenge und Knappheit seiner Befehle, trotz der etwas trockenen Korrektheit des alten Militärs, leuchtete in seinen Augen die russische Herzlichkeit.

Wir trafen den General in dem Augenblick, als er gerade ein Gespräch mit dem ersten Vertreter des rumänischen Generalstabes führte, der auf dieser Straße in unserer Truppenstellung erschienen war.

Es war ein Oberleutnant der rumänischen Armee, ein noch relativ junger Mann, der ausgezeichnet Russisch sprach und das grüne Barett der Gebirgsjägerbrigade trug.



Er war von Vertretern des rumänischen Generalstabes, zwei Generälen der rumänischen Armee, vorausgeschickt worden. Die Generäle erwarteten uns in einem Dorf unweit von Urziceni.

Jedoch vor einer Stunde wurde der SPW mit unserem Vertreter und dem rumänischen Offizier auf dem Wege zum Dorf, wo die Zusammenkunft mit den Vertretern des rumänischen Oberkommandos stattfinden sollte, von einer plötzlich aufgetauchten deutschen Kolonne, die die Chaussee von Osten in Richtung Westen überqueren wollte, unter Beschuß genommen.

Sofort wurde angewiesen, diese deutsche Kolonne zu liquidieren. General Wolkow hielt auf der Chaussee an, um die Meldung über die Ausführung seines Befehls entgegenzunehmen. Nach kurzer Zeit traf die Meldung über die Befehlsausführung ein. Die deutsche Kolonne, bestehend aus einem umfangreichen Troß, einigen Hundert MPs und 4 Panzern wurde vernichtet und zum Teil verstreut.

Der Stab war unterwegs in Richtung Süden.

Die Spuren der vernichteten deutschen Kolonne wie überfahrene Fuhrwerke, zerstörte Panzer, eine Menge deutscher Gefallener lagen hinter uns; sie waren zu einem alltäglichen Bild geworden. Eine Stunde später trafen wir auf dem Bahnhof Urziceni ein.

Der General fuhr weiter, in die Stadt. Wir verließen zusammen mit Oberst Schalunow, der beauftragt war, auf dem Bahnhof Ordnung herzustellen, das Fahrzeug und gingen über die Bahngleise.

Der Bahnhof selbst sowie seine nähere Umgebung boten in diesem Augenblick ein interessantes Bild. Auf den Gleisen stand ein halbes Dutzend Züge zur Abfahrt bereit. Sämtliche Gleise und Bahnsteige waren zum Bersten voll von Tausenden bewaffneter rumänischer Soldaten.

Ein beleibter Mann in einer Uniformjacke und mit einer Schirmmütze kam eilig auf Oberst Schalunow zugelaufen, das war der Bahnhofsvorsteher. Er erstattete über die Lage in seinem Dienstbereich Bericht. Die Gleise waren unversehrt, die Transporte zur Abfahrt bereit. Ein Zug bestand aus 40 Kesselwagen mit Sonnenblumenöl, 4 oder 5 weitere Züge waren mit rumänischen Soldaten besetzt, die von Nordosten, aus dem Gebiet Bräila, hierhergekommen waren, und schließlich stand da ein weiterer Transport unserer Kriegsgefangener der Jahre 1942—1943 sowie zu Schanzarbeiten vertriebener Bessarabier. Nach kurzer Zeit kam der rumänische Oberst auf uns zu, der diesen Transport befehligte; er fragte verwirrt, was zu tun sei.

Oberst Schalunow gab ihm die notwendigen Instruktionen zur sofortigen Übergabe der Kriegsgefangenen an unsere Militärbehörden. Bessarabier in rumänischer Uniform sprachen gut Russisch, sie fragten uns, was sie jetzt tun sollen, und ob sie sich nicht unseren Truppen anschließen könnten.

Dafür waren die Panzereinheiten nicht zuständig, und Oberst Schalunow wies die Bessarabier an, nach





Buzău zu gehen, ins Hinterland, wo die uns folgenden Rückwärtigen Dienste sich mit ihnen befassen würden.

Im Fernschreibzimmer des Bahnhofsgebäudes fand die Begegnung mit dem zeitweiligen Bahnhofskommandanten statt, einem rumänischen Oberst. Auf Befehl unseres Obersten übernahm ein Leutnant, Kommandeur einer MPi-Schützenkompanie, den Aufgabenbereich des Kommandanten und begann sofort Posten zur Absicherung des Bahnhofs, der Züge und des in den Lagerräumen befindlichen Guts aufzustellen.

Kurze Zeit darauf kam der völlig verstörte Telegrafist zu uns und teilte über einen Dolmetscher mit, daß er von einem 20 km nordwestlich von hier gelegenen Bahnhof die Nachricht erhalten habe, eine Kolonne von 2000 Deutschen, die sich aus dem Gebiet Brăila hierher durchgeschlagen hatte, marschiere auf Urziceni zu.

Der Oberst nahm diese Mitteilung sehr gelassen hin, erstattete darüber dem General Bericht und widmete sich wieder den anfallenden Arbeiten.

Vom Bahnhof aus fuhren wir in die Stadt. Ganz nahe vom Bahnhof, auf dem kleinen Bahnhofsvorplatz stießen wir wieder auf General Wolkow, der hier mit den Vertretern des rumänischen Oberkommandos verhandelte, mit Divisionsgeneral Stoienescu, Abgesandten des Generalstabes, und Brigadegeneral Dima, Stabschef der 3. rumänischen Armee.

Nachdem sie von der deutschen Kolonne Kenntnis erhalten hatten, die sich von Buzău in Richtung Urziceni bewegte, warteten sie nicht mehr länger in dem Dorf, das der Abgesandte des rumänischen Generalstabes als den Ort der Begegnung angegeben hatte, sondern fuhren für alle Fälle 10 km zurück, in die Stadt.

Was sich jetzt in dem kleinen niedrigen Zimmer des Stationsgebäudes abspielte, ist sicher von größerem Interesse für einen Maler als für einen Schriftsteller. Die rumänischen Generäle waren in 2 vor Lack und Chrom glänzenden „Buicks" angekommen. Unser General hatte seinen feldgrauen, völlig staubigen „Villis" benutzt. Die rumänischen Generäle waren mit einer beinahe übertriebenen Eleganz gekleidet; ihre Kleidung war sauber, ihre Gesichter zeigten nur geringe Spuren von Sonneneinwirkung. Unser General trug seine graue, staubige Panzerkombination,



die weder seine Schulterstücke noch seine zwei Suworow-Orden sehen ließ. Nach 400 km pausenloser Kampfhandlungen und Märschen war sein Gesicht dunkelbraun geworden von dem Wind und der südlichen Sonne. Aber ausgerechnet er, dieser rauhe Soldat in dem einfachen Kombinationsanzug, war Herr der Lage, sein Wille galt.

Das Gespräch verlief äußerst höflich, korrekt, aber gleichzeitig auch bestimmt. Der General stellte einige Kampffahrzeuge zur Begleitung der rumänischen Gesandten ab und verwies sie zwecks Weiterführung der Verhandlungen an den Stab der Armee. Er war Soldat, kämpfte stets an vorderster Front, und politische Verhandlungen lagen nicht in seinem Kompetenzbereich. Vorläufig stellte er den Rumänen lediglich eine Bedingung, nämlich, die Straße von den ziel- und planlos umherirrenden rumänischen Militärfahrzeugen, Fuhrwerken und Soldaten zu befreien, damit unsere Einheiten ihren Marsch auf Bukarest, auf dem sie noch unterwegs einige anfallende Gruppen deutscher Soldaten vernichteten, störungsfrei fortsetzen könnten.

Nachdem die rumänischen Generäle abgefahren waren, gab General Wolkow dem bei ihm erschienenen Kommandeur des Panzerregiments einige kurze Befehle, die darauf hinzielten, alles in die Wege zu leiten, um hier, vor dem Bahnhof, die von Osten herankommenden deutschen Kolonnen zu vernichten. Fünf Minuten später, nachdem der General in einem Zuge einige Glas eisgekühlten Wassers getrunken hatte, ging es mit dem Stab wieder vorwärts, in Richtung Bukarest.

Ich will jetzt zu meinem Ausgangspunkt zurückkehren. Bei Tagesanbruch des 31. August marschierten unsere Truppen in Bukarest ein.

Ich möchte nur von einigen anfänglichen, aber meiner Meinung nach wesentlichen Beobachtungen berichten, die ich in Bukarest gemacht habe.

Das erste, was mir auffiel, war die offensichtliche ablehnende Haltung der breiten Volksmassen zu dem Krieg gegen Rußland.

Zweitens. Schon ein kurzfristiger Aufenthalt in Bukarest machte deutlich, wie unerwartet eine solche vernichtende Niederlage für die Deutschen hier, in Rumänien, war, und mit welcher Grausamkeit die Faschisten gegen ihre ehemaligen Verbündeten vorangegangen waren.

Hunderte von Gebäuden im Zentrum Bukarests wurden von den Deutschen in vier Tagen nach dem Austritt Rumäniens aus dem Krieg völlig zerstört, darunter fast alle Ministerien, Redaktionen und vor allem die Gebäude, die sie in der Stadt selbst bezogen hatten.

Die Deutschen kannten Bukarest ausgezeichnet. Ihnen waren alle schwachen Punkte der Luftverteidigung bekannt, und sie konnten daher alles, was sie wollten, nach einem wohldurchdachten Plan mit Bomben belegen. Die Bombardierung der Gebäude,




LUL STALIN
L. ARMATEI ROSII



in denen sie früher selbst gehaust hatten, erklärt sich ganz einfach aus folgender Situation: In der ihnen aufgezwungenen Eile war es ihnen nicht mehr möglich gewesen, die Archive zu vernichten, die sie hätten belasten können. Um das Beweismaterial dennoch zu beseitigen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Archive mit den Gebäuden, in denen sie sich befanden, von der Luft her zu liquidieren.

Konstantin Simonow

BULGARIEN



Am 9. September 1944 wurde in Bulgarien die profaschistische Regierung von den antifaschistisch gesinnten Volksmassen des Landes gestürzt. Das revolutionäre Volk kam an die Macht. Dieser Tag wird jährlich als Tag der Freiheit, als Nationalfeiertag des bulgarischen Volkes gefeiert.



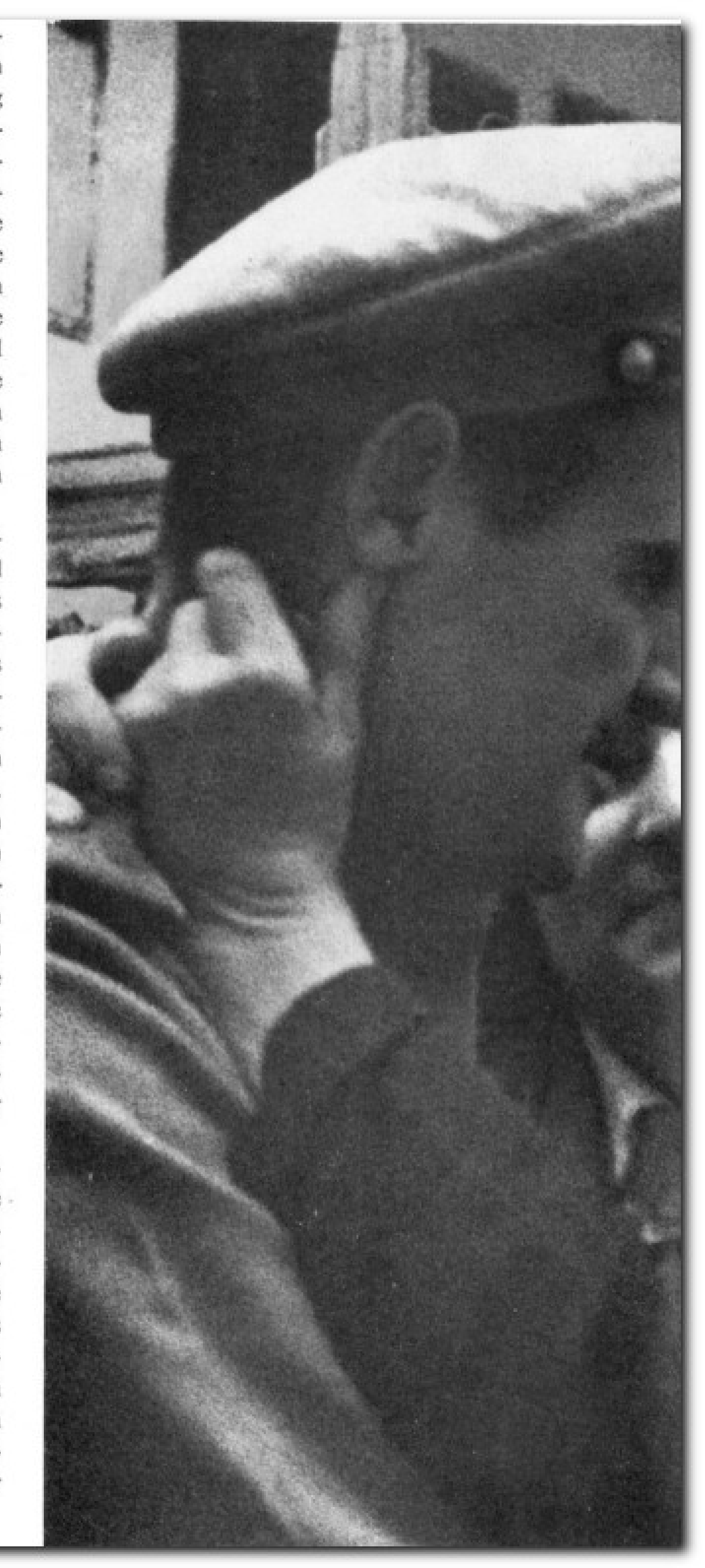
МЪРТЬ НА ФАШИЗМА
ОФИЯ
ЛЬВЕНЬ
РОЯНЬ
ЖИВѢЕ ВО
МАР


КДЪТЪ НА ЧЕРВЕНАТА АРМИЯ
АЛЪ СТАЛИНЪ !
ДА ЖИВЕЕ ВЕЛИКИ
РУСКИ БРАТСКИ

Entgegen dem Willen des Volkes preßte die reaktionäre Regierungsclique Bulgariens ihr Land in den verbrecherischen faschistischen Block. Die Regierung des Hitlerreiches nahm wenig Rücksicht auf die Interessen seines Juniorpartners. Die Wirtschaft Bulgariens stand unter Kontrolle der deutschen Monopole, das Land wurde skrupellos ausgeplündert. Die faschistischen Truppen, angeblich als Verbündete hier stationiert, wurden auf Kosten der bulgarischen Staatskasse unterhalten. Bulgarische Truppenteile wurden als Besatzungstruppen nach Serbien und Griechenland entsandt. Wenn es die bulgarische Regierung auch nicht wagte, offen der Sowjetunion den Krieg zu erklären, so unterstützte sie jedoch in jeglicher Weise den Raubzug Deutschlands gegen die UdSSR.

Breite Schichten des bulgarischen Volkes vernahmen voller Empörung die Nachricht vom Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion. Trotz des schrecklichen Terrors und der Lügenpropaganda gelang es den Reaktionären nicht, den Bulgaren das Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit gegenüber dem großen russischen Volk, das eine entscheidende Rolle bei der Befreiung ihres Landes von den türkischen Unterdrückern gespielt hatte, zu nehmen. Die Heldentaten des Sowjetvolkes im Krieg gegen die faschistischen Eroberer gaben den bulgarischen Werktätigen Mut zum Kampf gegen die monarchofaschistische Clique. An der Spitze aller patriotischen Kräfte des Landes stand die in Klassenschlachten gestählte Kommunistische Partei Bulgariens. Sie bereitete einen bewaffneten Aufstand vor. Im Lande operierten Partisanenabteilungen, und die revolutionären Kräfte bereiteten sich auf den Sturz des monarcho-faschistischen Regimes und die Errichtung einer Volksmacht vor.

Die Siege der sowjetischen Streitkräfte in Rumänien, ihr zügiger Vormarsch nach Westen veränderte grundlegend die militärpolitische Lage in Südosteuropa. Die Stunde der Befreiung der Balkanhalbinsel von den Hitlerfaschisten rückte näher. Die Sowjetregierung mahnte Bulgarien wiederholt, das Bündnis mit Nazideutschland zu lösen. Die bulgarischen Monarcho-Faschisten beteiligten sich jedoch unter dem Deckmantel sogenannter „Neutralität" auch weiterhin am Krieg gegen die UdSSR. In dieser Situation sah sich die Sowjetregierung Anfang September 1944 gezwungen, Bulgarien den Krieg zu erklären.





Noch vor Einzug der sowjetischen Truppen in Bulgarien hatte die Führung der 3. Ukrainischen Front Verbindung zur bulgarischen Volksbefreiungsarmee und den örtlichen Parteileitungen der KPB im Grenzgebiet hergestellt. Die bulgarischen Kommunisten riefen die Volksmassen auf, der Sowjetarmee, ihrer Befreierin, brüderliche Hilfe zu leisten. Am 8. September rückten die Vorauseinheiten der 3. Ukrainischen Front in Bulgarien ein. Sie wurden überall wie Brüder mit Brot, Salz und Blumen empfangen. Am 9. September erhoben die bulgarischen Kommunisten die Patrioten des Landes zum bewaffneten Aufstand, der zum Sturz des monarcho-faschistischen Regimes und der Bildung der Regierung der Vaterländischen Front führte. Die neue Regierung brach die Beziehungen zu Deutschland ab und erklärte Deutschland gleichzeitig den Krieg. An den folgenden Kämpfen gegen den gemeinsamen Feind, den deutschen Faschismus, nahmen neben der Sowjetarmee auch bulgarische Truppen teil und legten dabei großen Heldenmut an den Tag.

Liebe Brüder

Heute hatten wir ein seltsames, wunderbares Gefühl. Man müßte annehmen, wir haben in all den Kriegstagen schon manches gesehen; aber so etwas war noch nie da.

Diese Zeilen schreibe ich schon auf bulgarischem Boden, in einem Dorf, das etwa 15 km hinter der Staatsgrenze des Königreiches Bulgarien liegt, obwohl unsere vorrückenden Einheiten diese Grenze erst am Morgen überquert haben. Das königliche Bulgarien gehört zur hitlerfaschistischen Militärkoalition, formal betrachtet, ist das Feindesland. Und nun bin ich, ein sowjetischer Offizier, von dem diese Zeilen stammen, sozusagen auf feindlichem Boden und fühle mich trotzdem wie unter meinen allerbesten Freunden. Nicht nur ich allein, sondern alle Soldaten der hier vorstoßenden Einheiten haben das gleiche merkwürdige und freudige Gefühl.

Wir halten in einem Dorf, in einem kleinen sauberen Bauernhaus, an dessen Vorbau hübsche Trauben von Maiskolben hingen sowie Bündel verschiedener grellbunter Blumen. Der Tisch ist mit einem sauberen Tischtuch gedeckt. Darauf ein Laib duftenden Brots, ein Tonkrug mit vortrefflichem selbstgemachtem Wein — für uns. Die Hausherren, der ältere Bauer Georgi und seine grauhaarige schwarzäugige Frau Blaga, sind beide in Wollsocken und gehen auf Zehenspitzen im Nebenzimmer herum, um uns nicht bei der Arbeit zu stören. Bei Gott, die Erinnerungen tragen mich jetzt aus diesem „Königreich Bulgarien" weit hinaus in die Tiefe der ukrainischen Steppen, an den Dnepr, wo wir vor einem Jahr von der Bevölkerung der befreiten Gebiete genauso herzlich begrüßt worden waren.

Wir Kriegsberichterstatter haben uns selbstverständlich schon auf den Einzug in dieses neue und uns vorläufig unbekannte Land vorbereitet. Wir haben Bücher gelesen, haben mit bulgarischen Antifaschisten gesprochen, von denen jetzt eine ganze Gruppe in der Politabteilung der Armee mitarbeitet und Flugblätter und Zeitungen herausgibt. Wir haben erfahren, daß die meisten Bulgaren, besonders




ДОБРЕ ДОШЛИ
НАШИ
ОСВОБОДИТЕЛИ

aber die älteren Jahrgänge, Russophilen sind, daß sich die alten Leute in diesem Land noch gut an die Heldentaten der russischen Truppen erinnern können, die die bulgarische Erde vom Türkenjoch befreit haben. Wir wußten, daß in verschiedenen Gegenden dieses Landes Denkmäler zu Ehren der russischen Soldaten stehen, auch daß die bulgarische Sprache wie keine andere auf der Welt der unsrigen, der russischen Sprache ähnelt.

„Man wird euch dort verstehen, sowohl im eigentlichen als auch im übertragenen Sinne", diese Worte gab uns ein Bulgare, ehemaliger Mitarbeiter der Komintern, der Georgi Dimitroff kannte, mit auf den Weg, als er sich von uns verabschiedete.

All das haben wir selbst erfahren. Aber keiner von uns hatte auch nur eine leise Ahnung davon, was unsere Truppen in Wirklichkeit erwartete. Als die Sturmbataillone den Widerstand der deutschen Truppen gebrochen hatten und sich nach der dieses Mal nicht sehr dauerhaften Artillerievorbereitung auf bulgarischem Boden befanden, vernahmen wir plötzlich inmitten des Donners der noch nicht verstummten Kanonade Glockengeläut. Aber kein Sturmgeläut, sondern fröhliche Klänge, überwiegend von kleinen Glöckchen, wie man sie nur zu Ostern hören kann. Das erste Dorf an unserem Wege lag auf einer Anhöhe direkt am Fluß, und die Aufklärer erblickten eine die Straße entlangziehende Prozession, eine merkwürdie Prozession mit wehenden Kirchenfahnen und einem Geistlichen an der Spitze.

Der Anblick war wirklich so erstaunlich, daß die Soldaten der Gefechtsvorposten zuerst stehenblieben und dann ganz vorsichtig diese Prozession seitwärts umgingen. Ehrwürdige Greise schritten an der Spitze des Zuges. Unter ihnen der Geistliche mit einer schwarzen Kutte und der Scheitelkappe. Sie brachten auf einem Teller Brot und Salz dar. Man kam ins Gespräch, und da hörten wir alle das eine Wort: „Bratuschki". Bratuschki, das heißt liebe Brüder.

So wurden wahrscheinlich einst die russischen Truppen bei Plewen und auf dem Schipka von den Großvätern und Vätern der jetzt lebenden Bulgaren empfangen. Heute, ein halbes Jahrhundert später, erklingt dieses uns so vertraute Wort, vorgebracht in dem gleichen gutgemeinten Tonfall, gegenüber den Soldaten der Roten Armee.

Im Laufe der letzten 24 Stunden haben unsere Truppen schon viele Dutzende Kilometer auf bulgarischem Gebiet zurückgelegt. Während unseres Vormarsches stoßen wir auf keinen nennenswerten Widerstand. Im Gegenteil, unsere Truppen werden überall von der Bevölkerung begrüßt. Petrowitsch hat schon die Kanister unseres Fahrzeuges, das von den Kriegsberichterstattern „Pegasus" genannt wird, bis zum Überlaufen mit Benzin gefüllt. In der Frühe starten wir in Richtung der bulgarischen Hauptstadt Sofia.

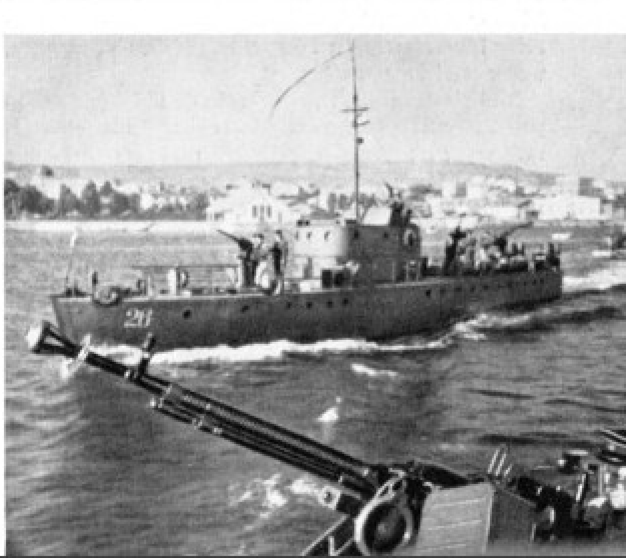
Boris Polewoi


M-5-21-67









Im Dorf der schwarzen Tücher

Nun, nachdem ich im Zentrum der Rhodopen im Dorf Batak gewesen bin, glaube ich, das Wesen der Bulgaren ergründet zu haben. Dieses Dorf unterscheidet sich wenig von den anderen Gebirgsdörfern. Aber gerade hier wurden zwei der vielleicht allerwichtigsten Seiten in das ruhmreiche Buch der Geschichte des bulgarischen Volkes geschrieben.

Es gibt in diesem Dorf eine kleine niedrige Kirche. Äußerlich ist sie ganz unscheinbar, stellt aber einen besonderen Tempel des Ruhmes dar. Die Steine ihrer Wände haben Spuren sowohl längst vergangener, schon von der Zeit und vom Regen grün gewordener, als auch völlig frischer, noch nicht vom Wind verwehter Kugeleinschläge. Hier an diesen Mauern wurden zu verschiedenen Zeiten Patrioten erschossen.

Im Jahre 1876 brach in diesem Dorf ein Aufstand gegen das Türkenjoch aus. Und vor kurzer Zeit wiederholte sich die heldenhafte Geschichte des Dorfes Batak noch einmal. Als eine Handvoll profaschistischer Politikaster Hitler das Land zu Füßen warf, organisierten die Enkel und Urenkel der Teilnehmer des heldenhaften Aufstandes in der Abgeschiedenheit der Rhodopen die erste Partisanenabteilung in dieser Gegend, die später zum Kern einer ganzen Partisanenbrigade wurde. Diese Partisanenbrigade, eine der größten in Bulgarien, stellte bald die ganze Umgebung unter ihre Kontrolle: Sie vereitelte alle Maßnahmen der Deutschen und der einheimischen Faschisten, ließ Züge entgleisen, Militärfahrzeugkolonnen einen Abhang hinunterstürzen und schlug den Feind überall, wo er erreichbar war.

Im Februar 1944, zu einer Zeit, da auf den Rhodopen tiefer Schnee lag, wurden einige Infanterieregimenter, eine Kavallerieeinheit und ein Bataillon Gendarmen nach Batak geworfen. Unter der regulären Truppe befanden sich auch deutsche Instrukteure. Die Partisanen schlugen sich selbstaufopfernd, traten den organisierten Rückzug an und nahmen ihre Verwundeten mit. Das Kräfteverhältnis war aber zu ungleich. Die Versuche der Abteilung, sich aus der Schneezone herauszuarbeiten, mißlang, da der Schnee verräterisch jeden ihrer Schritte preisgab. Die Abteilung wurde schließlich umzingelt und niedergemetzelt im wahrsten Sinne des Wortes. Das Dorf Batak wurde abgebrannt.





„Unser Dorf wird in der Umgegend das Dorf der schwarzen Tücher genannt", erzählte mir die neunzigjährige Einwohnerin dieses Dorfes Blaga Rudarowa. Sie war die einzige im Dorf, die sich noch an den ersten Aufstand gegen die Türken erinnern konnte. Ihre Mutter war von einem Räuber erstochen worden, doch mit ihrem Körper konnte sie das Kind schützen, und das Mädchen wurde dann von den Nachbarn aufgezogen. Im Aufstand gegen die Faschisten verlor Blaga Rudarowa drei Enkel und zwei Urenkel.

„Ihr Russen habt uns damals vor den Türken gerettet. Ihr Russen rettet uns jetzt vor den Deutschen", sagte die alte Frau und machte den Versuch, sich vor mir zu verbeugen.

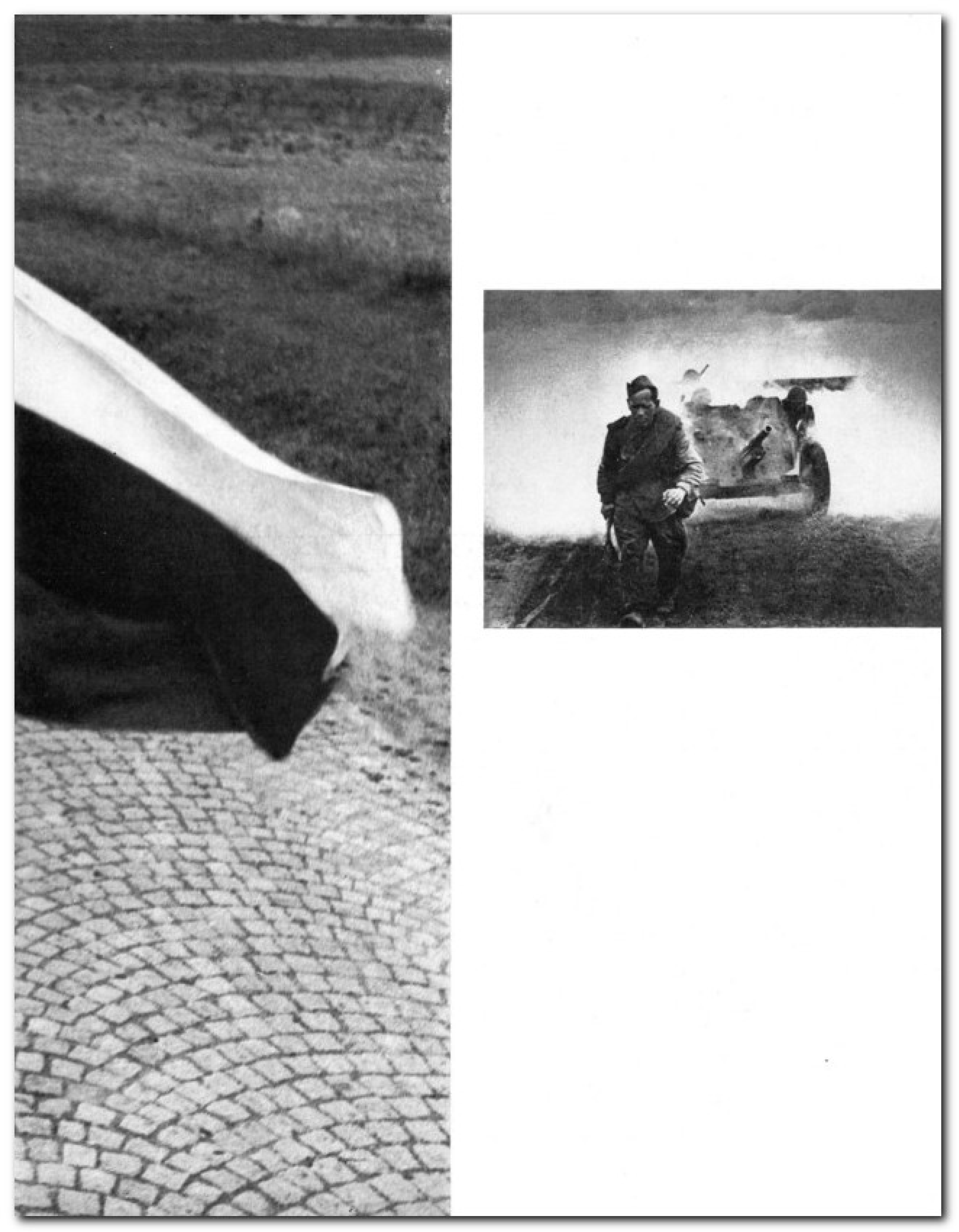


Ich umarmte sie und küßte ehrerbietig ihre trockne, wie von Pergament überzogene Hand. Mein Ehrenwort, mir schien es, als küsse ich Bulgarien die Hände, diesem heldenhaften Land, wo die Enkel und Urenkel die ruhmreichen Traditionen ihrer Großväter und Urgroßväter fortsetzen.

Boris Polewoi







JUGOSLAWIEN



Am 20. Oktober 1944 befreiten sowjetische Truppen zusammen mit Einheiten der Volksbefreiungsarmee Jugoslawiens die Hauptstadt des Landes, Belgrad, von den faschistischen Eroberern und ihren Helfershelfern.





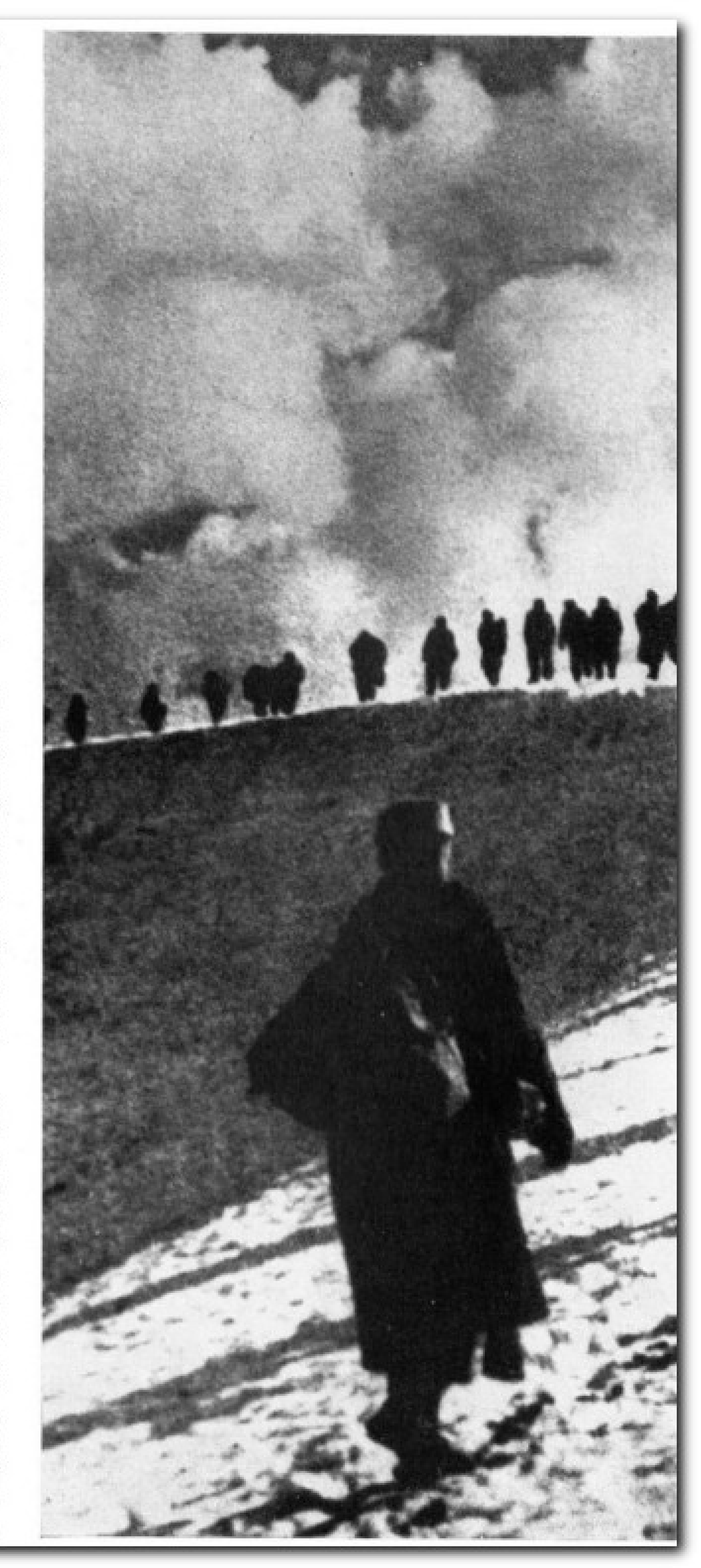


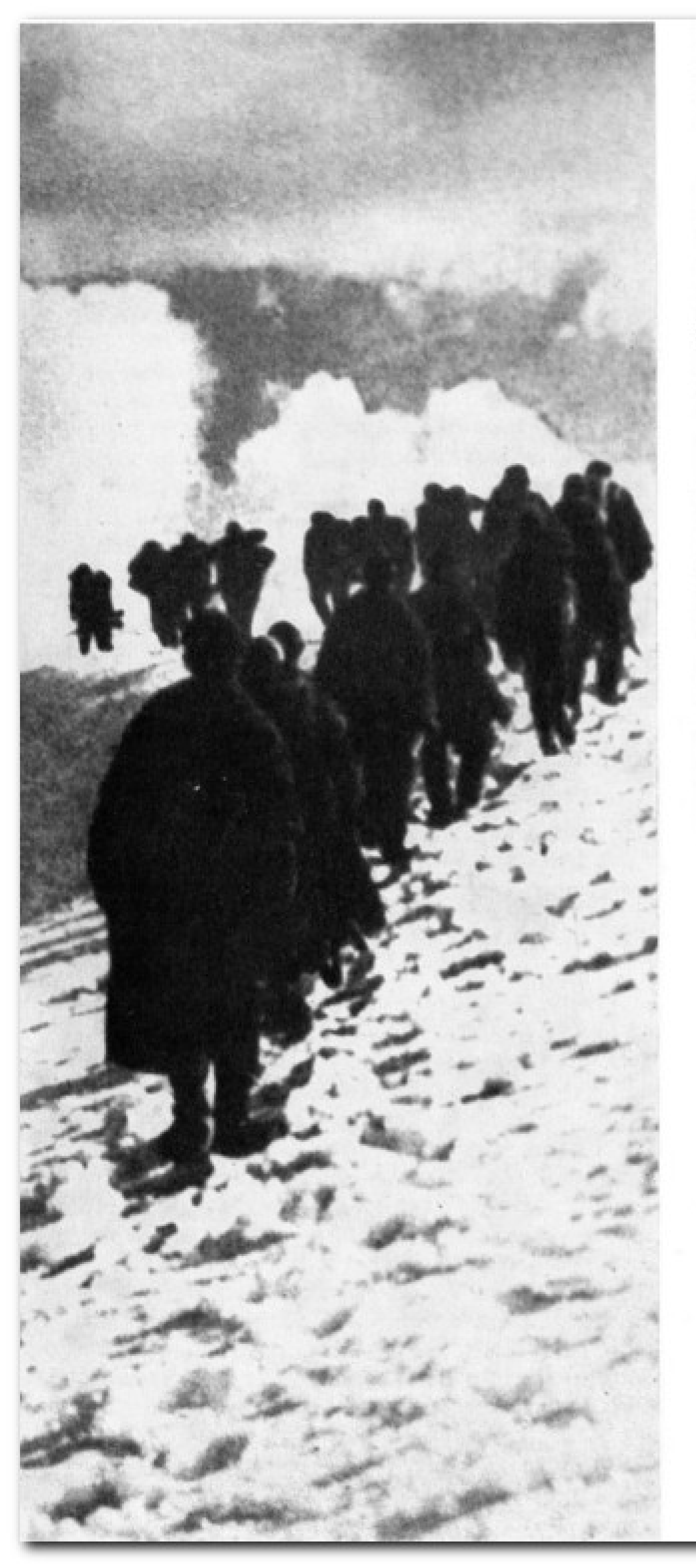
Im Rahmen der Vorbereitung eines Krieges gegen die UdSSR machte Hitlerdeutschland allergrößte Anstrengungen, um Jugoslawien in den faschistischen Aggressionsblock hineinzuziehen. Die reaktionäre Regierung des Königreiches Jugoslawien verfolgte ihrerseits unter dem Deckmantel von Neutralitätsverhandlungen einen politischen Kurs, der auf die Einbeziehung des Landes in den Krieg auf seiten Deutschlands gerichtet war. Am 25. März 1941 wurde in Wien das Protokoll über den Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt, dem Deutschland, Japan und Italien angehörten, unterzeichnet.

Dieses verbrecherische Schacherabkommen der königlichen Regierung mit Hitlerdeutschland rief Empörung unter den Völkern Jugoslawiens hervor, und das ganze Land wurde von einer Welle von Demonstrationen und Kundgebungen erfaßt. Unter dem Druck der Volksmassen wurde ein Staatsstreich durchgeführt, eine neue Regierung kam an die Macht. Damit war dem faschistischen Deutschland nicht gedient; am 6. April 1941 drangen Hitlertruppen und Truppen der Satelliten Deutschlands ohne Kriegserklärung in Jugoslawien ein.

Mit der Besetzung Jugoslawiens wurde das Land geteilt, und es wurden Marionettenregierungen gebildet, die vor den Eroberern liebedienerten. Die Okkupanten schürten die nationale Feindschaft zwischen den Völkern des Landes, um sie vom Kampf gegen die Interventen abzulenken. Mit grausamem Terror versuchten sie, den wachsenden Widerstand der Patrioten zu ersticken. Aber das jugoslawische Volk ließ sich nicht unterwerfen. Alle fortschrittlichen Kräfte des Landes erhoben sich zum Kampf gegen die faschistische Versklavung. Führer und Organisator des Kampfes um Freiheit und Unabhängigkeit war die Kommunistische Partei Jugoslawiens.

Die wichtigste Form des bewaffneten Kampfes gegen die Okkupanten und deren Lakaien wurde der Partisanenkrieg, der in einem bedeutenden Teil des Landes in einen Aufstand der Volksmassen hinüberwuchs. Weit über die Landesgrenze hinaus wurde der Name des Führers der Partisanenbewegung, der Name Josip Broz Tito, des großen Sohnes des jugoslawischen Volkes, bekannt. Die Patrioten konnten dem Feind höchst empfindliche Schläge versetzen, sie vernichteten die Standorte der feindlichen Truppen, nahmen seine Stützpunkte ein, griffen die Kommunikationsmittel an. Alle Versuche der Okkupanten, die Nationale Befreiungsarmee zu vernichten, erlitten eine Niederlage nach der anderen. Die Helden der jugoslawischen Widerstandsbewegung kämpften voller Selbstaufopferung, ohne ihr Leben zu schonen.





Im Laufe des Krieges verloren die Völker Jugoslawiens über 1 700 000 Menschen — jeder zehnte Bürger des Landes gab im Kampf gegen den Faschismus sein Leben hin.

Nachdem Bulgarien befreit war, stieß die Rote Armee in der zweiten Septemberhälfte des Jahres 1944 zur Ostgrenze Jugoslawiens vor. Auf der Tagesordnung stand die Frage der unmittelbaren militärischen Hilfe gegenüber dem jugoslawischen Volk. Das gemeinsame Vorgehen der sowjetischen und jugoslawischen Truppen gegen die faschistischen Okkupanten auf dem Gebiet Jugoslawiens wurde zwischen der Sowjetregierung und dem Oberkommando der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee abgestimmt. Später wurde auch Übereinstimmung in der Frage der Teilnahme von Einheiten der bulgarischen Armee an der bevorstehenden Offensive erzielt. Am 28. September überschritten die Truppen der 3. Ukrainischen Front die jugoslawische Grenze. Im Ergebnis der koordinierten Offensive der sowjetischen, jugoslawischen und bulgarischen Truppen wurden die Ostgebiete Serbiens von den Okkupanten gesäubert. Am 20. Oktober war die Hauptstadt Jugoslawiens, Belgrad, befreit. Die Bevölkerung Jugoslawiens empfing ihre Befreier voller Freude. Die gemeinsamen Kampfhandlungen der Roten Armee und der Volksbefreiungsarmee Jugoslawiens dauerten bis zur endgültigen Zerschlagung des Faschismus an.

In Südserbien

Auf den Stoß wartend, klammerten wir uns an die Haltegurte der Sitzbänke, aber das Flugzeug landete wider Erwarten weich und kam nach kurzem Auslauf zum Stehen. Die Tragriemen klirrten beim Aufschlagen auf den Metallboden. Durch die offene Flugzeugtür wehte warme Luft herein.

Ringsum verschwammen die dunklen Berge mit dem nächtlichen Horizont. Am Flugzeug eilten schon geschäftig Partisanen hin und her, die längliche Holzkisten mit Munition ausluden.

Am Rande des Friedhofes erblickte ich fünf gleiche weiße Grabsteine, die sicherlich an einem Tage aufgestellt wurden. Auf jedem von ihnen befanden sich kleine verglaste Porträts und Aufschriften, die zeigten, daß alle am gleichen Tag gefallen waren, am 17. Juni 1942: Bogoslav Konstantinović, Borislav Andrejević, Velimir Ivanović, Vladimir Čekin, Alexander Čekić.

Später erzählte man mir im Dorf, daß es diese fünf nicht mehr geschafft hatten, zu den Partisanen zu kommen, aber sich andererseits nicht der Herrschaft der Schwaben unterordnen wollten. Sie töteten einige Deutsche und fielen dann selbst. Auf den Steinkreuzen hingen große, schon etwas zu welken beginnende, wahrscheinlich erst gestern aufgestellte Kränze, die aus Blumen, dunklen, fast schwarzen Weintrauben und Ästen mit getrockneten Aprikosen gebunden waren.

Prokuplje, das wir einige Stunden später erreichten, war schon verhältnismäßig lange in der Hand der Partisanen, aber auf dem Bahnhof waren noch immer die Spuren der Zerschlagung der Deutschen zu sehen. Einige ausgebrannte SPW und Panzer, einige gesprengte und niedergebrannte Züge. Auf dem feuergeschwärztem Stahl der Panzer stand in schwungvollen Buchstaben eine Aufschrift, die wahrscheinlich am ersten Tage des Sieges und der Freude mit roter Farbe aufgetragen worden war: „Es lebe Tito, es lebe die Rote Armee, es lebe die Sowjetunion!"

Auf dem Platz im Zentrum des Städtchens stand das gleiche Denkmal aus dem Krieg von 1914 wie in allen serbischen Städten: ein bronzener serbischer Soldat in Angriffsstellung auf einem Granitsockel. Ich erinnerte mich unwillkürlich an Negotin, die erste befreite jugoslawische Stadt, die ich auf dieser Fahrt gesehen habe. Dort stand gleichfalls im Stadtzentrum, in einer Grünanlage, ein Denkmal aus dem Krieg 1914, ein großer Bronzeadler auf einer grauen Granitpyramide, daneben ein zweites Denkmal, wahrscheinlich an einem Tage in Blitzeseile aus grobbehauenem grauem Stein gefertigt, zwei russischen Panzersoldaten gewidmet, Hauptmann Sedelnikow und Stabsfeldwebel Schor, die bei der Befreiung dieser Stadt gefallen waren. Die Denkmäler standen fast nebeneinander, und es sah aus, als ob der Bronzeadler auf dem großen Denkmal das Grab der hier gefallenen Sowjetmenschen unter seine ausgebreiteten Schwingen nahm.

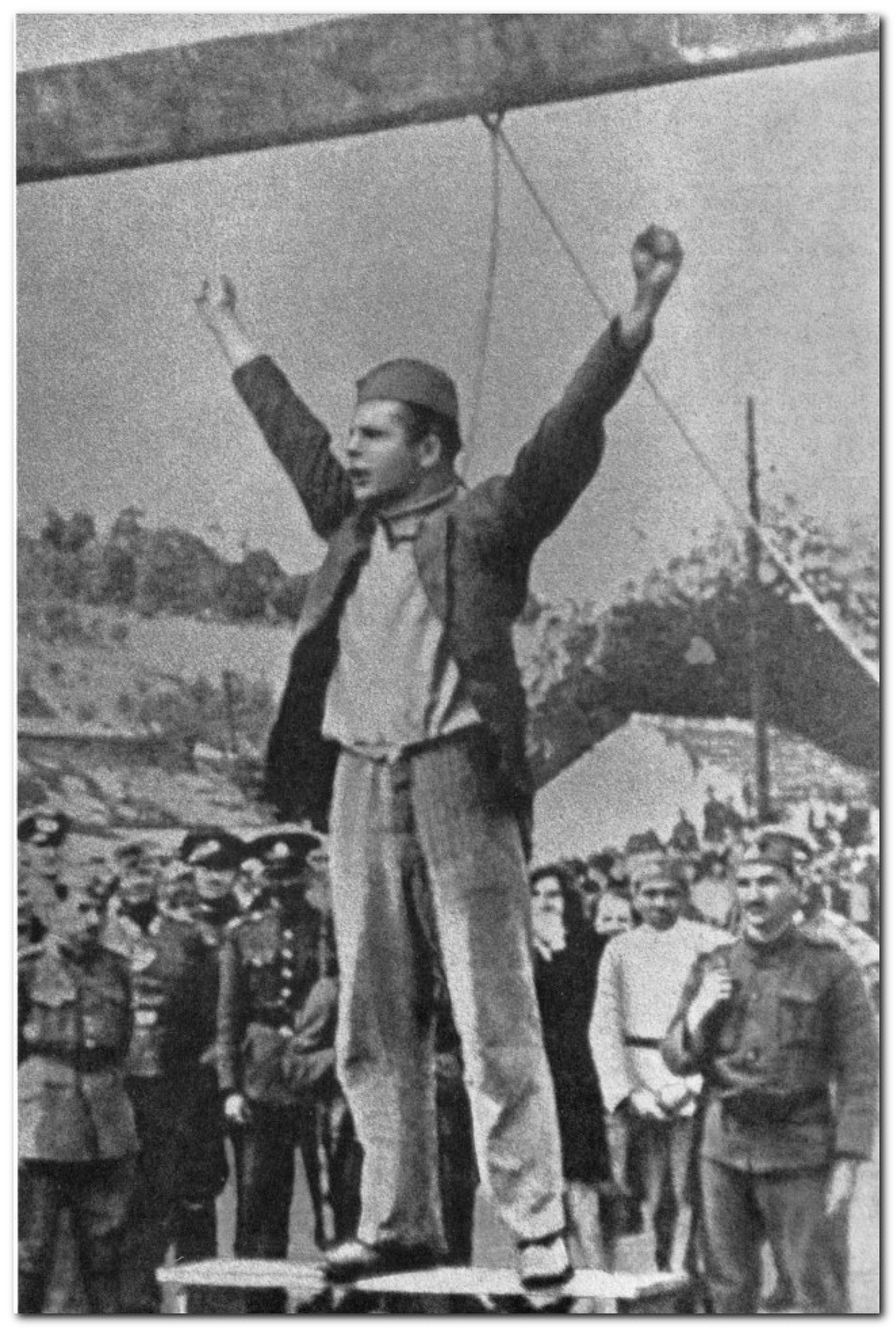
Auf unserer Fahrt begegneten wir ständig Partisaneneinheiten, entweder in Bewegung oder bei einer Rastpause.

„Wir sind jetzt auf einem großen pokret", erklärte mir Koča Popovič (pokret heißt serbisch Feldzug). „Wir wollen die Deutschen hinter Schloß und Riegel setzen, und zwar so, daß sie nicht mehr herauskommen."

Schon beim ersten Blick auf die in Marsch befindliche Partisanenkolonne wird klar, wie diese Menschen täglich Dutzende von Kilometern zurücklegen. Sie kennen keine Straßen und Pfade, sondern ziehen direkt über die Berge, um aus den Kesseln der Deutschen zu entweichen. Keine schweren Lasten, die das Marschtempo beeinträchtigen, kein Troß, keine, wenn man so sagen kann, zweite Staffel. MGs und leichte Granatwerfer — alles auf dem eigenen Leibe. Granatwerfer mittleren Kalibers und Kanonen — auf Tragegurten. Keine Küche. Große schwarze Kessel für die Zubereitung des Essens sind an den Satteln befestigt, weshalb die Pferde aus der Ferne plötzlich wie kleine Dromedare erscheinen.

Der Kommandeur der 24. Division, Milo Čulovič, erstattete dem General sofort Bericht über den Stand der Vorbereitung auf den bevorstehenden Angriff.

Ich hatte in der Zwischenzeit erfahren, daß schon seit einigen Monaten hier in der Division zwei russische Freiwillige, der Chirurg Sinodow und die Krankenschwester Lisa Kirjanowa alle Schwierigkeiten und Prüfungen mit den Partisanen teilten, deshalb bat ich jemand von den Partisanen, sie zu holen. Nach einer Viertelstunde erschienen sie von selbst. Sinodow, nach seinem ganzen Äußeren ein typischer russischer Arzt. Es war direkt merkwürdig, ihn in der jugoslawischen Uniform zu sehen; und die rot-



wangige Krankenschwester mit einem lieben stupsnasigen Mädchengesicht.

Ich stellte einige in solchen Fällen übliche Fragen. Sie ihrerseits befragten mich eifrig über Moskau.

„Ist es hier schwer für Sie?"

„Nein, es ist nicht schwer. Es ist schön, interessant hier, nur eines ist schlecht — es gibt keine Fahrzeuge, aber die Front liegt weit auseinander, und die Schwerverwundeten sind manchmal einen ganzen Tag, sogar zwei oder drei unterwegs, auf Fuhrwerken, mitunter müssen sie tagelang einfach über die Berge getragen werden. Dadurch werden die Verwundungen, die man mit Leichtigkeit heilen könnte, lebensgefährlich ..."

Als ich einmal bei Marschall Tito war, kam das Gespräch auf das Lubliner Todeslager Majdanek.

„Wir haben unser eigenes — Jasenovac", erzählte der Marschall. „Sie werden es noch kennenlernen. Dort waren die Deutschen genau so korrekt wie in Majdanek. Sie bauten dort eine kleine Fabrik auf, in der schwere Holzhammer hergestellt wurden. In Jasenovac wurden die Leute durch einen Schlag mit einem solchen Hammer auf den Kopf umgebracht."

Dann kam die Rede auf die erste, auf die allerschwerste Zeit der Besetzung durch die Deutschen. Der Marschall erinnerte sich, wie er von Zagreb in das gerade erst von den Deutschen besetzte halbzerstörte Belgrad gekommen war.

„Ich war selten so glücklich wie an jenem Tag in Belgrad, als mir mitgeteilt wurde, wir hätten die ersten fünfzehn von den Deutschen erbeuteten Gewehre in unserer Hand. Einige Monate später hatten wir den Deutschen einen ganzen Rüstungsbetrieb in Užice entrissen; es gab Tage, an denen das Werk täglich bis zu 420 Gewehre und 60 000 Patronen ausstieß. Natürlich waren die Pulvervorräte für die Patronen bald zu Ende, aber wir waren mit erbeuteten Geschossen eingedeckt. Die öffneten wir, schütteten das Pulver aus und waren auch so gerettet ..."

Die letzten 3 Kilometer legten wir in drei oder vier Minuten zurück und machten erst an den schiefen Häuschen der Vorstadt Leskovac halt, wo uns die Weiterfahrt durch eine Streife der Partisanen versperrt wurde.

Am Stadteingang, bei den ersten halbzerstörten Häusern stand der erste von uns gesichtete bulgarische Panzer, der seinen langen Kanonenlauf nach vorn, nach Osten richtete. Auf dem Turm saß in der Luke ein bulgarischer Panzersoldat ohne Mütze, richtete den Blick in die Dunkelheit und rauchte mit Genuß eine Zigarette, dabei hastig den Rauch einziehend.

Nachdem wir in der Stadt etwa einen halben Kilometer zurückgelegt hatten, kamen wir an ein erhalten gebliebenes zweistöckiges Haus, kletterten auf der engen Innentreppe bis in den zweiten Stock und befanden uns im Stab der 15. Partisanenbrigade, wo wir von deren Kommandeur Hauptmann Stanimir Dančić und Kommissar der Division Sava Kesar begrüßt wurden.

Koča, der weder seine Jacke ablegte noch Platz nahm, erkundigte sich eifersüchtig danach, welchen Anteil die Brigade bei der Einnahme von Leskovac gehabt habe.

„Wer ist als erster eingedrungen, die Partisanen oder die Bulgaren, vielleicht sind sie als erste eingezogen und ihr danach?" fragte er.

„Nein, zusammen", entgegnete der Kommissar, „zusammen. Sie von Osten und wir von Westen, aber zur gleichen Zeit."

„Ja, und wie haben die Bulgaren gekämpft?"

„Dobre", sagte der Kommissar, und nachdem er einige Sekunden geschwiegen hatte, wiederholte er noch einmal: „Dobre. Die sowjetischen Truppen waren schon im Norden nach Niš vorgedrungen. Und die Bulgaren haben ihnen nachgeeifert, sind bemüht, nicht zurückzubleiben."

Ich ging die Treppe hinunter und trat auf die Straße hinaus. Obwohl schon in der Nacht, war die Straße hell erleuchtet. Immer wieder kamen Fahrzeuge die Straße entlang, und auf den Bürgersteigen patrouillierten Streifen mit markantem Schritt. Da gehen Bulgaren in rötlichen Uniformmänteln und Schirmmützen, die den unsrigen ähnlich sehen, vorüber, ihnen kommt eine Partisanenstreife mit Feldmützen und Sternchen daran entgegen, sie kommt gerade über die Straße.

Die Partisanenstreife bleibt vor einem Hauseingang stehen.

„Was macht ihr hier?" fragt einer von der Streife.

Erst jetzt bemerke ich neben mir zwei alte Frauen, die auf einer Bank sitzen.

„Wir gucken", sagt die eine von ihnen, erhebt sich, berührt mit beiden Händen den Mantel des Partisanen und sagt mit Freudentränen in der Stimme: „Ach, ihr meine Lieben!"

Das klingt genauso wie beim Einmarsch unserer Truppen irgendwo im verwüsteten Wjasma oder im niedergebrannten Smolensk. Die andere alte Frau sagt streng und vorwurfsvoll, dabei auf die Ruinen weisend, die sich die Straße lang hinziehen:

„Ach, wie lange habt ihr auf euch warten lassen, so lange!"

Dieser Ausruf erinnerte mich wieder an Rußland und an jene strengen Worte, die manchmal unsere

Mütter an uns richteten, nachdem sie zwei Jahre jenseits der feindlichen Linien auf uns gewartet hatten.

7. November, Belgrad.

Gegen Mitternacht, nachdem schon alle feierlichen Trinksprüche dargeboten worden waren, wandte sich Tito plötzlich bald an den einen, bald an den ande-



ren von seinen Generälen mit der Bitte, etwas zu singen.

Das war wahrhaftig der erste Abend, an dem die Leute, die so viele Jahre in den Bergen verbracht hatten, die jeden Tag dem Tode nahe und oftmals sehr weit voneinander entfernt waren, auf einem befreiten Stück Erde in einem warmen gemütlichen Saal, unter einem festen Dach zusammenkamen.

Titos Kampfgefährten erfüllten gerne einer nach dem anderen diese Bitte. An diesem Tisch wurden die Lieder fast aller Völker des neuen föderativen Jugoslawiens gesungen, serbische Lieder, mazedonische, montenegrinische, kroatische und slowenische, denn unter den Generälen waren Vertreter aller dieser Völker.

Nachdem das letzte Lied verklungen war, stimmte der Kommandeur eines Korps, ein großer Oberst mit Schnurrbart, mit starkem und mildem Tenor, dabei mit besonders liebenswürdigem Akzent die russischen Worte aussprechend, das Lied an:

„Strana moja, Moskwa moja, ty samaja ljubimaja."

Als er geendet hatte, zollte man ihm lange Beifall.

Im Anschluß wurde im Chor das bei uns schon

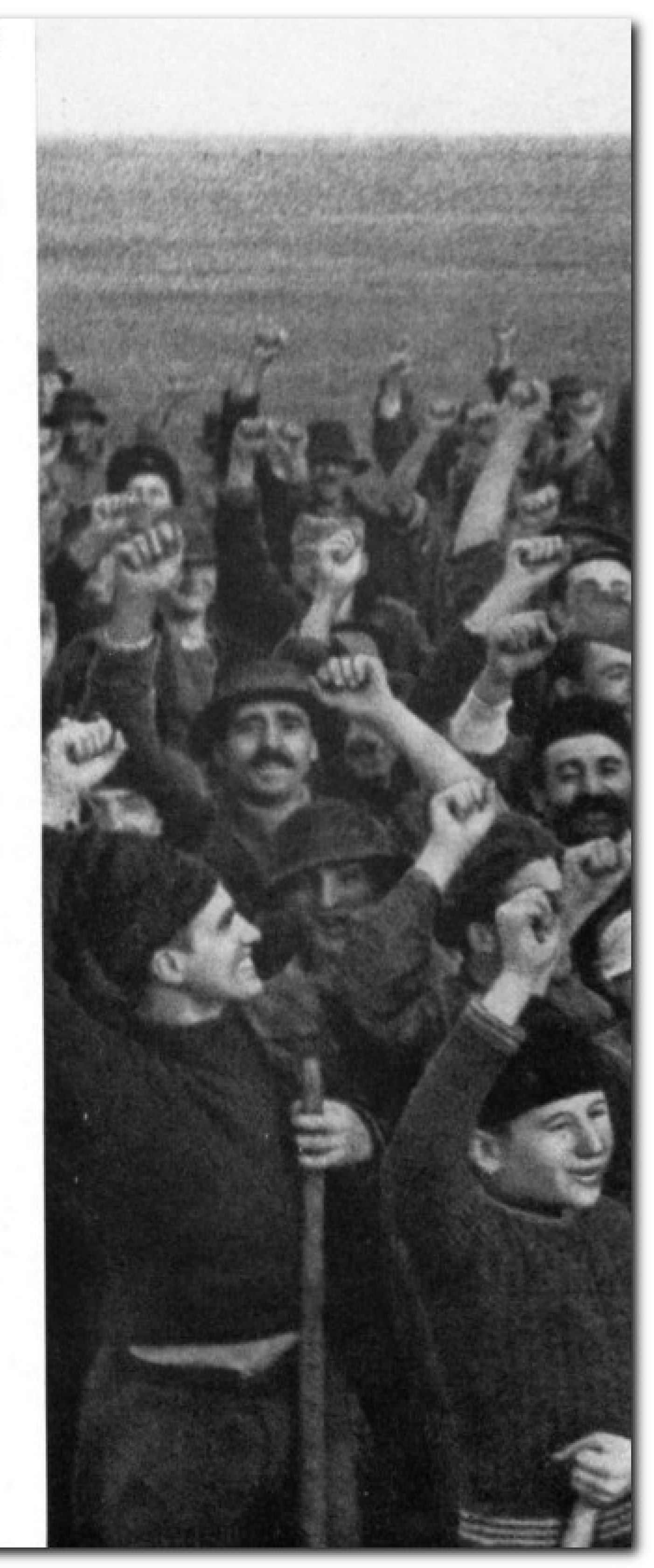

ВРШАЦ км.31
БЕОГРАД км.55
ПАНЧЕВО км.36
ВЛАДИМИРОВАЦ км.10
2

lange in Vergessenheit geratene alte Soldatenlied gesungen:

„Leutnant, ohe
her mit dem MG.
Wenn die Batterie erst kracht,
uns das Herz im Leibe lacht.“

Es wurde flott gesungen, dabei gepfiffen, eben ganz auf Soldatenart.

Konstantin Simonow





Das Ehrenbuch

Der hohe, von Nadelwald bedeckte Hügel, auf dem der Unbekannte Soldat bestattet ist, ist fast von jeder Straße Belgrads aus zu sehen. Falls Sie im Besitz eines Fernglases sind, erkennen Sie trotz der Entfernung von 15 km auf dem Gipfel des Hügels eine viereckige Bauanlage. Das ist das Grab des Unbekannten Soldaten.

Wenn Sie Belgrad auf der Požarevacer Straße in Richtung Osten verlassen und dann nach links abbiegen, erreichen Sie auf der schmalen Asphaltstraße bald den Fuß eines Hügels. In gleichmäßigen Serpentinen führt der Weg hinauf, zwischen zwei Reihen jahrhundertealter Kiefern, deren Wurzeln von Seidelbastgewächsen und Farn umwuchert sind.

Die Straße endet an einem glatten asphaltierten Platz. Vor Ihnen befindet sich eine sehr lange, aus grobbehauenem grauem Granit gefertigte Treppe. Sie werden lange diese Treppe hinaufsteigen, die von Bronzefackeln auf dem Geländer eingesäumt ist, bis Sie den eigentlichen Gipfel erreichen.

Sie erblicken ein großes Viereck aus Granit, umrahmt von einer gewaltigen Brüstung. In der Mitte des Quadrats befindet sich dann das Grabmal selbst, gleichfalls wuchtig, quadratisch und mit grauem Marmor verkleidet. Das Dach wird nicht von Säulen getragen, es ruht auf den Schultern acht weinender gebeugter Frauen, die aus riesigen Blöcken des gleichen grauen Marmors gemeißelt sind.

Im Innern überrascht die strenge Schlichtheit der Grabstätte. In den Steinfußboden, der die Spuren eines zahlreichen Besucherstromes aufweist, ist eine große Kupfertafel eingelassen.

An den Wänden rechts und links sehen Sie verwelkte Kränze mit ausgeblichenen Schleifen, die hier voller Aufrichtigkeit oder auch nicht, von den Sendboten aus 40 Ländern niedergelegt wurden.

Das ist alles. Jetzt treten Sie wieder hinaus, und von der Schwelle der Grabstätte aus können Sie in alle vier Himmelsrichtungen sehen. Vielleicht denken Sie dabei (wie es oft im Leben vorkommt), daß Sie niemals etwas Schöneres und Erhabeneres gesehen haben.

Im Osten erblicken Sie endlose Waldungen mit schmalen Waldwegen.

Im Süden erheben sich vor Ihnen die weichen gelbgrünen Umrisse der serbischen Hügel, die grünen Flecke der Weiden, die gelben Streifen der Stoppelfelder, die roten Vierecke der Ziegeldächer in den Dörfern und die zahllosen schwarzen Punkte langsam auf den Hügeln dahinziehender Herden.

Im Westen sehen Sie Belgrad, zerstört durch die Bomber, zum Krüppel geschlagen in den Kämpfen, und doch ist es das herrliche Belgrad, das inmitten des matten Grüns der verblühten Gärten und Parks weiß schimmert.

Im Norden fällt Ihnen das mächtige graue Band der stürmischen Donau auf, hinter dem Fluß liegen die fetten Weiden und die schwarzen Felder der Vojvodina und des Banats.

Erst nachdem Sie alle vier Himmelsrichtungen mit Ihrem Blick erfaßt haben, begreifen Sie, warum der Unbekannte Soldat gerade hier ruht.

Er ist hier bestattet worden, weil man von hier aus das ganze herrliche serbische Land sehen kann, alles, was er gern hatte, und wofür er sein Leben ließ.

So sieht das Grab des Unbekannten Soldaten aus, von dem ich deshalb erzählen will, weil gerade diese Grabstätte der Handlungsort meiner Erzählung ist.

Selbstverständlich haben sich an jenem Tag, von dem hier die Rede ist, die beiden kriegführenden Seiten am wenigsten für die historische Vergangenheit dieses Hügels interessiert.

Für die drei deutschen Artilleristen, die hier Beobachtungsposten bezogen hatten, war das Grab des Unbekannten Soldaten lediglich eine bessere Beobachtungsstelle in dieser Gegend. Trotzdem hatten sie bereits zweimal vergeblich per Funk um Erlaubnis gebeten, ihn zu verlassen, denn die Russen und Jugoslawen kamen immer dichter an den Hügel heran.

Alle drei Deutschen stammten aus der Belgrader Garnison und wußten sehr gut, daß das hier das Grab des Unbekannten Soldaten ist und daß man sich im Falle von Artilleriebeschuß hinter seinen dicken und sicheren Wänden verstecken kann. Nach ihrer Meinung war das gut, alles andere interessierte sie überhaupt nicht. So dachten die Deutschen.

Die Russen schätzten diesen Hügel mit dem Häuschen auf dem Gipfel auch als eine herrliche Beobachtungsstelle, aber vom Feind besetzt, und darum unter Beschuß zu nehmen.

„Was ist denn das für ein Wohnbau? Irgendwie eigenartig, bisher habe ich noch nie so etwas gesehen," sagte der Batteriechef Hauptmann Nikolajenko und richtete zum fünftenmal sein Fernglas auf das Grab des Unbekannten Soldaten.

„Die Deutschen sitzen dort, das steht fest. Nun, sind die Schießunterlagen fertig?"

„Jawohl!" meldete der neben dem Hauptmann stehende Zugführer, der blutjunge Leutnant Prudnikow.

„Sich einschießen!"

Sie schossen sich mit drei Geschossen schnell ein. Zwei rissen die Steilwand direkt unter der Brüstung auf und schleuderten eine Erdfontäne in die Luft. Das dritte schlug in die Brüstung ein. Durch das Fernglas war zu sehen, wie die Steinsplitter flogen.

„Hat das gespritzt!" sagte Nikolajenko. „Zum Wirkungsfeuer übergehen!"

Jedoch Leutnant Prudnikow, der bis dahin beharrlich durch das Fernglas den Hügel beobachtet hatte, als ob er sich an etwas erinnern wollte, griff plötzlich in seine Feldtasche, zog einen deutschen Stadtplan von Belgrad heraus, legte ihn auf seine Landkarte und begann eilig mit dem Finger darauf herumzufahren.

„Was ist los?" fragte Nikolajenko streng. „Hier gibt's nichts zu suchen, es ist auch so alles klar."

„Einen Augenblick, Genosse Hauptmann", murmelte Prudnikow.

Er schaute noch einmal auf den Plan, dann auf den Hügel und wieder auf den Plan, und plötzlich blieb der Finger an einem endlich gefundenen Punkt entschlossen stehen. Er hob die Augen zum Hauptmann.

„Wissen Sie, was das hier ist, Genosse Hauptmann?"

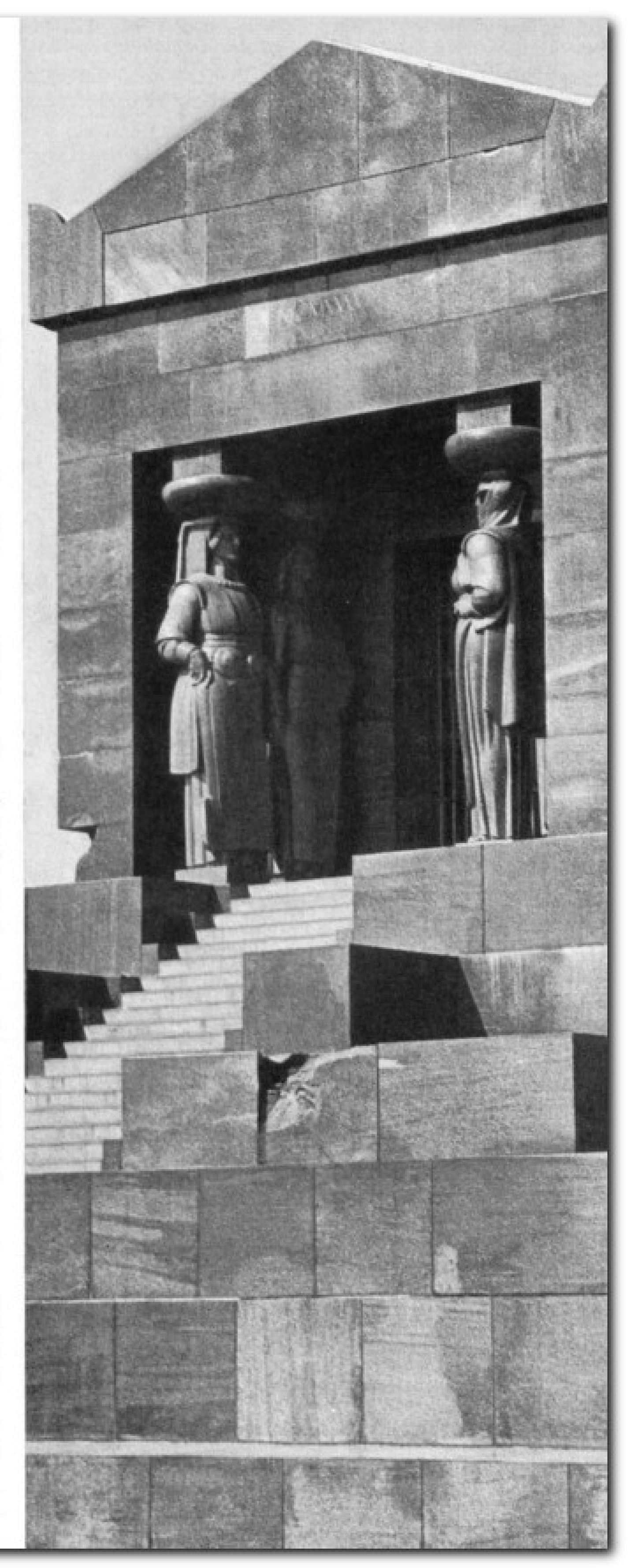
„Was?"

„Das alles hier — der Hügel und das Wohnhaus?"

„Na?"

„Das ist das Grab des Unbekannten Soldaten. Ich habe die ganze Zeit gesucht und gezweifelt. Ich hatte es auf dem Bild in einem Buch gesehen. Stimmt genau. Hier ist es auch auf dem Stadtplan, das Grab des Unbekannten Soldaten."

Für Prudnikow, der vor dem Krieg an der Historischen Fakultät der Moskauer Universität studiert











hatte, war diese Entdeckung außergewöhnlich wichtig. Aber Hauptmann Nikolajenko blieb wider Erwarten Prudnikows unbeeindruckt. Er gab ruhig und sogar ein wenig argwöhnisch zur Antwort:

„Was denn schon für ein unbekannter Soldat? Los, Feuer!"

„Genosse Hauptmann!" sagte Prudnikow, mit flehenden Augen auf Nikojalenko blickend.

„Nun, was ist noch?"

„Sie wissen es vielleicht nicht ... Das ist nicht bloß einfach so ein Grab. Das ist, wie soll ich mich ausdrücken, eine nationale Gedenkstätte. Nun...", Prudnikow hielt ein, nach Worten suchend, „nun, ein Symbol für alle, die für ihre Heimat gefallen sind. Ein Soldat, dessen Name unbekannt blieb, fand hier, stellvertretend für alle, seine letzte Ruhestätte, ihnen zu Ehren. Jetzt ist das für das ganze Land eine Gedenkstätte."

„Warte, rede nicht so viel", warf Nikolajenko ein und dachte stirnrunzelnd eine ganze Minute lang nach.

Er war ein großzügiger Mensch, und trotz seines rauhen Tons hatten alle in der Batterie ihn gern, er war auch ein guter Artillerist. Zu Beginn des Krieges war er ein einfacher Richtkanonier und stieg dann durch seinen Mut und seine Tapferkeit bis zum Hauptmann auf. Sein mühe- und gefahrvolles Soldatenleben ließ ihm keine Möglichkeit, viele Dinge zu erfahren, die ein Offizier eigentlich wissen müßte. Er kannte sich in der Geschichte wenig aus, wenn es nicht gerade darum ging, seine Rechnung mit den Deutschen zu begleichen, und von Geographie, wenn es nicht um eine Ortschaft ging, die eingenommen werden mußte, hatte er auch nicht viel Ahnung.

Was das Grabmal des Unbekannten Soldaten betraf, so hatte er davon das erste Mal gehört.

Obwohl er jetzt noch nicht alles begriff, was Prudnikow gesagt hatte, fühlte er in seinem Soldatenherzen, daß Prudnikow wahrscheinlich nicht ohne Grund erregt war und daß es hier um eine wirklich ernste Angelegenheit ging.

„Warte mal", wiederholte er zum zweiten Male, wobei sich die Stirnfalten wieder glätteten, „erkläre vernünftig, was für ein Soldat, gegen wen hat er gekämpft, das will ich wissen!"

„Ein serbischer Soldat, das heißt, ein jugoslawischer", sagte Prudnikow. „Er hat im Krieg von 1914 gegen die Deutschen gekämpft."

„Dann ist alles klar."

Nikolajenko empfand voller Genugtuung, daß nun wirklich alles klar war und daß jetzt in dieser Angelegenheit die richtige Entscheidung getroffen werden konnte.

„Alles klar", unterstrich er noch einmal, „klar, wer es ist und was es auf sich hat. Und du faselst wer weiß was von einem ‚unbekannten'. Wie kann er denn unbekannt sein, wenn er Serbe ist und damals im Krieg gegen die Deutschen gekämpft hat? Kommando zurück! Fedotow mit zwei Soldaten zu mir!"

Fünf Minuten später trat Sergeant Fedotow vor Nikolajenko hin, er war ein wortkarger, etwas tolpatschiger Bursche aus Kostroma und hatte ein in jeder Situation undurchdringliches und ruhiges, breites, etwas pockennarbiges Gesicht. Mit ihm waren

noch zwei Aufklärer gekommen, gleichfalls voll ausgerüstet.

Nikolajenko erläuterte Fedotow kurz die Aufgabe — auf den Hügel zu klettern und die deutschen Beobachter lautlos zu erledigen. Dann blickte er mit einigem Bedauern auf die Granaten, die in reichlicher Menge an Fedotows Koppel hingen, und sagte:

„Das Haus dort auf dem Berg ist gleichbedeutend mit historischer Vergangenheit, daß du mir mit den Granaten keinen Unfug treibst, wir haben hier schon genug kaputt gemacht. Wenn es sein sollte, mach die Deutschen mit der MPi fertig, und damit basta! Ist dir dein Auftrag klar?"

„Auftrag verstanden", sagte Fedotow und begann in Begleitung seiner zwei Aufklärer den Hügel zu besteigen.



Der alte Serbe, Wächter am Grabmal des Unbekannten Soldaten, fand diesen ganzen Tag vom frühen Morgen an keine Ruhe.

Die ersten beiden Tage, als die Deutschen an der Grabstätte mit einem Scherenfernrohr, einer Funkstation und einem MG erschienen, hielt er sich wie gewöhnlich oben am Bogen auf, fegte die Fliesen sauber und wischte mit einem an einem Stock befestigten Federbusch den Staub von den Kränzen.

Er war schon sehr alt, und die Deutschen waren viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um auf ihn aufmerksam zu werden. Erst am Abend des zweiten Tages bemerkte einer der Deutschen den Alten, schaute ihn verwundert an, drehte ihn an den Schultern um und sagte: „Hau ab!" Scherzhaft und nach seiner Meinung vorsichtig gab er dem Alten einen Fußtritt, so daß dieser stolpernd einige Schritte machte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Dann stieg er die Treppe hinab und kam nicht mehr zur Grabstätte hinauf.

Er war schon sehr alt und hatte in jenem Krieg alle seine vier Söhne verloren. Deshalb bekam er auch diese Stelle als Wächter und hatte auch seine eigene besondere Beziehung zu dem Grab des Unbekannten Soldaten, die er vor allen anderen Leuten verborgen hielt. Irgendwo in der Tiefe seines Herzens schien es ihm, als liege einer seiner vier Söhne in dieser Grabstätte.

Anfangs kam ihm dieser Gedanke nur zuweilen, aber nachdem er so viele Jahre am Grabmal verbrachte, wurde dieser Gedanke zur vollen Gewißheit. Er sagte niemandem ein Wort darüber, denn er wußte, man würde ihn auslachen. Jedoch gewöhnte er sich immer stärker an diesen Gedanken. Immer allein, grübelte er darüber nach, welcher von seinen vier Söhnen es sei.

Von der Grabstätte durch die Deutschen verjagt, schlief er in der Nacht schlecht und kam immer wieder zur Brüstung. Er litt unter der Kränkung und darunter, daß es ihm verwehrt war, wie gewöhnlich, jeden Morgen nach oben zu gehen.

Als die ersten Schüsse fielen, setzte er sich ruhig nieder, mit dem Rücken an die Brüstung gelehnt, in der Erwartung, daß etwas geschehen müsse. Obwohl er schon sehr alt war und abgeschieden lebte, wußte er, daß die Russen auf Belgrad vorrücken und daß sie auch hierher kommen müssen. Nach einigen Explosionen verstummte alles für ganze zwei Stunden, nur die Deutschen rumorten dort oben, schrien laut etwas und schimpften aufeinander.

Dann begannen sie plötzlich mit dem MG nach unten zu schießen. Und von unten schoß auch jemand mit dem MG zurück. Dann gab es nah, direkt unter der Brüstung, eine laute Explosion und wieder trat Stille ein. Einen Augenblick später sprang etwa zehn Schritt vom Alten entfernt ein Deutscher hastig über die Brüstung, fiel hin, sprang schnell auf und rannte hinunter in den Wald.

Der alte Mann vernahm dieses Mal keine Schüsse, er sah nur, wie der Deutsche einige Schritte von den ersten Bäumen entfernt einen Satz machte, sich umwandte und mit dem Gesicht nach unten hinstürzte. Der Alte schenkte dem Deutschen keine Aufmerksamkeit mehr und lauschte. Oben, am Grabe, waren schwere Schritte zu hören. Der Alte erhob sich und ging an der Brüstung entlang zur Treppe.

Sergeant Fedotow, denn seine Schritte hörte der Alte unten, hatte sich davon überzeugt, daß es außer den drei erschossenen hier keinen Deutschen mehr gab, und erwartete nun an der Grabstätte seine zwei Aufklärer, die, beide leicht verwundet, jetzt den Berg hinaufkletterten.

Fedotow ging um das Grabmal herum. Beim Betreten der Stätte fiel sein Blick auf die an den Wänden hängenden Kränze.

Es waren Kränze zur Ehrung von Toten, und so begriff Fedotow, daß es sich hier um ein Grab handeln müsse; eingehend die Marmorwände und die Skulpturen betrachtend, überlegte er, wem dieses so reichgeschmückte Grab wohl gehören möge.

Als er mit diesen Gedanken beschäftigt war, kam der Alte von der anderen Seite herein.

Nach dem Äußeren des Alten schloß Fedotow richtig, daß er der Wächter sein müsse. Fedotow ging drei Schritte auf den Alten zu, dabei die MPi in der Hand haltend, klopfte dem Alten mit der freien Hand auf



die Schulter und sprach jene beruhigenden Worte, die er stets in derartigen Fällen zu sagen pflegte:

„Macht nichts, Papachen. Geht alles in Ordnung!"

Der Alte wußte nicht, was die Worte „Geht alles in Ordnung" bedeuteten, aber das breite pockennarbige Gesicht des Russen wurde bei diesen Worten von einem solchen ruhigen Lächeln erhellt, daß der Alte ebenfalls unwillkürlich lächeln mußte.

„Und daß wir hier ein wenig herumgeschossen haben", fuhr Fedotow fort, dabei kümmerte er sich überhaupt nicht darum, ob ihn der Alte verstand oder nicht, „daß wir herumgeschossen haben, das ist nur

halb so schlimm, das werden wir wieder zurechtbiegen. Und die Granate macht auch nichts, ich hätte sie ohne Granate nicht bekämpfen können", erklärte er, als stünde vor ihm nicht der alte Wächter, sondern Hauptmann Nikolajenko. „So ist das", schloß er, „klar?"

Der Alte nickte mit dem Kopfe, er verstand nichts von alledem, was Fedotow gesagt hatte, aber er fühlte, daß der Sinn der Worte des Russen so beruhigend war wie sein breites Lächeln. Der Alte wollte seinerseits auch etwas Angenehmes und Bedeutsames entgegnen.

„Hier ist mein Sohn bestattet", sprach er unerwartet für sich selbst und zum erstenmal in seinem Leben mit lauter Stimme und ganz feierlich. „Mein Sohn", der Alte tippte sich auf die Brust und dann auf die Bronzetafel.

Er hatte diese Worte ausgesprochen und schaute mit versteckter Furcht auf den Russen, dieser würde ihm keinen Glauben schenken und loslachen.

Aber Fedotow war nicht verwundert. Er war Sowjetmensch, und ihn konnte es nicht verwundern, daß der Sohn dieses ärmlich gekleideten alten Mannes solch eine Grabstätte hatte.

‚Also folglich ist er der Vater', dachte Fedotow, ‚der Sohn war sicher eine bekannte Persönlichkeit, vielleicht auch General.'

Er erinnerte sich an das Begräbnis von Watutin, dem er in Kiew beigewohnt hatte, und an die einfach, bäuerlich gekleideten alten Eltern, die hinter dem Sarge gingen, sowie an die Zehntausende von Menschen, die ihm das letzte Geleit gaben.

„Klar", meinte er und schaute mitfühlend auf den alten Mann, „natürlich, ein herrliches Grab."

Da begriff der Alte, daß ihm der Russe glaubte und sich nicht einmal über die Ungewöhnlichkeit seiner Worte wunderte, und ein dankbares Gefühl gegenüber diesem russischen Soldaten erfüllte ihn.

Hastig suchte er in seiner Tasche nach einem Schlüssel, öffnete die in die Wand eingelassene Stahltür, holte von dort das in Leder eingebundene Buch für die Ehrengäste und eine Feder hervor.

„Schreibe", sagte er zu Fedotow und reichte ihm die Feder.

Fedotow lehnte zuerst die MPi an die Wand, dann nahm er den Füllfederhalter in die eine Hand und blätterte mit der anderen im Buch.

Es wimmelte vor gewichtigen Namenszügen und zierlichen Schnörkeln Fedotow nicht geläufiger königlicher Hoheiten, Minister, Gesandter sowie Generäle, das weiße Papier glänzte wie Atlas, und die einzelnen Blätter wirkten zusammen genommen wie ein einziger Goldschnitt.

Fedotow wendete die letzte beschriebene Seite um. Wie er sich vorher nicht wunderte, daß hier der Sohn des alten Mannes seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, so wunderte es ihn jetzt auch nicht, daß er sich in dieses Buch mit dem Goldschnitt eintragen sollte. Er schlug eine unbeschriebene Seite auf, setzte mit einem großen Selbstbewußtsein, das ihn nie verließ, in großer und fester Handschrift, die der eines Kindes ähnelte, gemächlich seinen Namen „Fedotow" quer über das ganze Blatt, schloß das Buch und gab dem Alten die Feder wieder zurück.

„Fedotow!" ertönte von außen die Stimme eines der Soldaten, die endlich den Gipfel erreicht hatten.

„Hier bin ich!" rief Fedotow und ging hinaus ins Freie.

Im Umkreis von 50 km eröffnete sich die Erde seinem Blick.

Im Osten zogen sich endlose Wälder hin.

Im Süden leuchteten die serbischen Hügel in herbstlichem Gelb.

Im Norden stürmte die Donau wie ein graues Band durch das Land.

Im Westen lag inmitten des verblühten Grüns der Wälder das weiße, noch nicht befreite Belgrad. Über der Stadt stiegen die Rauchwolken der ersten Schüsse empor.

Im Stahlschrank neben dem Grabe des Unbekannten Soldaten lag das Buch für die Ehrengäste, in dem zuletzt der von schwerer Hand geschriebene Name des gestern hier noch allen unbekannten sowjetischen Soldaten Fedotow, geboren in Kostroma, stand, der bis an die Wolga zurückgewichen war und jetzt von hier nach unten schaute, nach Belgrad, die Stadt, bis zu welcher er 3000 Werst unterwegs war, um sie zu befreien.

Konstantin Simonow

SCALA

KNEZA PAVLA
108


брату Красноармейцу
Своему



Die Kerze

Die Geschichte, die ich erzählen will, ereignete sich am 19. Oktober des Jahres 1944.

Zu diesem Zeitpunkt war Belgrad schon von uns befreit. Den Deutschen blieb lediglich eine Brücke über die Sava und ein kleines Stückchen Erde davor am diesseitigen Ufer.

Im Morgengrauen beschlossen fünf Rotarmisten, sich unbemerkt zur Brücke durchzuschlagen. Ihr Weg führte sie durch eine halbrunde Grünanlage, wo einige abgebrannte Panzer und gepanzerte Fahrzeuge von uns und auch von den Deutschen standen und wo kein unversehrter Baum mehr vorhanden war; es ragten nur noch die zersplitterten Stämme in die Luft, als wären sie von einer groben Hand in Menschengröße abgebrochen worden.

Auf der Grünanlage ereilte die Soldaten ein halbstündiger Minenüberfall vom anderen Ufer aus. Eine halbe Stunde lagen sie im Feuerregen, und als endlich ein wenig Ruhe eingetreten war, krochen zwei Leichtverwundete zurück, ihre zwei schwerverwundeten Kameraden mit sich ziehend. Der fünfte war tot, er blieb in der Anlage liegen.

Mir ist nichts von ihm bekannt außer der Tatsache, daß er seinen Unterlagen in der Kompanie nach Tschekulow hieß und daß er am Morgen des 19. in Belgrad am Ufer der Sava fiel.

Wahrscheinlich waren die Deutschen durch den Versuch der Rotarmisten, unbemerkt zur Brücke zu gelangen, beunruhigt, denn den ganzen Tag über beschossen sie aus Granatwerfern die Grünanlage sowie die anliegende Straße fast ununterbrochen.

Der Kompaniechef, der den Befehl erhalten hatte, noch vor Tagesanbruch erneut zu versuchen, die Brücke zu erreichen, sagte, daß man die Leiche Tschekulows vorläufig noch nicht holen könne und daß er später, nach Einnahme der Brücke, beerdigt werde.

Die Deutschen schossen und schossen, sowohl tagsüber als auch in der Dämmerung.

Direkt an der Grünanlage, etwas abseits von den übrigen Häusern, stand die steinerne Ruine eines Hauses, an der man schwer seine ursprüngliche Form erkennen konnte. Gleich in den ersten Tagen war es dem Erdboden gleichgemacht worden, so daß niemand dachte, hier könne jemand wohnen.

Jedoch unter den Trümmern im Keller, wohin der Weg durch ein schwarzes, zur Hälfte von Ziegeln verschüttetes Loch führte, lebte die alte Maria Džokić. Sie hatte früher ein Zimmer im ersten Stock, das ihr nach dem Tode ihres Mannes, des Brückenwächters, geblieben war. Als der erste Stock zerstört

wurde, zog sie in ein Zimmer im Erdgeschoß. Als das Erdgeschoß zertrümmert wurde, ging sie in den Keller.

Am 19. saß sie schon den vierten Tag im Keller. An diesem Morgen konnte sie genau verfolgen, wie die fünf russischen Soldaten in die Grünanlage robbten, die nur durch ein beschädigtes Eisengitter von ihr getrennt war. Sie sah, wie die Deutschen zu schießen begannen und wie ringsum viele Minen explodierten. Sie lehnte sich halb aus ihrem Keller heraus und wollte gerade den Russen zurufen, daß sie zum Keller kriechen sollten, weil sie glaubte, daß es dort, wo sie wohnte, sicher sei, als im gleichen Augenblick neben der Ruine eine Mine explodierte, und die Alte ganz betäubt stürzte, sich den Kopf an der Wand stieß und das Bewußtsein verlor.

Als sie wieder zur Besinnung kam, sah sie, daß von den Russen nur ein einziger in der Grünanlage zurückgeblieben war. Er lag auf der Seite, eine Hand von sich gestreckt, die andere unter dem Kopf, als wolle er sich bequem zum Schlafen hinlegen. Sie rief ihn einige Male an, aber er antwortete nicht. Da begriff sie, daß er tot war.

Die Deutschen gaben noch ein paar Schüsse ab. In der Anlage explodierten immer noch Minen, schwarze Erdfontänen emporreißend und mit ihren Splittern die letzten Äste von den Bäumen fetzend. Der tote Russe lag einsam in der kahlen Anlage, die tote Hand unter dem Kopf, um ihn herum waren nur verbogenes Metall und Holz.

Die alte Džokić schaute lange auf den Toten und dachte nach. Wäre nur ein einziges lebendes Geschöpf in ihrer Nähe, hätte sie ihm sicher ihre Gedanken mitgeteilt, aber niemand war da. Sogar die Katze, die vier Tage lang bei ihr im Keller gewohnt hatte, war bei der letzten Explosion durch Ziegelsplitter erschlagen worden. Die alte Frau dachte lange nach, dann wühlte sie eine Zeitlang in ihrem einzigen Bündel herum, nahm von dort etwas heraus, verbarg es unter ihrem schwarzen Witwentuch und kroch ohne Hast aus dem Keller.

Sie konnte weder kriechen noch laufen, sie ging mit dem langsamen Gang einer alten Frau zur Grünanlage. Als sie auf dem Wege ein Stück unversehrtes Gitter erblickte, kletterte sie nicht darüber, denn sie war dazu viel zu alt. Sie ging gemächlich am Gitter entlang und trat in die Anlage hinaus.

Die Deutschen beschossen die Anlage immer noch aus ihren Granatwerfern, aber nicht eine einzige Mine fiel in der Nähe der alten Frau.

Sie ging durch die Anlage zu der Stelle, wo der tote russische Soldat lag. Mit Mühe und Not drehte sie ihn mit dem Gesicht nach oben und sah, daß er sehr jung und bleich war. Sie streichelte sein Haar und legte dann mit Mühe seine Hände auf der Brust zusammen. Dann setzte sie sich neben ihn auf die Erde.

Die Deutschen schossen immer noch, aber all ihre Minen gingen nach wie vor weit von ihr entfernt nieder.

So saß sie neben ihm, vielleicht eine Stunde, vielleicht auch zwei, und schwieg.



Es war kalt und still, sehr still, abgesehen von den kurzen Augenblicken, in denen die Minen explodierten.

Endlich erhob sich die Alte, ließ den Toten allein und machte ein paar Schritte durch die Grünanlage. Bald fand sie, was sie gesucht hatte, es war ein großer Bombentrichter, der sich schon mit Wasser zu füllen begann.

Im Innern des Trichters kniete die Alte nieder und begann mit den Händen das Wasser auszuschöpfen, das sich auf dem Grund angesammelt hatte. Zwischendurch erholte sie sich und ging von neuem an die Arbeit. Als der Trichter leergeschöpft war, kehrte die Alte zu dem toten Russen zurück. Sie griff ihm unter die Arme und zog ihn weg.

Er brauchte nur einige Schritte gezogen zu werden, aber die Frau war alt und setzte sich unterwegs dreimal hin, um sich auszuruhen. Endlich hatte sie ihn bis an den Trichter geschleppt und zog ihn hinunter. Danach fühlte sie sich völlig erschöpft, saß lange da und ruhte sich aus.

Die Deutschen hatten noch nicht aufgehört zu schießen, und die Minen explodierten immer noch ganz weit von ihr.

Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, erhob sie sich, kniete vor dem toten Russen nieder, bekreuzigte ihn und küßte ihn auf Lippen und Stirn.

Dann begann sie ihn behutsam mit Erde zuzuschütten, von der es am Trichterrand sehr viel gab. Bald hatte sie ihn so weit bedeckt, daß er nicht mehr zu sehen war. Aber das schien ihr zu wenig. Sie wollte ein richtiges Grab machen und begann nach einer kurzen Pause wieder Erde zusammenzuscharren. Nach einigen Stunden hatte sie mit ihren Händen über dem Toten einen kleinen Hügel aufgeschüttet.

Es wurde schon Abend, und die Deutschen schossen unentwegt weiter.

Nach der Errichtung des Grabhügels schlug sie ihr schwarzes Witwentuch auf und nahm eine große Wachskerze heraus, eine von den beiden Traukerzen, die sie 45 Jahre nach ihrer Hochzeit noch aufbewahrte.

Sie suchte in ihrer Kleidertasche, holte Streichhölzer, steckte die Kerze ans Kopfende des Grabes und zündete sie an. Die Kerze brannte leicht an. Die Nacht war ruhig, und die Flamme stieg gerade empor. Sie hatte die Kerze angezündet und blieb am Grabe sitzen, immer noch in der gleichen unbeweglichen Stellung, die Hände unter dem Tuch auf den Knien gefaltet.

Wenn die Minen in der Ferne explodierten, bewegte sich die Flamme nur leicht, aber einige Male, als die Explosionen nahe waren, erlosch die Flamme, und ein anderes Mal fiel die Kerze sogar um. Die alte Džokić griff jedesmal schweigend nach ihren Streichhölzern und zündete die Kerze wieder an.

Der Morgen brach an. Die Kerze war zur Hälfte abgebrannt. Die Alte tastete die Erde um sich ab und fand ein verbranntes Stück Dachblech. Ihre greisen Hände bogen es mit Mühe, und sie steckte es so in die Erde hinein, daß es die Kerze vom Wind abschirmte. Danach erhob sich die alte Frau und ging durch die Anlage zurück, wiederum am unbeschädigten Stück Gitter vorbei und kehrte in den Keller zurück.

Noch bevor es Tag wurde, überquerte die Kompanie, in der der gefallene Soldat Tschekulow gedient hatte, unter starkem Granatwerferfeuer die Grünanlage und nahm die Brücke ein.

Eine oder zwei Stunden danach wurde es völlig hell. Nach der Infanterie begaben sich auch unsere Panzer auf das andere Flußufer. Gekämpft wurde jetzt dort, und niemand mehr beschoß die Grünanlage aus Granatwerfern.

Der Kompaniechef erinnerte sich an den gefallenen Tschekulow und wies an, ihn zu suchen und zusammen mit den heute früh Gefallenen in einem Massengrab zu bestatten.

Die Leiche Tschekulows wurde lange und vergeblich gesucht. Plötzlich blieb einer der suchenden Soldaten am Rande der Grünanlage stehen und rief verwundert die anderen herbei. Es kamen noch ein paar Mann hinzu.

„Seht", sagte der Soldat.

Alle schauten dorthin, wohin er wies.

An der zerstörten Umzäunung der Grünanlage erhob sich ein kleiner Hügel. An seinem Kopfende steckte halbkreisförmig ein Stück verbranntes Blech. Dadurch vor dem Wind geschützt, brannte die Kerze still. Der Kerzenstummel war schon ganz zerschmolzen, aber das kleine Flämmchen flackerte immer noch.

Alle, die ans Grab herangetreten waren, zogen fast gleichzeitig ihre Mützen. Sie standen schweigend am Grab und sahen auf die abbrennende Kerze, überwältigt von einem Gefühl, das sie schweigen ließ.



In diesem Augenblick erschien in der Grünanlage, unbemerkt von allen, die hochgewachsene alte Frau in ihrem schwarzen Witwentuch. Ohne ein Wort zu verlieren, ging sie leise an den Soldaten vorüber, schweigend kniete sie an dem Hügel nieder, nahm aus dem Tuch eine Wachskerze wie jene, deren Rest jetzt auf dem Grab abbrannte. Die alte Frau nahm den Stummel, zündete an ihm die neue Kerze an und steckte sie an der gleichen Stelle in die Erde. Dann richtete sie sich wieder auf. Das gelang ihr aber nur mit Mühe, und ein Soldat in ihrer Nähe half ihr dabei.

Sogar jetzt sprach sie immer noch kein Wort. Sie schaute die barhäuptig dastehenden Soldaten nur an und verneigte sich vor ihnen. Dann zog sie ihr schwarzes Tuch zurecht, wandte sich um, ohne noch einmal auf die Kerze und die Soldaten zu schauen, und ging wieder zurück.

Die Soldaten begleiteten sie mit ihren Blicken. Sich leise unterhaltend, als ob sie fürchteten, die Stille zu stören, gingen sie in die entgegengesetzte Richtung zur Brücke über die Sava, hinter der gekämpft wurde, um ihre Kompanie einzuholen.

Auf dem Grabhügel, inmitten der vom Pulver geschwärzten Erde, zerschossenen Eisens und toten Holzes, brannte das Letzte, was die Witwe besaß — die Traukerze, aufgestellt von einer jugoslawischen Mutter am Grabe des russischen Sohnes.

Ihre Flamme erlosch nicht und schien ewig brennen zu wollen, so ewig, wie die Tränen einer Mutter und der Heldenmut ihrer Söhne sind.

Konstantin Simonow





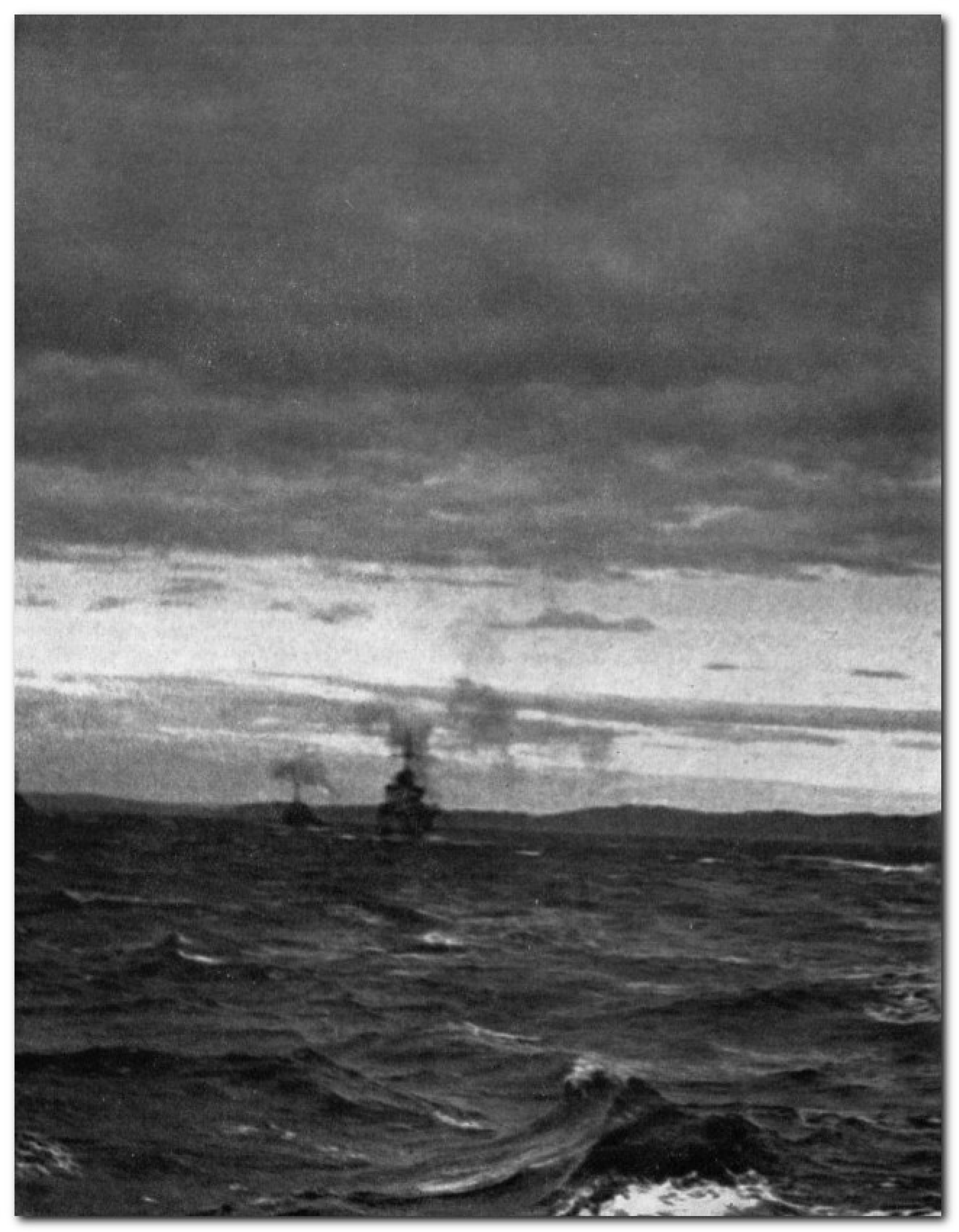
NORWEGEN

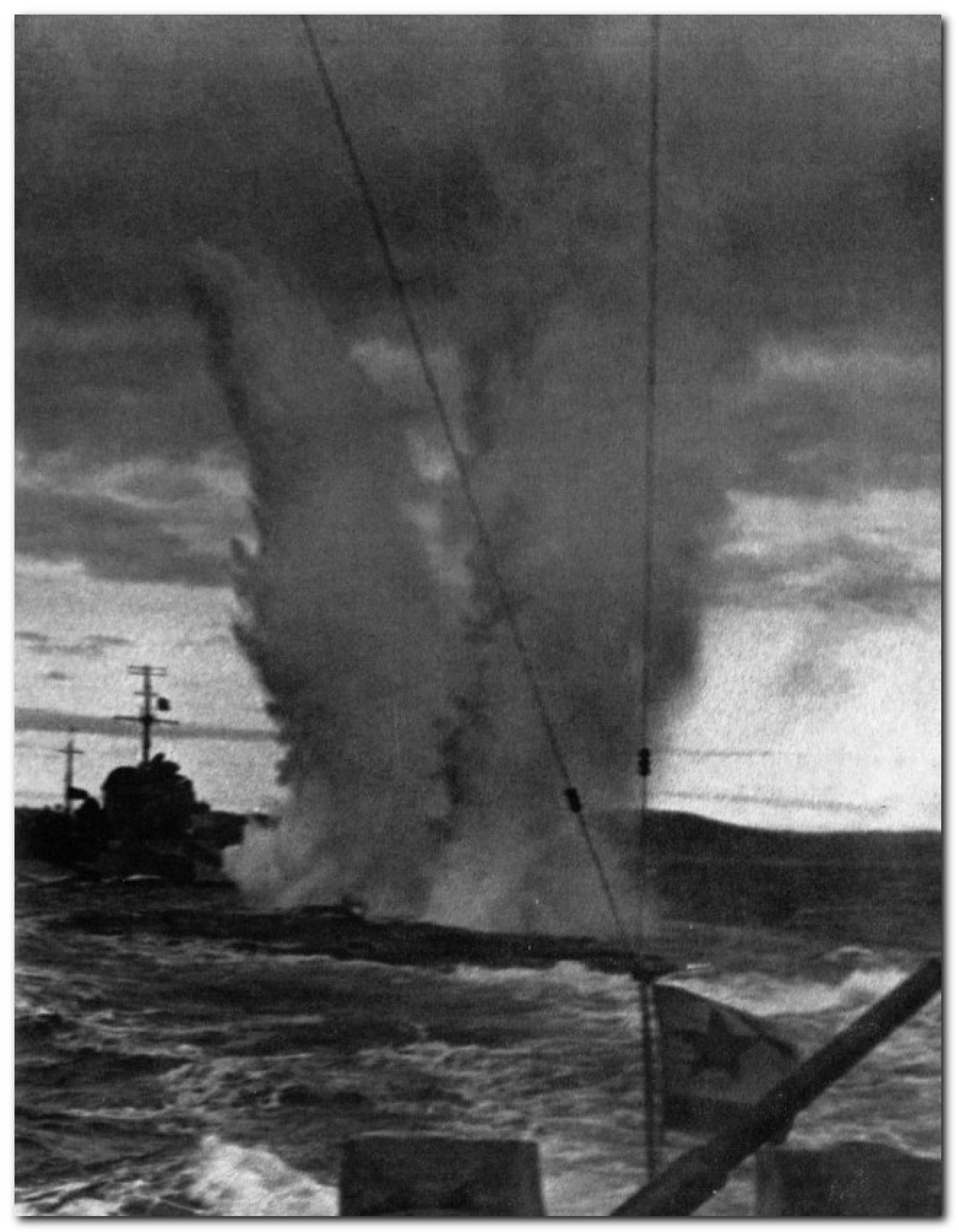


Am 25. Oktober 1944 gingen Einheiten der sowjetischen Streitkräfte am nördlichen Abschnitt der sowjetisch-deutschen Front zu einer breiten Offensive über und befreiten die norwegische Stadt Kirkenes von den faschistischen Okkupanten.

NORGE TAKKER DERE







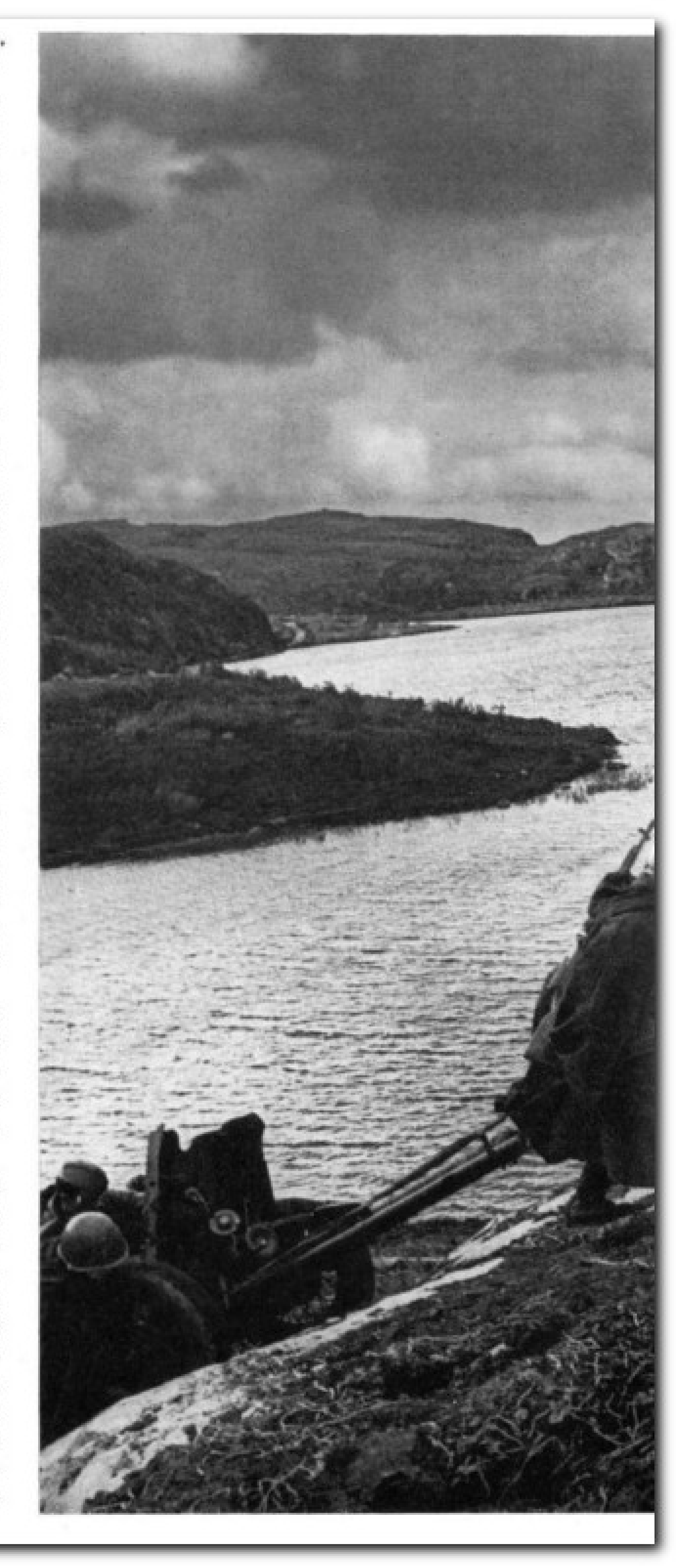
Die Eroberung Norwegens nahm in den Kriegsplänen der deutschen faschistischen Führung einen besonderen Platz ein. Die Hitlerfaschisten rechneten damit, daß die Besetzung dieses Landes ihnen die Möglichkeit bietet, die wirtschaftlichen Ressourcen der skandinavischen Halbinsel auszunutzen und, was die Hauptsache war, dem faschistischen Reich die strategische Flanke zu sichern. Norwegen sollte Stützpunkt für die deutsche Flotte und Luftwaffe werden, wodurch noch ein Aufmarschgebiet für die geplante Aggression gegen die Sowjetunion geschaffen worden wäre.

Am 9. April 1940 drangen deutsch-faschistische Marine- und Luftlandetruppen in Norwegen ein. Die Patrioten Norwegens fanden sich nicht mit der Besetzung ihres Landes durch die Faschisten ab und begannen den Kampf gegen die Eroberer und deren Handlanger. Als Gegenmaßnahme verhängten die Hitlerfaschisten den Ausnahmezustand über das Land, verurteilten die Teilnehmer der Streikbewegung zu Zwangsarbeit und erschossen die Gewerkschaftsführer. Jedoch weder der schreckliche Terror noch die Demagogie der Faschisten, die von der „Blutsverwandtschaft der nordischen Rasse" faselten, konnten die wachsende Widerstandsbewegung aufhalten. Immer neue Schichten der Bevölkerung des Landes beschritten den Weg des Kampfes um die Freiheit.

Im Rahmen der Vorbereitung des Überfalls auf die Sowjetunion benutzte das OKW die nördlichen Gebiete Norwegens wie auch das benachbarte Finnland für die Formierung und Ausbildung der vereinten deutsch-finnischen Armee „Norwegen". Entsprechend des „Barbarossa-Planes" sollte diese Armee die sowjetischen Truppen im Polargebiet schlagen und die Kola-Halbinsel einnehmen.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1941 führte die Rote Armee erbitterte Kämpfe gegen den Feind, der nach Murmansk drängte. Alle Angriffe der Hitlerwehrmacht wurden zurückgeschlagen. Der Gegner erlitt große Verluste und ging ab Oktober zum Stellungskrieg über, der fast drei Jahre dauerte.

Da die Faschisten gezwungen waren, die aktiven Kriegshandlungen der Landstreitkräfte einzustellen, verstärkten sie die Operationen der Flottenverbände. Das OKW, das bedeutende Kräfte seiner Kriegsmarine und der Luftwaffe in den nördlichen Gebieten Norwegens konzentriert hatte, versuchte zwei Jahre lang, um jeden Preis die Seeverbindungswege zwischen der Sowjetunion und den westlichen Alliierten zu unterbrechen. Jedoch ungeachtet der starken Schläge, die der Gegner den Geleitzügen zufügen konnte, wurde die Schiffahrt auf den nördlichen Seewegen im Laufe des ganzen Krieges nicht unterbrochen.





Im Herbst 1944 begann eine neue Kampfetappe im Polargebiet. Finnland war unter den Schlägen der Roten Armee gezwungen, aus dem Krieg auszuscheiden. Das deutsch-faschistische Oberkommando jedoch hielt auch weiterhin seine Truppen in Norwegen und in Nordfinnland. Die Hitlerfaschisten beabsichtigten, weiterhin die Schiffahrt in den nördlichen Meeren zu behindern. Außerdem beuteten sie noch immer die Nickelbergwerke im Gebiet von Petsamo aus, die Rohstoffe für die Rüstungsindustrie lieferten.

Im Oktober 1944 führten die Truppen der Karelischen Front im engen Zusammenwirken mit den Verbänden der Nordmeerflotte die Operation von Petsamo-Kirkenes durch. Die Offensive der sowjetischen Truppen vollzog sich unter den rauhen Bedingungen der Gebirgstundra, die sich mit morastigen Sümpfen und Seen abwechselte. Im Laufe dieser Operation, die am 1. November beendet war, befreite die Rote Armee die zeitweilig besetzten Gebiete in Nordkarelien, im Gebiet Murmansk und im Raum von Petschenga sowie auch die nördlichen Gebiete des befreundeten Norwegens von den deutsch-faschistischen Eroberern. Die Norweger begrüßten die sowjetischen Soldaten und Matrosen wie ihre lang ersehnten Befreier.



In Nordnorwegen

Brennende Vorwerke und Siedlungen in Nordnorwegen, in Brand gesteckt von den deutschen Faschisten. Von den hohen Gipfeln der Felsenketten aus erblicken unsere Soldaten die lodernden Flammen der Brandstätten, die sich auf der glatten Wasseroberfläche der Fjorde widerspiegeln; jeder, der diese Flammen sieht, kennt nur einen Gedanken, ein Ziel — vorwärts!

Man sollte annehmen, die Soldaten wären erschöpft von den Märschen, von den Nächten unter dem Polarstern ohne Lagerfeuer, von den schneidend kalten Winden, von den pausenlosen Kämpfen. Aber mit jedem Tag werden ihre Gesichter immer freudiger, erfaßt die siegreichen Truppen ein noch stärkerer Elan, nimmt ihre Angriffsbereitschaft zu.

In unablässigen Kämpfen stürmten unsere Einheiten von drei Seiten her, aus Nickel, aus Petsamo und aus dem Süden zum Angriff auf Kirkenes vor, Hafen und Industriestadt in Nordnorwegen und gleichzeitig größte Militärbasis und Stützpunkt der deutschen Wehrmacht im Norden.

Auf den Straßen sieht man zerstörte deutsche Fahrzeuge mit einem Edelweiß, dem Symbol der Gebirgsjägerdivisionen. An den Chausseerändern — Masten einer nicht fertiggestellten Drahtseilbahn von Nickel nach Kirkenes. In den Straßengräben liegen tote Faschisten. Aber überall bahnt sich unsere im Polargebiet eingesetzte Infanterie durch den Branddunst ruhig und zuversichtlich den Weg vorwärts. Von Norden her brachen die Panzer mit der Infanterie im Gefolge zum Jarfjord vor. Den Fjord passierten drei Kutter überfüllt mit Deutschen. Die Panzer eröffneten unter dem Kommando des Offiziers Bojartschikow den Kampf gegen die Deutschen, in dessen Verlauf zwei feindliche Kutter versenkt werden konnten. Der Gegner verteidigte diese Strecke mit Hilfe der Küstenbatterien von Kirkenes. Um von der Flanke herankommen zu können, mußten unsere Einheiten den Fjord an einer Stelle von 1700 m Breite überqueren. Hierbei traten die Amphibienfahrzeuge in Aktion. Bald tauchten im Dunkel der nördlichen Herbstnacht zwei norwegische Motorboote auf. Ihre Besatzung, norwegische Fischer, forderte unsere Soldaten durch Gesten auf, an Bord zu kommen. Die Russen konnten nicht Norwegisch und die norwegischen Fischer nicht Russisch, aber



ihre Herzen schlugen im Gleichklang, und deshalb verstanden sie einander ausgezeichnet.

Auf dem kleinen Motorboot „Fram" war der alte Morten Hansen Kapitän, auf dem großen Motorboot „Fisk" — Thurolf Palo, ein noch ganz junger Bursche. Die alten und die jungen Fischer, die einen mit blauen Augen, die anderen mit grauen, arbeiteten ohne Pause die ganze Nacht und den ganzen Tag, sie arbeiteten im Wind, ohne Kopfbedeckung. Am Morgen kam hinter dem Kap noch ein kleines Motorboot hervorgeschossen und trat unverzüglich in Aktion. In unmittelbarer Nähe explodierten Geschosse und Minen, von den Bergen knatterten die schweren MGs der Deutschen über den Fjord, aber die norwegischen Fischer ließen sich nicht davon abbringen, die Rotarmisten überzusetzen. Als ich die beiden Fischer Perl Nielsen und Morten Hansen fragte, ob sie irgend etwas brauchen könnten, antworteten sie wie aus einem Munde:

„Gießen sie Treibstoff auf, damit die Arbeit weitergeht ..."

„Sie haben fast unser ganzes Regiment übergesetzt", sagte mir Hauptmann Artjomow, „prima Kerle!"

Der Feind trat den Rückzug an, und wir passierten das Dorf Tårnes. Die Deutschen hatten den Einwohnern alle Pferde weggetrieben, die meisten Häuser niedergebrannt und das Lager mit den Mehlvorräten für die Bevölkerung in die Luft gesprengt. Das alles erfuhren wir von Oskar Tervonen. Seine Nichte Ragna klagte darüber, daß die Deutschen beim Abzug die Wasserleitung in der Siedlung beschädigt hätten. Gardehauptmann Watolkin, einer der Pioniere, reparierte die Bruchstelle schnell. Die Fischer drückten ihm die Hand und luden ihn zu Gast ein.

Aber der Krieg kennt kein Abwarten, und so marschieren unsere Truppen immer weiter vorwärts; jede Einheit will als erste in Kirkenes einziehen ...

Ein erbitterter Kampf tobt an der Überfahrtsstelle über den Elvenesfjord. Die Deutschen haben alle Brücken gesprengt und die Zugänge vermint. Wieder kommen die Amphibienfahrzeuge. In der Nacht überquerten die Einheiten den Fjord und wurden am Westufer an Land gesetzt. Die Kompanie von Gardehauptmann Reklizki stürmte sofort in Richtung Stadt vor. Sein blitzartiges Manöver wurde von den anderen Kompanien des Bataillons unterstützt. Unter ständigem Feuerregen, von dem das Wasser zu sieden schien, brachten die Amphibien einige Tausend Mann ans andere Ufer.

Die Stadt brennt. Die Papierfabrik, die Konservenfabrik, die Schulen, das Stadtbad, das Krankenhaus stehen in Flammen. Von ganzen Stadtvierteln blieben nur zerstörte Öfen und Schornsteine übrig.

Noch immer schossen deutsche MPi-Schützen aus dem Hinterhalt, wenn sich Jungen und Mädchen in Zivil und mit Rotkreuzbinden am Ärmel auf der Straße blicken ließen. Sie begannen unsere Verwundeten zu verbinden. Eine Stunde später begegnete ich zweien von ihnen — Harald Stautner und Odd Antonsen. Sie führten uns in einen Luftschutzkeller. Nachdem wir durch Katakomben gegangen waren, kamen wir in einen gemütlichen Raum. Hier hielten sich etwa 20 Jungen und Mädchen auf.

„Wir haben uns hier während der Kämpfe verborgen und haben auf die Russen gewartet. Wir haben beschlossen, euch Unterstützung zu leisten", sagt Harald Stautner.

„Und wo sind die übrigen Einwohner von Kirkenes?"

„Sie haben sich in dem großen Tunnel in den Bergen versteckt. Es sind einige Tausend Menschen. Sie haben Angst vor den Deutschen", sagt Odd Antonsen, „jetzt werden sie wieder herauskommen."

Wir haben die Katakomben verlassen und treten wieder ans Tageslicht. Geschosse explodieren — die deutsche Artillerie ist immer noch nicht verstummt.

„Sie haben die ganze Stadt niedergebrannt", bemerkt Harald.

Die Jungen und Mädchen wollen unbedingt neben unseren Panzern fotografiert werden. Zwei Frauen in Kopftüchern kommen auch auf die Panzer zu. Sie sprechen Russisch. Die Deutschen hatten sie hierher verschleppt und in ein Konzentrationslager gebracht. Insgesamt befanden sich 70 Menschen in diesem Lager.

„Die Deutschen wollten alle abtransportieren, aber außer 11 Personen konnten alle anderen fliehen und sich im Bunker verstecken. Wir haben auf euch gewartet, bis ihr nun endlich gekommen seid. Aber die Kriegsgefangenen haben es nicht mehr geschafft. Sie wurden ins Innere des Landes verschickt."

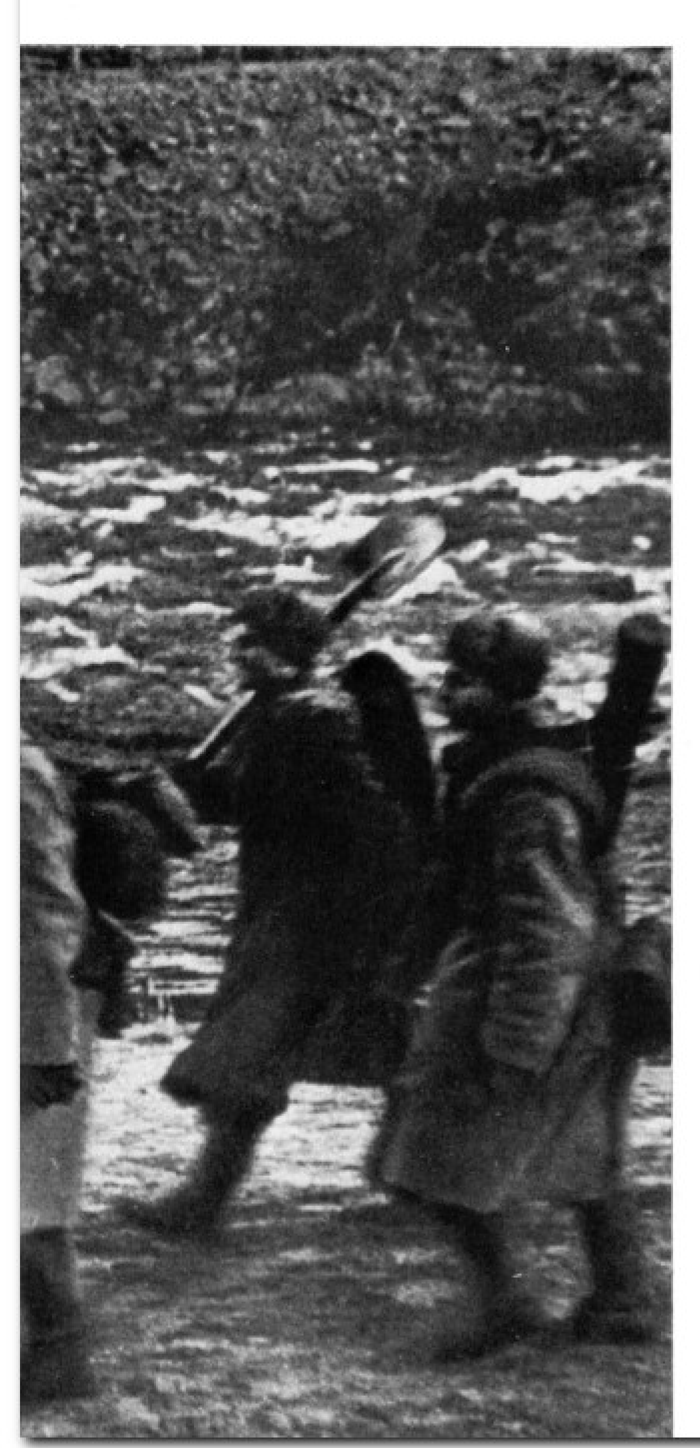
„Wir werden auch sie befreien. Wir wissen unsere Interessen zu wahren, und wenn es am Ende der Welt ist", beschwichtigt sie der Pionier Lipatow. Kein Berg ist uns zu hoch, kein Fluß zu breit ..."

Plötzlich werden die Gespräche eingestellt. Alle lauschen dem fernen Donnern der Bombenangriffe. Es sind unsere Flieger, die die deutschen Truppen auf ihrem Rückzugswege vernichtend schlagen.

Gennadi Fisch




NORGE
SUOMI
RAJA
GRENZE



An der Kreuzung, neben der gepanzerten Decke einer gesprengten deutschen ständigen Feueranlage, kommt ein sehniger Alter mit blitzenden Augen, der eine hohe Pelzmütze auf dem Kopf trägt, an mich heran. Er bleibt am Schwimmwagen stehen, an dem sich schon eine große Menge norwegischer Jungen versammelt hat.

„Wir sind dem russischen Volk dankbar", erklärt mir der Alte unter allgemeiner Zustimmung.

„Und wir haben das norwegische Volk gern", gebe ich zur Antwort. „Denn es ist das Volk von Fridtjof Nansen, Roald Amundsen, Edvard Grieg, Henrik Ibsen ..."

Bei jedem der von mir aufgezählten Namen schauen sich alle um und lächeln zufrieden. Der alte Mann ist der von allen verehrte Thurolf Mörk, ein Alteingesessener aus Kirkenes. Er antwortet kurz und bündig.

„Lew Tolstoi", sagt er, und alle begleiten ihn mit zustimmenden Blicken. Mörk fährt fort:

„Fjodor Dostojewski", und wieder allgemeiner Beifall. Für einen Augenblick hält Thurolf Mörk inne, als ob er den Faden verloren hätte, da flüstert ihm unser Kraftfahrer zu:

„Maxim Gorki."

„Maxim Gorki, ja", greift der Alte erfreut auf und ergänzt ein wenig schulmeisterlich, „aber sein wirklicher Name lautet Peschkow."

Auch das ist ihm bekannt. Die Zustimmung wird immer lauter. Plötzlich ruft ein Bursche von siebzehn Jahren mit zerzaustem Flachshaar, der sich vorher stark für den Mechanismus des Schwimmwagens interessiert hat, aus: „Melnikow!" Dabei schaut er sich triumphierend um. Wieder zustimmende Rufe. Der junge Bursche ahmt anschaulich die Bewegungen eines Schlittschuhläufers nach, so daß ich sofort begreife, von wem die Rede ist, nämlich von unserem bekannten Schlittschuhläufer. Beim Abschied stellt der Junge die Frage:

„Kann man als Freiwilliger zur russischen Marine gehen, um die Deutschen zu schlagen?"

* * *

Ein kleines wohnliches Häuschen in einem Birkenhain am Ufer des Fjordes. Nach 200 km waldloser,

morastiger und felsiger Tundra ist der Anblick dieser Birken, die an die Heimat erinnern, so angenehm. Im Halbdunkel des frühen Herbstabends spiegelt das tiefe Wasser des Fjordes das flackernde Licht Dutzender Lagerfeuer wider. In dem Wäldchen hat ein Bataillon das Nachtlager aufgeschlagen. Wir gehen ins Haus und wollen uns mit der Hausherrin Frau Walen unterhalten. Zwei Wochen vor unserem Eintreffen war ihr Mann, ein hier bekannter Jurist, von der Gestapo verhaftet worden. Als Geisel wurde er entweder nach Tromsö oder Trondheim gebracht.

„Sie haben ihn der Verbindung zur norwegischen Regierung in England verdächtigt. Er hatte schon im vergangenen Jahr einige Monate dafür im Gefängnis gesessen, daß er flüchtige russische Kriegsgefangene hier übernachten ließ", erzählt Frau Walen und fügt traurig hinzu: „Ich fürchte nur, daß ich schon Witwe bin."

Ein alter Mann, der die glühende Kohle im Kamin schürt, wendet sich plötzlich zu mir und fängt an langsam zu sprechen, einhaltend und nach passenden Worten suchend. „Eine Woche, bevor die Russen in Kirkenes eintrafen, war ein Quisling-Minister gekommen. Er sagte, die Stadt werde bis auf die Grundmauern abgebrannt, und forderte alle Einwohner auf, mit den Deutschen fortzugehen. Allerdings ging niemand von uns mit", berichtet der alte Mann voller Stolz. „Meine Frau und ich sind hierher gekommen, an den Fjord, zu Frau Walen. Ihr Mann ist mein Freund. Jedoch der größte Teil der Bevölkerung hat sich im Tunnel versteckt, das ist 8 Kilometer von der Stadt entfernt."

Ich habe diese Menschen im Tunnel gesehen. Ich habe gesehen, wie einer nach dem anderen aus seinem Unterschlupf herauskam, wie die Leute mit ihren Kindern, ihren Habseligkeiten die Straße entlangzogen.

Die Deutschen und der Quisling-Minister haben ihr Wort gehalten. Sie haben Kirkenes zerstört. Wie durch ein Wunder blieben einige Häuschen dieses malerischen, fröhlichen nördlichen Städtchens erhalten. Alle übrigen Häuser sind abgebrannt, die Boote sind durchlöchert. Vor Beginn des Polarwinters haben die Hitlerfaschisten die Bevölkerung dieser Stadt obdachlos gemacht, ihre gesamte Kleidung verbrannt und mit der Vernichtung der Boote die Fischer ihrer Existenzgrundlage beraubt.

„Die Deutschen, diese verfluchten deutschen Faschisten, haben all das angerichtet", klagt Harald Waldberg, ein großer kahlköpfiger Mann in einer Uniform, die an die englische Marineuniform erinnert. Es ist der Brandmeister der Stadt Kirkenes. Am Häuschen des Kommandanten, an dem wir uns beide unterhalten, steht ein rotes Feuerwehrauto.

„Brandmeister, warum haben Sie denn die Brände nicht gelöscht?" frage ich ihn.

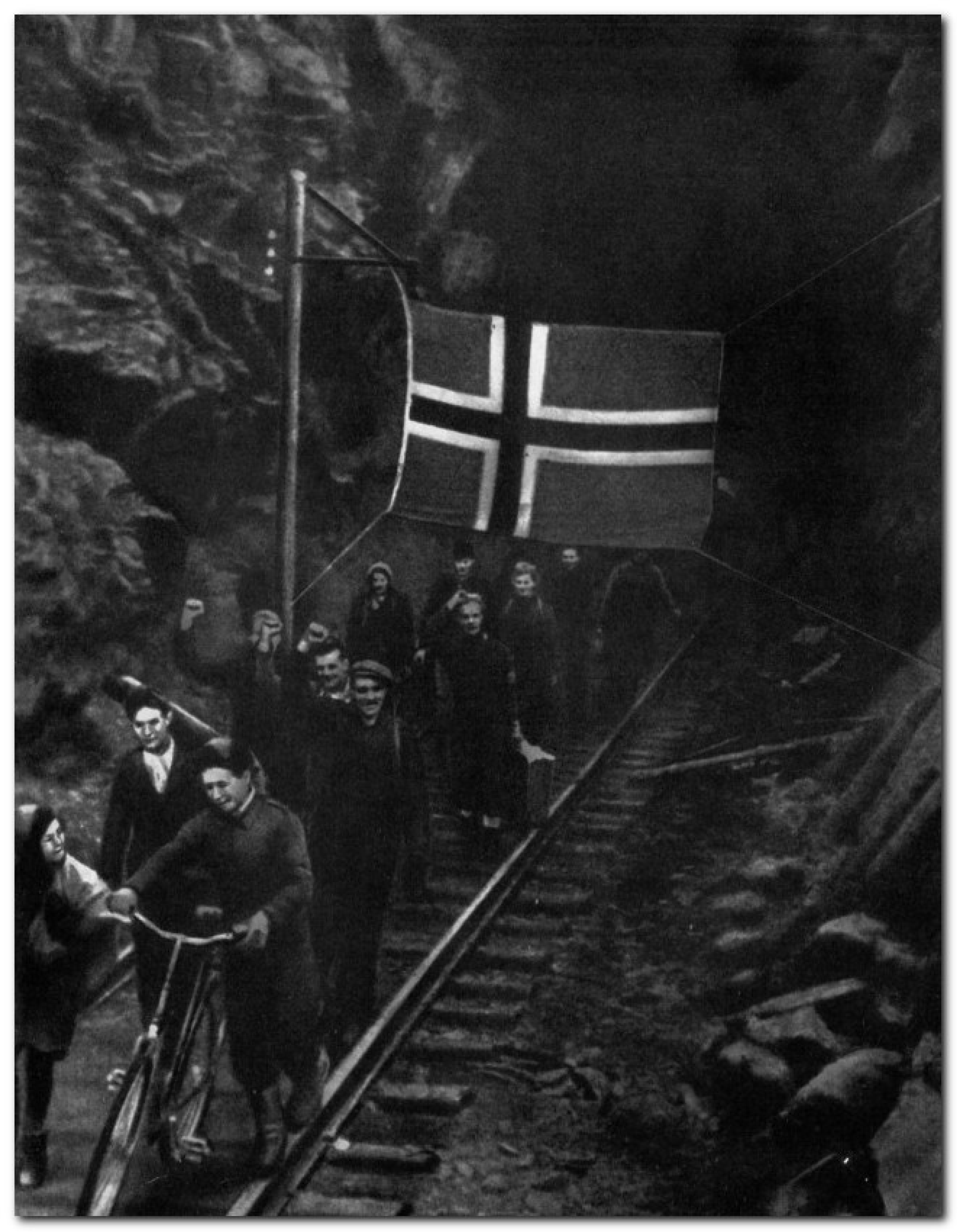
„Wir haben versucht, zu löschen", antwortet Waldberg lebhaft, „aber deutsche Soldatenkommandos haben gegen jeden die Waffe erhoben, der löschen wollte."

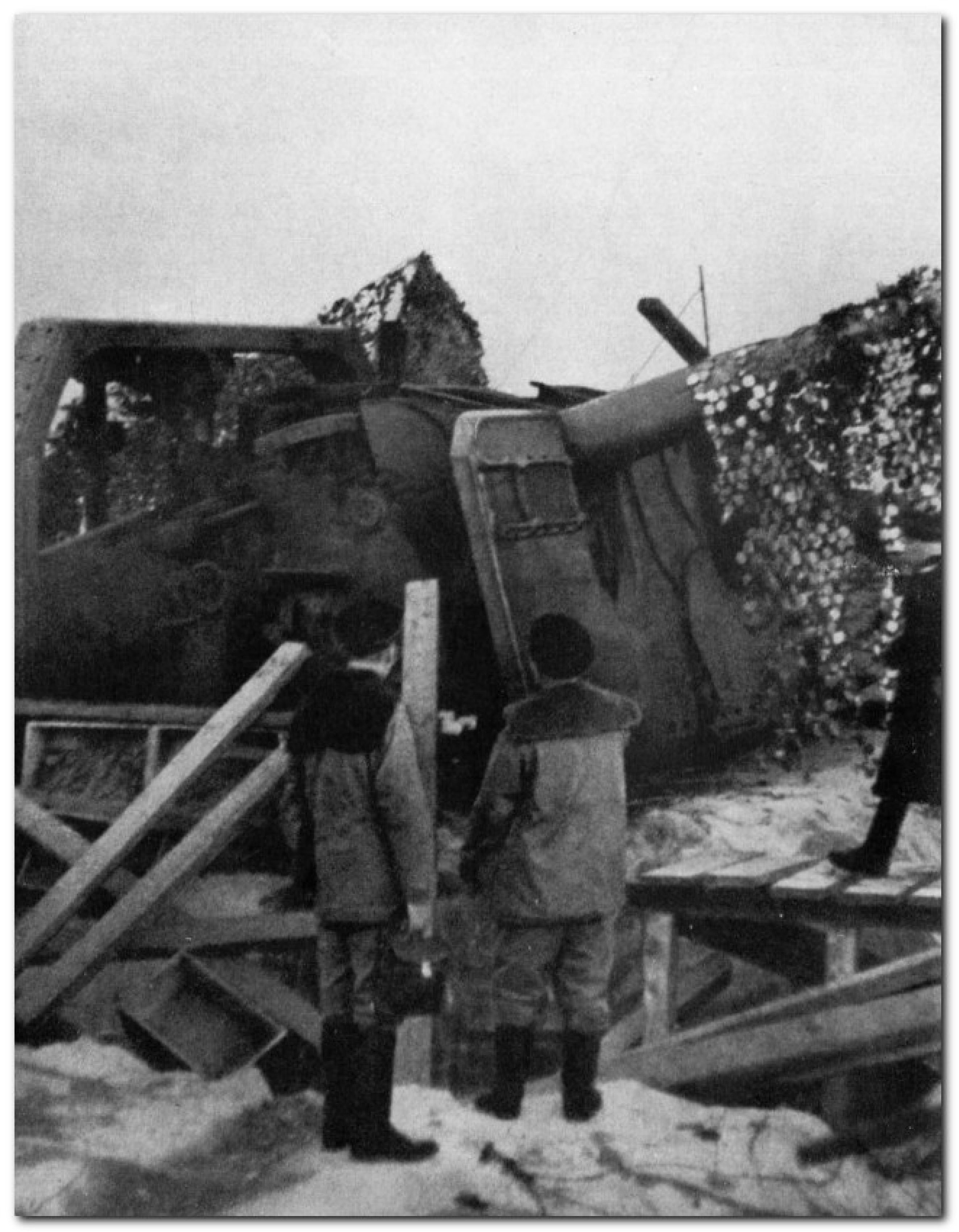
* * *

Wir nehmen Abschied von der traurigen Frau Walen und gehen wieder ins Freie zu den Lagerfeuern im Birkenhain.

„Ja, feine Menschen", bemerkt ein Matrose, der das Lagerfeuer wieder herrichtet, und weist dabei mit einem Kopfnicken auf das im Fjord liegende Motorboot „Fejlan". Von dort erklingt ein Lied, das irgendwie merkwürdig entstellt, aber von Kindheit an bekannt ist. Die vier Brüder Must sind es, die „Stenka Rasin" norwegisch singen. Während der Kämpfe am Fjord hatte Jon Must ein Bataillon Marineinfanterie über einen auf keiner Karte eingetragenen Weg in den Rücken der Deutschen geleitet. Die anderen Brüder haben in ihrem Boot unsere Leute gefahren, die den Fjordeingang nach Minenfeldern absuchten. Jetzt singen sie voller Begeisterung „Stenka Rasin", und die Klänge dieses Liedes werden über das stille Wasser des tiefen Fjordes, über die Uferfelsen hinweg getragen.

Gennadi Fisch



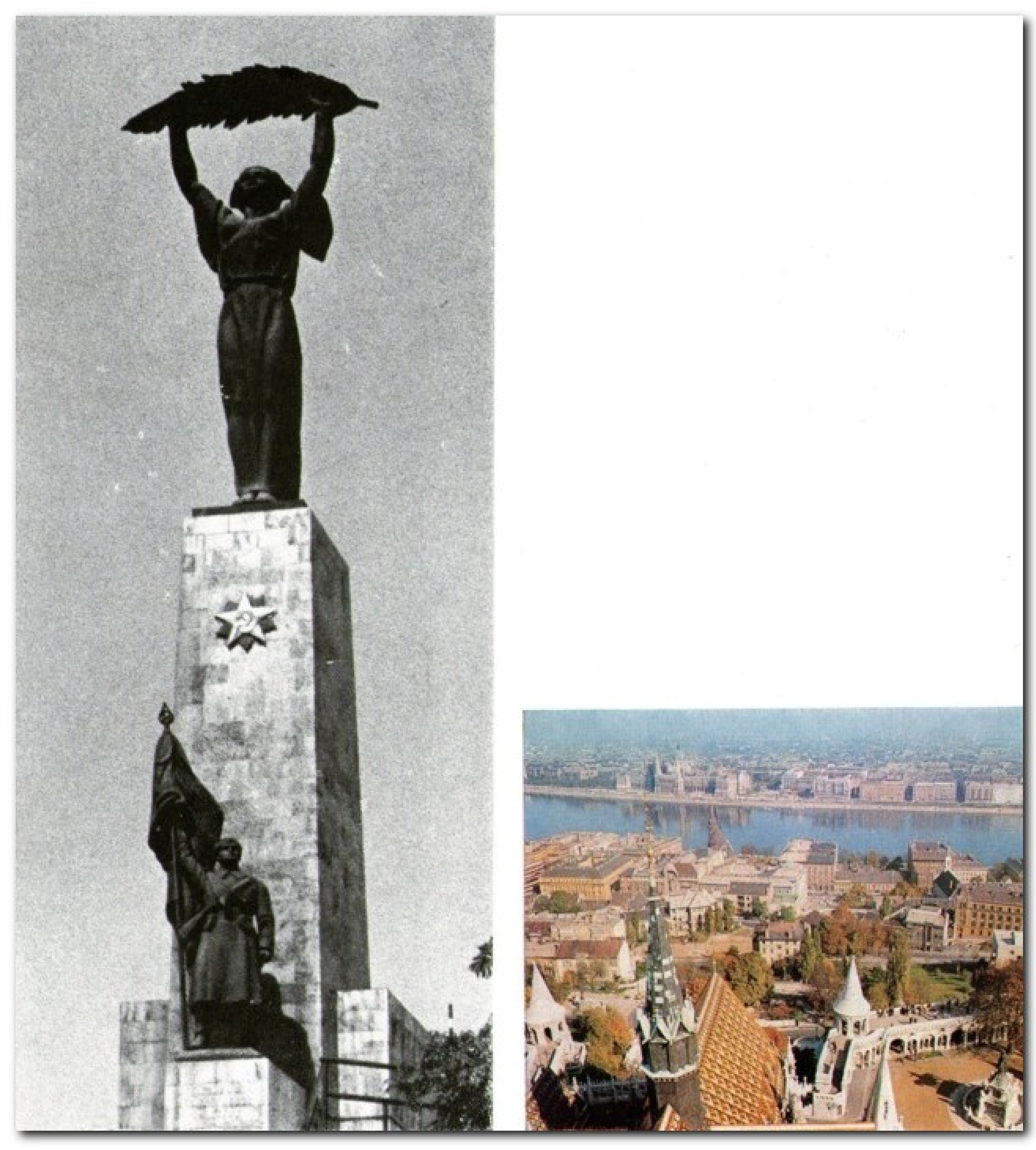




UNGARN



Am 4. April 1945 befreiten sowjetische Truppen Ungarn von den faschistischen Eroberern. Der 4. April ist der ungarische Nationalfeiertag.







In den Vorkriegsjahren zogen die reaktionären regierenden Kreise Ungarns unter dem Druck Hitlerdeutschlands ihr Land ganz allmählich in den aggressiven faschistischen Block hinein und brachten es auf den Weg des Kriegsabenteuers. Die Führung Hitlerdeutschlands schürte auf jede erdenkliche Weise die Raubgier der ungarischen Reaktionäre. Als Lohn für seinen reaktionären Kurs wurde Ungarn u. a. an der Aufteilung der Tschechoslowakei beteiligt, erhielt es aus den Händen der Eroberer einen Teil der Slowakei sowie einige Gebiete der ukrainischen Westkarpaten.

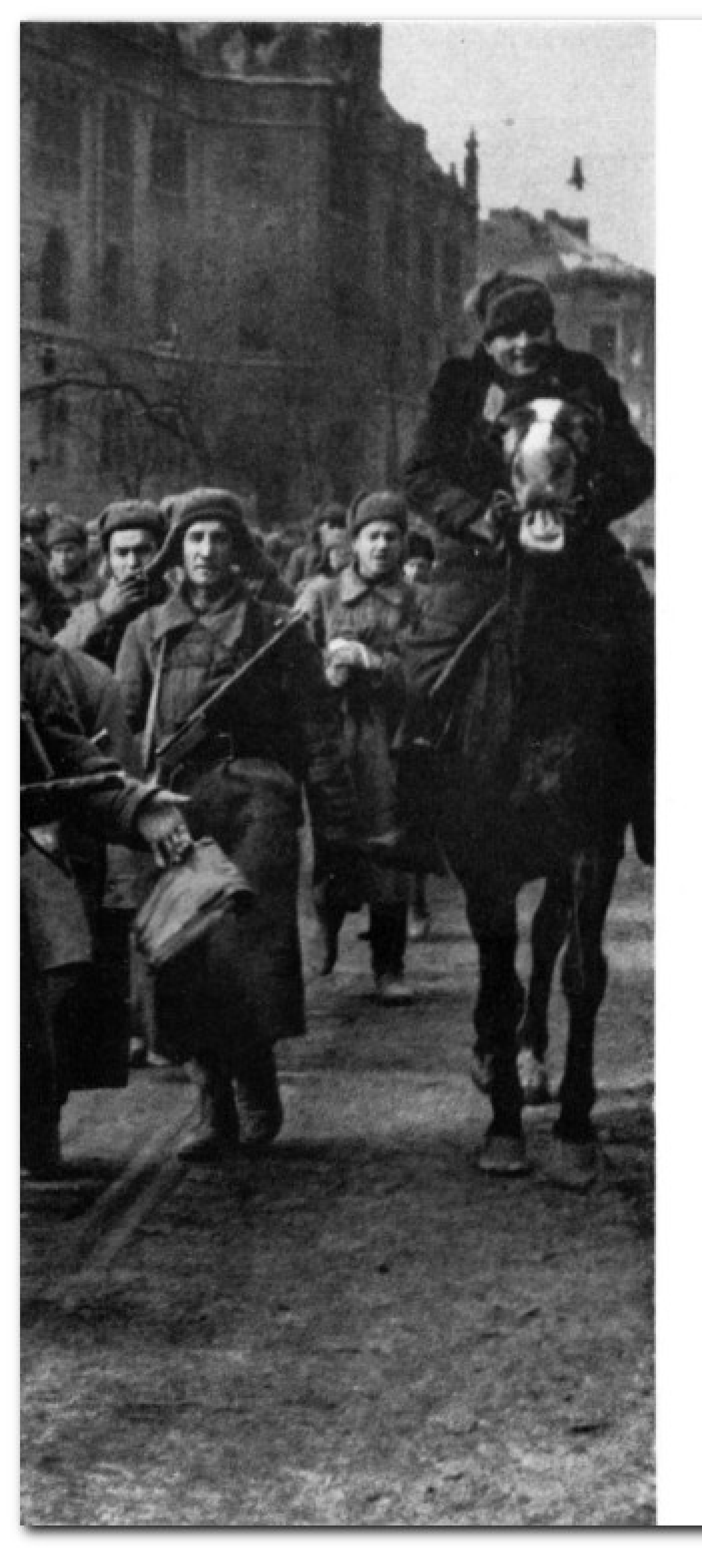
Nachdem sich Horthy-Ungarn in einen Satelliten Hitlerdeutschlands verwandelt hatte, beteiligte es sich im April 1941 am Überfall auf Jugoslawien und fiel im Juni 1941 zusammen mit der Hitlerwehrmacht heimtückisch in die Sowjetunion ein. Im Laufe des Krieges vergrößerte sich unablässig die Anzahl der ungarischen Truppen an der deutsch-sowjetischen Front, so daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 15—27 ungarische Verbände gegen die Rote Armee kämpften.

Die Allianz mit Hitlerdeutschland und der Krieg gegen die UdSSR fand unter breiten Schichten des ungarischen Volkes niemals Zustimmung. Die Unzufriedenheit der Massen mit der Politik der reaktionären Regierung Ungarns und ihrer deutsch-faschistischen Herren wuchs noch mehr nach der vernichtenden Niederlage der ungarischen Truppen im Jahre 1943. Im Lande breitete sich Antikriegsstimmung aus, wuchs die Zahl der Streiks, verstärkte sich die Tätigkeit der illegalen Gruppen. In der entstandenen Lage unternahmen die herrschenden Kreise Ungarns geheime Versuche, Kontakte mit London und Washington herzustellen. Nachdem die faschistische Führung Deutschlands davon erfuhr, beschloß sie, das Territorium ihres Verbündeten zu besetzen. Die Häuptlinge Hitlerdeutschlands dachten nicht im entferntesten daran, Ungarn den Austritt aus dem Krieg zu gestatten. Sie wollten auch zukünftig alle Reichtümer aus dem Lande herauspumpen und die ungarischen Militäreinheiten als Kanonenfutter gebrauchen. Außerdem deckte Ungarn von Süden her die Zugänge zur Tschechoslowakei, zu Österreich und Deutschland.

Am 19. März 1944 drangen 8 deutsche Divisionen in das Land ein, ohne auf Widerstand der ungarischen Armee zu stoßen. Nachdem die Hitlerfaschisten Ungarn besetzt hatten, setzten sie eine Regierung ein, die ihnen höriger war als die frühere, und stellten die ungarische Armee vollends unter ihre Kontrolle.

Die sowjetischen Streitkräfte überschritten im Laufe ihres Befreiungsfeldzuges auf dem Balkan am 24. September die ungarische Grenze. Der Kampf





um die Befreiung Ungarns von den faschistischen Okkupanten dauerte sieben Monate oder, genauer gesagt, 213 Tage. Über 140 000 Soldaten und Offiziere der Roten Armee ließen in diesen Kämpfen ihr Leben.

Die werktätige Bevölkerung des Landes erwies den sowjetischen Truppen während der Kampfhandlungen große Hilfe. Die Ungarische Kommunistische Partei aktivierte ihre Tätigkeit. In der Schlacht um Budapest kämpfte zusammen mit den Sowjetsoldaten voller Heldenmut das ungarische Freiwilligenregiment. Diese Schlacht auf den Zugängen nach Budapest und in der Stadt selbst war äußerst hart. Am 13. Februar 1945, nach 49 Tagen des Blutvergießens, war die Hauptstadt Ungarns endgültig befreit.

Noch vor der Befreiung der Hauptstadt von den Faschisten, am 28. Dezember 1944, wurde auf Initiative patriotischer Kräfte die Provisorische Nationale Regierung Ungarns gebildet. Diese Regierung löste das Bündnis mit Deutschland und erklärte ihm den Krieg. Somit hatte Hitlerdeutschland seinen letzten Bündnispartner in Europa verloren; der faschistische Block zerfiel endgültig.

Aus dem Budapester Tagebuch

Die ganze Nacht hindurch dröhnten über Budapest die Transportflugzeuge der Deutschen. Mächtige Flakscheinwerfer kreuzten ihre grell aufleuchtenden Strahlen wie Klingen. Fliegerabwehrkanonen und Vierlings-MG gaben Feuerstöße von Leuchtspurgeschossen und Leuchtspurgranaten ab. Über Pest einkurvend, überflogen die Deutschen die Donau, um ihre aus Nahrungsmitteln und Munition bestehende Last für ihre Soldaten abzuwerfen, die in Buda eingeschlossen waren. Aus Furcht vor dem Flakfeuer flogen sie zu hoch. Der Nebel erschwerte die Orientierung, so daß die Fallschirme meist in der Donau landeten bzw. auf die Uferstraßen und Straßen von Pest fielen, wo sie von unseren Soldaten aufgehoben wurden.

Das Feuergefecht dauerte die ganze Nacht.

Die Deutschen saßen im historischen Aquincum, das von den Römern im 2. Jahrhundert v. u. Z. zum Schutz der Donauküste vor den Einfällen der germanischen Barbarenstämme erbaut worden war. Das Aquincum, die durch Ausgrabungen ans Tageslicht gebrachten Ruinen der römischen Festung und einer vorgeschichtlichen Siedlung, die weite Fläche, wo im Laufe von fast 150 Jahren türkische Befestigungsanlagen standen, der alte Königspalast und die österreichische Zitadelle, erbaut nach den denkwürdigen Ereignissen von 1848/1849 — all das hatten die Deutschen zu ihren Verteidigungsforts ausgebaut. Von hier aus nahmen sie ununterbrochen das befreite Pest, seine Plätze, Parks, Prospekte und Gassen unter Beschuß.

Die Uferstraßen der Donau stehen Tag und Nacht im MG-Feuer, die gesprengten Brücken ragen aus dem halb zugefrorenen Fluß hervor, einzelne Brückenbögen sind zerstört, und die ganze Stadt wirkt dadurch wie ein riesenhaftes Wesen, dem das Rückgrat gebrochen ist... Aber Pest lebt, und das Leben in der Stadt pulsiert Tag und Nacht. Auf den Straßen fahren unsere Soldaten, die sich während des dramatischen Geschehens beim Sturm auf die ungarische Hauptstadt weiteren Ruhm erworben haben.

Die Leute aus Stalingrad, Poltawa und Kirowograd, die auf eine reiche Erfahrung zurückblicken können, in zahlreichen Stürmen und Märschen von Tausenden Kilometern gesammelt, beschützen heute das Leben und die Existenz dieser Großstadt, die einem







sinnlosen Beschuß von seiten der Deutschen ausgesetzt ist, da die Deutschen mit ihrer Artillerie all das zerstören, was sie vor ihrem Rückzug nicht mehr sprengen konnten.

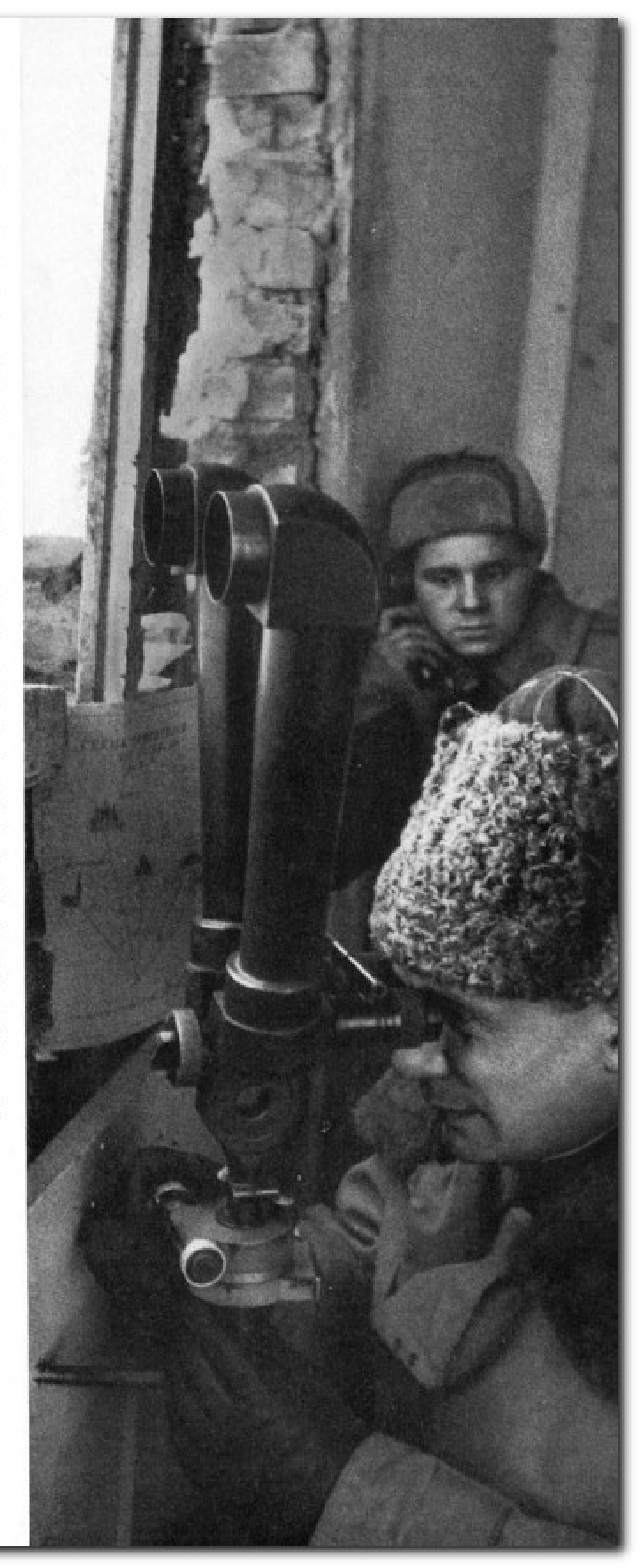
Wir haben die Stadt eingenommen, aber ihre Häuser und Kirchen, Museen und Denkmäler, Theater, Bahnhöfe und Brücken geschont. Unsere Truppen hatten die Stadt in Abschnitte eingeteilt, um so die Deutschen daran zu hindern, jene Stadtteile zu zerstören, in denen gekämpft wurde. Wir haben die öffentlichen Gebäude entmint, die eigentlich gesprengt werden sollten, denn die Deutschen hatten in ihnen Minen mit Zeitzündern gelegt.

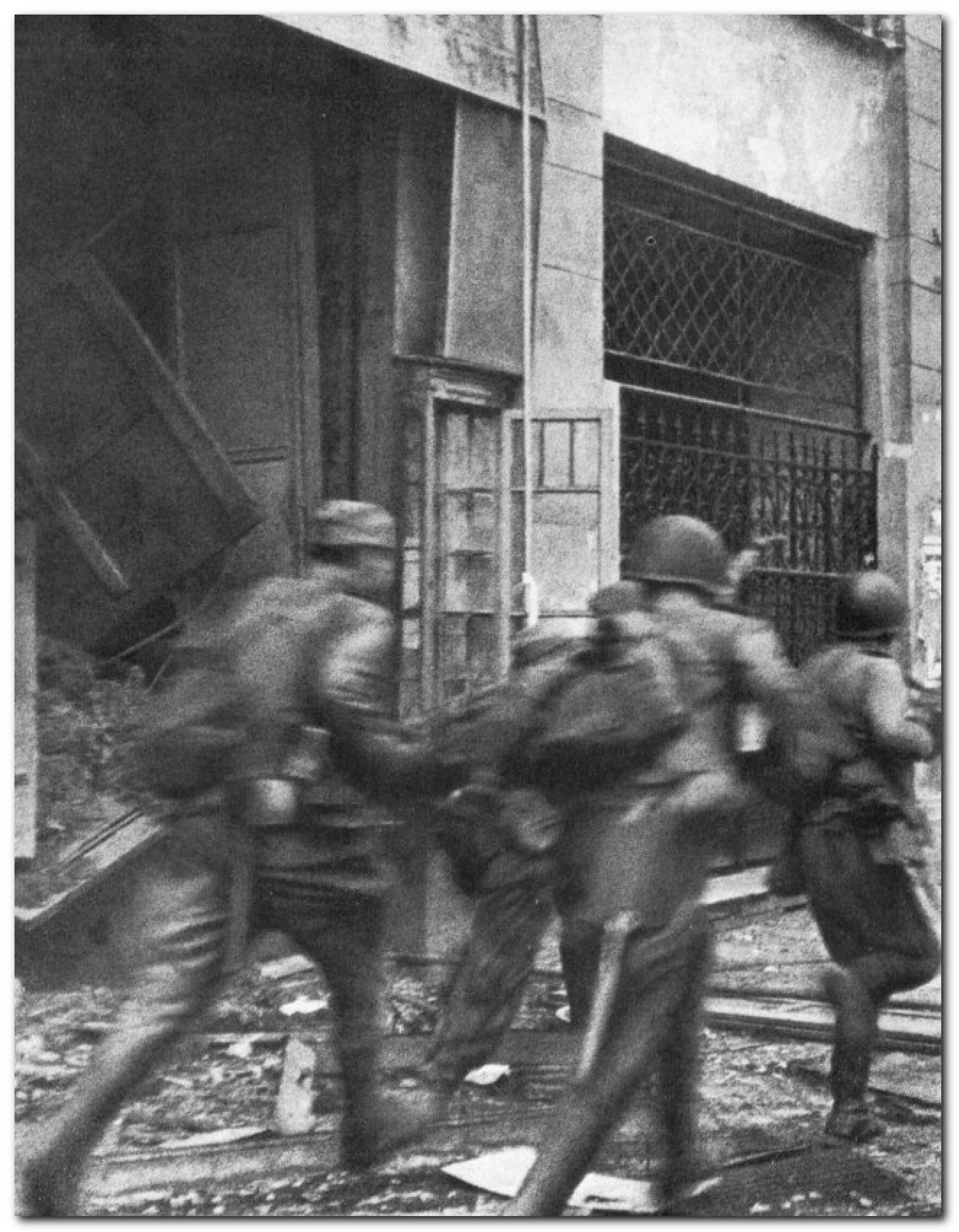
Wir haben die Stadt und ihre Einwohner auch dann geschont, als die Deutschen und die ihnen hörigen Lakaien, die Anhänger von Szálas, das Ultimatum über die Kapitulation abgelehnt und unsere Parlamentäre heimtückisch ermordet hatten.

Die Deutschen in ihrer blinden ohnmächtigen Wut ließen nichts verschont und kannten kein Mitleid, sie zweifelten nicht an ihrem Untergang und wollten mit sich die Welt in den Abgrund stürzen.

Aber Pest lebt. Die Uferstraßen und Inseln leben ein besonderes Leben — dort ist die Front, dort wird zäh gekämpft, und standhafte Menschen, die heldenmütigen Sowjetsoldaten, die weder Furcht noch Müdigkeit kennen, tun besonnen ihre großartige Sache. Durch die nächtlichen Straßen, entlang an dunklen Häusern, fahren LKWs mit Munition und Feldküchen mit heißem Essen, die mit Hilfe von Hinweisschildern und von Regulierungsposten geleitet werden. In geländegängigen Fahrzeugen eilen Nachrichtenoffiziere zu den an der Donau gelegenen Gassen, Geschosse explodieren ganz nah, aber die Fahrzeuge umfahren die frischen Trichter und setzen ihren Weg ohne anzuhalten fort. Der Kampf wartet nicht, Buda, der höher gelegene Teil der Stadt, muß befreit werden. Was die Deutschen auch unternehmen, Buda wird befreit!

Leonid Perwomaiski









Im befreiten Budapest

Gestern donnerte in Moskau anläßlich der Einnahme von Budapest ein Ehrensalut über der Stadt. Am frühen Morgen des heutigen Tages fuhren wir diese herrliche Stadt ab, deren Einnahme so schwere Kämpfe gekostet hatte. Der am linken Donauufer gelegene Stadtteil Pest ist uns eigentlich schon bekannt, diese Stadthälfte haben wir sozusagen schon zur Genüge kennengelernt. Aber es war uns nicht gelungen, die Stadt durch Umgehungsmanöver zu stürmen. Deshalb mußte der Gegner in schweren Straßenkämpfen „aufgerieben" werden.

Ausgehend von der strategischen Lage der Stadt hier in Mitteleuropa und eingedenk dessen, daß die Einnahme von Budapest unseren Truppen den Weg in die Donauniederung, nach Mitteleuropa, eröffnete, klammerten sich die Hitlerfaschisten krampfhaft an diese Stadt, weder Menschen noch Technik schonend, und kämpften verzweifelt nicht nur um jedes Stadtviertel und jede Straße, sondern zeitweilig sogar um jedes Haus. Was bedeutete ihnen das Schicksal einer fremden Stadt? …

Überhaupt ist der Krieg in Ungarn, das ja im wesentlichen Flachland ist, ungewöhnlich schwer verlaufen. In den letzten Monaten sind die ungarischen Namen aus den Berichten des Sowinformbüros nicht mehr wegzudenken gewesen. Den Balaton kennt jetzt bei uns jeder, der die Zeitung liest, und wir alle haben, wenn auch nicht ohne Mühe, gelernt, den Namen der Stadt Székesfehérvár richtig auszusprechen, der uns Russen in den ersten Tagen überhaupt nicht über die Zunge wollte. Diese Stadt war vom Gegner in der Ungarischen Tiefebene in einen zentralen Widerstandsknoten verwandelt worden. Die Kämpfe ringsum waren so ungewöhnlich schwer, daß wir uns diesen Ortsnamen fest eingeprägt haben.

Was die herrliche Stadt Budapest betrifft, die in den Operetten von Kálmán nicht ohne Grund Donauperle genannt wird, so hat die Stadt viel gelitten. Zum Kommissar der Kommandantur von Budapest war Oberst Alexander Susmanowitsch ernannt worden, ein guter alter Freund von mir, den ich noch von

anderen Fronten her kannte. Er war ein hochgebildeter Mann, der alle Dialekte der deutschen Sprache verstand. Budapest lernte er sozusagen nach und nach kennen, je nachdem, wie weit die Befreiung der Stadt vorangeschritten war. An dem Tage, als im höher gelegenen Stadtteil, genannt Buda, der letzte Widerstand gebrochen war und in Moskau der Ehrensalut ertönte, kannte er bereits die wichtigsten kulturellen Einrichtungen der Stadt und leitete entsprechend den vorhandenen Möglichkeiten deren strengste Absicherung in die Wege.

Und jetzt fahren wir auf seinem hochbeinigen Geländefahrzeug, das bei den Truppen unter dem Namen „Ziegenbock" bekannt ist, die befreite Stadt ab. Überall sieht man Spuren erbitterter Kämpfe. Brandstätten, Ruinen, erhalten gebliebene Häuser schauen aus zerstörten Fenstern hohläugig auf die Straße. Verschiedenerorts wird der Weg durch Barrikaden aus umgestürzten Autobussen, abgesägten Telegraphenmasten oder einfach durch Möbelstücke behindert. Berge frischer, noch nicht von Grünspan überzogener Patronen, strohgelbe Geschoßhülsen von Panzerfäusten, Berge von Geschossen. Zerschossene, wie von Blattern übersäte Mauern. Ja, der Kampf ist heftig und heiß gewesen.

Die herrliche Donau, die in Wirklichkeit überhaupt nicht blau ist, sondern graubraun, fließt nach wie vor in ihrem Bett, dessen Ufer von Schützengräben durch-



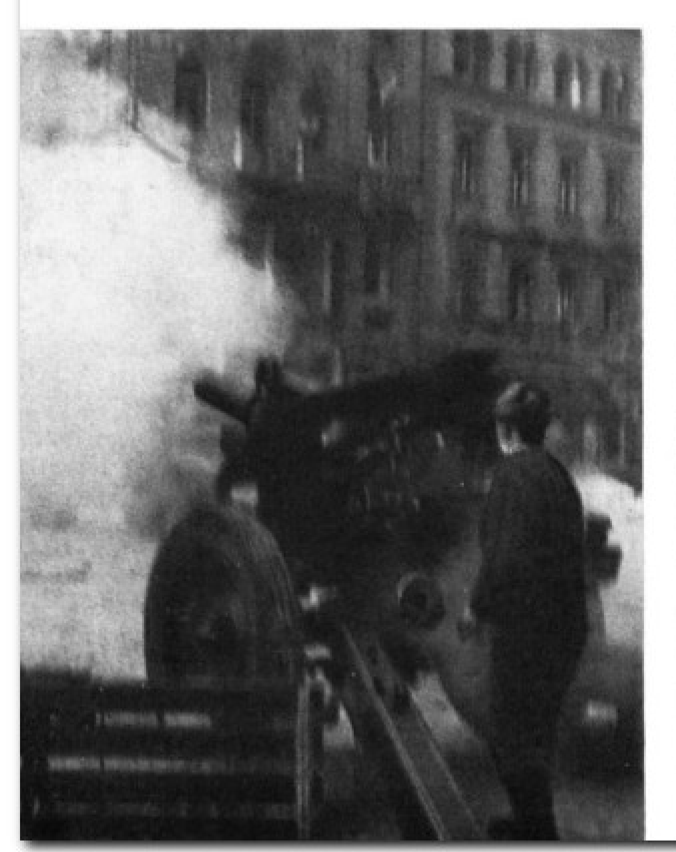
furcht und von Bombentrichtern zerwühlt sind, und obwohl das zarte Filigran des Parlamentsgebäudes, das sich am linken Donauufer erhebt, durch die Kanonade stark in Mitleidenschaft gezogen worden ist, und der altehrwürdige ungarische Königspalast immer noch schwelt, singen die Vögel im Grün der Gärten und, um mit den Worten Puschkins zu sprechen, erstrahlt die unberührte Natur in ihrer ewigen Schönheit ...

Susmanowitsch hat keine Zeit, er ist sehr beschäftigt. Deshalb sind wir gezwungen, unseren Ausflug durch die gerade erst befreite Stadt Budapest zu unterbrechen und in die Kommandantur zurückzukehren. Hier, in dem nicht sehr großen Gebäude, das bis zum Bersten voll ist von verschiedenen Militär- und Zivilpersonen, habe ich Gelegenheit, mich noch einmal davon zu überzeugen, wie klein jetzt im vierten Kriegsjahr unsere Erde geworden ist. Auf mich kommt ein hochgewachsener, dunkelhäutiger, mir irgendwie sehr bekannter Offizier zu. Der riesenhafte Mensch scheint mit Müh und Not in eine ihm zu knappe Uniform eingezwängt. Einen Augenblick lang schauen wir uns verwundert an.

„Béla, bist du's?"

„Boris, woher kommst du?"

Nun, das ist der bekannte ungarische Schriftsteller Béla Illés, der Autor des bei uns weit bekannten Romans „Brennende Theiß". Zum letzten Mal hatten



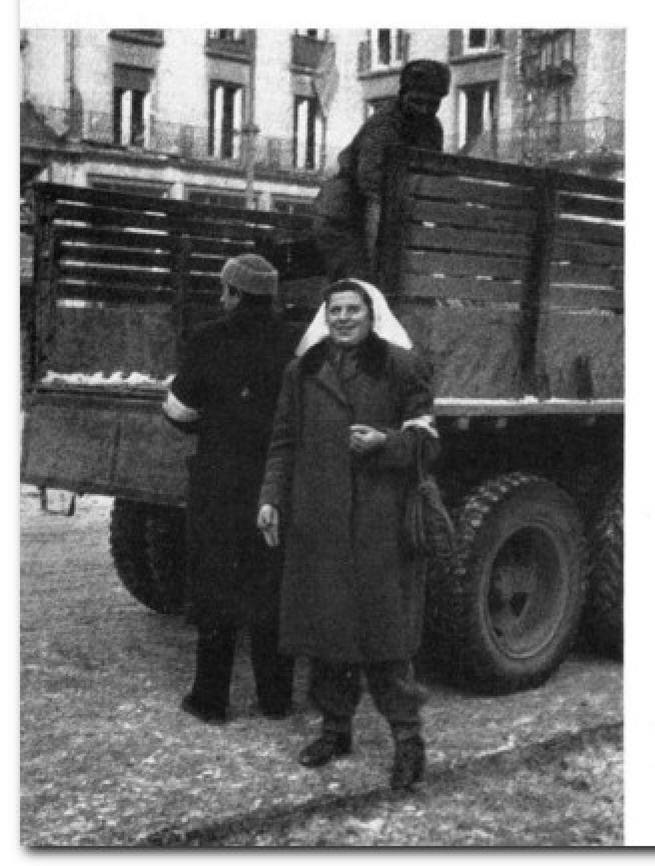


wir uns vor zwei Jahren bei den Truppen der Kalininer Front gesehen. Nach der Niederschlagung der ungarischen Revolution lebte Illés bei uns in der Emigration. Zu Beginn des Krieges ging er als Freiwilliger zur Armee. Er wurde Hauptmann. Jetzt ist er als Oberstleutnant der Roten Armee in sein heimatliches Budapest zurückgekehrt.

„Ich bin nicht allein. Komm, ich mache dich mit meinen Freunden bekannt. Wunderbare Kerle. Wir geben hier eine Zeitung für die Ungarn heraus." Er zwinkert mir zu und lacht: „Hier wird sich auch ein Schluck für dich finden. Herrlicher ungarischer Wein — ‚Stierblut'."

Ich folge ihm. Drücke meinen neuen Bekannten die Hand. Es sind bekannte Dichter, berühmte Schriftsteller, ein Verleger und ein Journalist. Sie alle sind Ungarn, die in den Reihen unserer Armee für die Freiheit ihrer Heimat gekämpft haben. Wir schließen Bekanntschaft miteinander und trinken gern den wirklich ausgezeichneten Wein auf das neue, auf das befreite Ungarn.

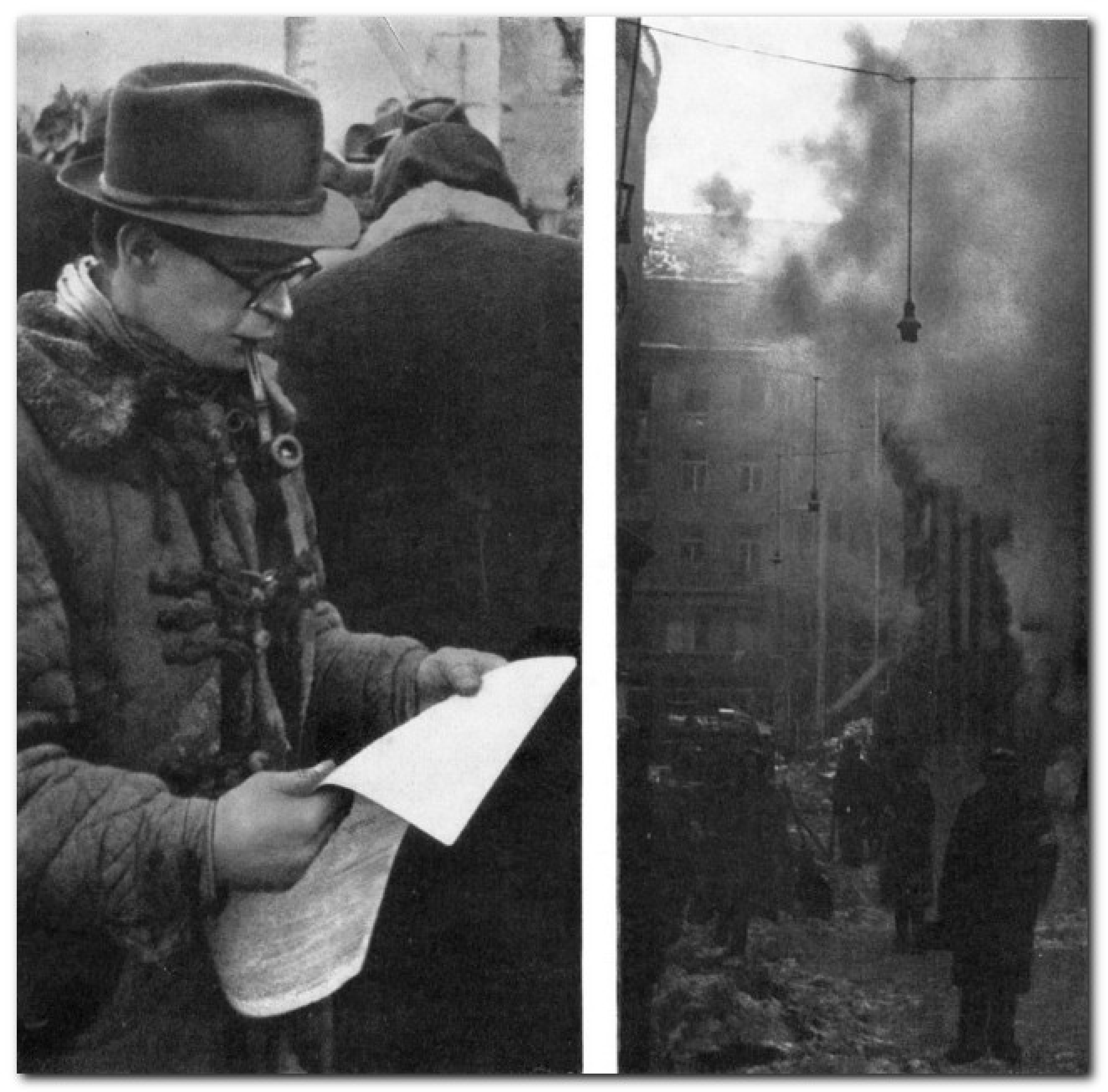
Boris Polewoi








ВАЦ
ШАХЫ



Tőkés és Horvá
FOTO MÜTERME és SZAKÜZLETE
HENTES





ÖSTERREICH



Am 13. April 1945 zerschlugen Einheiten der sowjetischen Streitkräfte die Hitlertruppen und nahmen die Hauptstadt Österreichs, Wien, ein.







Am 11. März 1938 besetzten österreichische Faschisten, unter ihnen auch deutsche SS-Leute, auf Befehl von Berlin wichtige Objekte in Wien und in anderen Gebieten des Landes. An diesem Tage verbreitete der Berliner Rundfunk die Falschmeldung von einem „blutigen Aufstand der Kommunisten", der in Österreich begonnen habe. Am 12. März bei Tagesanbruch drang die 8. deutsche Armee ins Land ein, um angeblich „Ruhe und Ordnung wiederherzustellen". Das Land wurde schnell besetzt, und schon am nächsten Tag erließ die Hitlerregierung das Gesetz über den Anschluß Österreichs.

Die Sowjetunion trat entschieden gegen diesen aggressiven Akt Hitlerdeutschlands auf. Die Regierung der UdSSR schlug den Westmächten vor, kollektive Maßnahmen zu treffen, um die Pläne einer weiteren Aggression zu durchkreuzen und die „verstärkte Gefahr eines neuen Weltkrieges abzuwenden". Leider fand die Initiative der Sowjetregierung keine Unterstützung seitens der Regierungen der Westmächte.

Nachdem Österreich erobert worden war, nutzt die Hitlerregierung weitgehend die Ressourcen des Landes für ihre aggressiven Ziele aus. Zehntausende Österreicher wurden zum Dienst in der deutschen Wehrmacht einberufen und nahmen an den Eroberungsfeldzügen der Hitlerarmeen teil.

Eine große Bedeutung für die Bestimmung der rechtlichen Lage Österreichs hatte die Konferenz der Außenminister der UdSSR, der USA und Englands, die im Oktober 1943 in Moskau stattfand. Auf dieser Konferenz wurde auf Initiative der Sowjetunion die Deklaration über Österreich angenommen, in der es u. a. heißt, daß die drei Regierungen den Wunsch haben, „ein freies und unabhängiges Österreich wiederhergestellt zu sehen". Die drei Mächte gaben bekannt, daß sie den gewaltsamen Anschluß Österreichs an Deutschland für null und nichtig erklären. Gleichzeitig hieß es in der Deklaration, daß Österreich „die Verantwortung für die Teilnahme am Krieg auf seiten Deutschlands trage, von der es nicht entbunden wird".

Die Befreiung Österreichs von den faschistischen Eroberern begann im Frühjahr 1945. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Rote Armee den deutschen Truppen am Balaton eine solche Niederlage zugefügt, daß günstige Voraussetzungen geschaffen waren, um die Offensive in Richtung Wien vorzutragen. Die Wiener Operation begann am 16. März 1945 unter Teilnahme von Truppen der 3. Ukrainischen und von Teilkräften der 2. Ukrainischen Front. Nachdem der sich krampfhaft wehrende Feind zurückgedrängt worden war, rückten die sowjetischen Truppen am 29. März in Österreich ein. Die Führung der hitlerschen Wehrmacht traf fieberhaft Maßnahmen zur Schaffung von





Verteidigungslinien, ohne dabei vor der Zerstörung von Städten, darunter auch der Hauptstadt Österreichs, zurückzuschrecken.

Gleichzeitig mit dem Einmarsch der Sowjettruppen in Österreich entstand in einigen Gruppen der österreichischen Widerstandsbewegung der Plan, in Wien einen Aufstand zu organisieren. Es gelang jedoch nicht, diese Absicht zu verwirklichen, da die Pläne aufgedeckt wurden. Die Organisatoren wurden verhaftet und hingerichtet.

Der offensive Vormarsch der sowjetischen Truppen in Richtung Wien dauerte bis Mitte April an. Am 13. April 1945 war die Hauptstadt Österreichs endgültig von den Hitlerfaschisten befreit. Die Wiener bereiteten ihren Befreiern einen freudigen Empfang. Nachdem die faschistischen Okkupanten aus den östlichen Gebieten des Landes verjagt und die Hauptstadt befreit worden war, half die Rote Armee dem österreichischen Volk bei der Wiederherstellung eines unabhängigen Nationalstaates.

Bevor Sie nach Wien gelangen, müssen Sie, lieber Leser, mit uns den ganzen Weg der Offensive unserer Truppen vom Balaton bis zum Wiener Wald zurücklegen. Wie lang er Ihnen auch erscheinen mag, er muß zurückgelegt werden. Dabei zeigt sich das Heldentum und die Macht unseres Volkes und die Stärke unserer Armee.

Diese Offensive könnte man ein Wunder an Organisation nennen, weil der unaufhaltsame Vormarsch unserer zahlreichen Truppen ununterbrochene Versorgung der Panzer mit Treibstoff, der Artillerie mit Geschossen, der Infanterie mit Patronen erforderte. Tausende Lastkraftwagen fuhren über die asphaltierten Chausseen und über Gebirgsstraßen, durch Felder und Gärten, um die kämpfenden Soldaten zu versorgen. Am ersten Tage der Offensive wurde das gesamte Verbindungsnetz der Deutschen zerstört. Das besorgten unsere Luftwaffe und die Artillerie. Die feindlichen Divisionen, ihrer Führung beraubt, abgeschnitten von ihren Stäben und isoliert voneinander, irrten durch die schmucken ungarischen Dörfchen und steckten sie in Brand, sie ließen sich in den Städten nieder, in der Hoffnung, in den Kellern altehrwürdiger Häuser Rettung zu finden. Dorthin schleppten sie auch ihre Artillerie und die Granatwerfer. Auf dem Wege nach Wien können Sie in der Stadt Sopron an der österreichischen Grenze die Spuren erbitterter Kämpfe sehen. Auf dem Hofe eines Werkes liegen zerstörte deutsche Geschütze und Granatwerfer herum, Tausende noch ungeöffneter Munitionskästen stapeln sich am Wege.

In der österreichischen Stadt Wiener Neustadt, einem der wichtigsten Zentren der Flugzeugindustrie, sieht man halbzerstörte Straßen. Die Deutschen hatten eine Offiziersschule, drei Bataillone des Volkssturms und Polizeieinheiten aus Wien hierher verlegt. Aber schon gegen Morgen war der Kampf um die Stadt beendet, und Deutschland hatte vier weitere Werke der Flugzeugindustrie, die die „Junkers", „Messerschmitt", „Heinckel" produzierten, verloren...

Von der Wiener Neustadt aus führte der weitere Vormarsch unserer Truppen nach Wien. Es war ein schwieriger Weg über die Ausläufer der Österreichischen Alpen. Auf halsbrecherischen Gebirgsstraßen fuhren unsere Panzer, LKW, Schützenpanzerwagen und Nachschubkolonnen Tag und Nacht. Aus drei Richtungen stießen unsere Truppen vor. Die größten Erfolge hatten die Panzersoldaten von General Krawtschenko und die Infanteristen des Generals Glagolew. Im Laufe einer einzigen Nacht durchquerten sie den Wiener Wald, durchbrachen die Verteidigung der Deutschen und waren im Morgengrauen schon an der Donau, weit westlich von Wien. Die Panzerkolonne, die sich von den Berghängen bis an die Donau hinzog, wurde zum stählernen Amboß für die deutschen Truppen. Die Infanterie des Generals Glagolew schlug darauf mit ihrem feurigen Hammer.

Die Ereignisse entwickelten sich mit blitzartiger Geschwindigkeit. Die Deutschen zogen aus dem Prater, dem berühmten Wiener Volkspark, SS-Bataillone ab, um die Vororte Wiens zu verteidigen. Inzwischen waren die Soldaten Glagolews bereits in der Stadt. Man muß sich einmal vorstellen, wie kompliziert es war, in den engen Straßen offensiv zu kämpfen, zwischen den Steinblöcken, von denen jeder zur Festung, zum Stützpunkt, zum Feuernest des Feindes werden konnte.

Unsere Truppen vermieden die Straßen, sie gingen durch die Höfe und bahnten sich Gänge durch Ziegelmauern und entkamen dadurch allen Widerstandsnestern, die im Hinterland blieben. Die kühnen und vorzüglich geschulten Sturmtruppen stießen schon zum Ring, zum Stadtzentrum vor, während hinter ihnen die deutschen MPi-Schützen immer noch in den Häusern saßen und aus Granatwerfern feuerten. Am Bahnhof wurde noch gekämpft, aber unsere Truppen fuhren schon am Operntheater vorbei, an dessen Eingangstür mit Kreide geschrieben stand: „Kontrolliert, minenfrei. Skokow."

Oskar Kurganow

NSDA
Lockenhaus

АВСТРИЯ

Ein Vorfall in Wien



Es ist Hochsommer. Marschall I. S. Konew hat jetzt sein Stabsquartier in dem bezaubernden österreichischen Kurort Baden, der durch seine Heilquellen und Bäder berühmt ist. Für uns ist das friedliche Leben völlig ungewohnt. Im Moskau der Nachkriegszeit, das noch vieles entbehrt, hätten wir Kriegsberichterstatter und alten Fronthasen uns sehr wohl gefühlt. Nun sind wir hier in einer der herrlichsten Städte Mitteleuropas, wo uns sowohl das Bad als auch der Kursaal, die Heilquellen und die hervorragende Offiziersküche zur Verfügung stehen und wo uns die besondere Liebenswürdigkeit der Österreicher umgibt, die niemals müde werden, in jeder Unterhaltung zu erwähnen, daß wir sie von den Hitlerokkupanten befreit haben. Aber die Sehnsucht nach der Heimat versetzt uns in so eine Stimmung, daß wir wie Schloßhunde heulen könnten. Heute nun sind wir alle, wir Leidensgefährten, in einer höchst merkwürdigen Angelegenheit nach Wien gekommen, ein eigenartiger Zwischenfall hatte sich vor drei Tagen ereignet.

In Wien ist das Leben kärglich. Die Wiener sind selten satt. Ihre einzige Hoffnung sind die Obst- und Gemüsegärten, wo alles zu reifen beginnt. Mit Lebensmitteln steht es schlecht, sehr schlecht. Die Preise können nur von reichen Leuten und Schiebern bezahlt werden. Und die amerikanischen Militärs schieben auf dem Schwarzmarkt mit den Reserven aus Verpflegungslagern, so daß die einen in Saus und Braus leben und die anderen am Hungertuch nagen.

Unter diesen Bedingungen ereignete sich ein eigenartiger Zwischenfall, durch den wir ehemaligen Kriegsberichterstatter nach Wien gekommen waren. Seit einiger Zeit blüht hier auf Initiative der Amerikaner im Zirkus ein merkwürdiges Spiel — catch. Catch ist eine rein amerikanische Erfindung, ein Kampf ohne Regeln, der hierher nach Mitteleuropa gebracht worden ist. Laut Kampfbedingungen ist alles erlaubt: sich zu raufen, mit Händen oder Füßen jede beliebige Körperstelle zu treffen, mit Gewalt den Mund aufzureißen oder die Augen auszudrücken. In der Regel besuchen die Unsrigen keine Catch-Veranstaltungen. Nicht nur deshalb, weil es von der Kommandantur verboten ist, sondern weil dieses Schauspiel nicht unserer Mentalität entspricht.

Unter den amerikanischen Soldaten erschien ein







Anhänger oder Champion dieses Kampfes aus einer Rangereinheit, wo bekanntlich die robustesten Burschen anzutreffen sind. Dem Beruf nach Fleischer. Wenn der Schiedsrichter vor Beginn des Matches ausrief, daß jeder aus dem Publikum mit dem Catch-Sieger seine Kräfte messen kann, erklärte sich dieser Ranger träge dazu bereit. Das Ende des Matches abwartend, trat er in die Arena. Er verfügte über Bärenkräfte und kämpfte hinterlistig wie ein Wolf, spielte lange mit dem österreichischen Sieger wie eine Katze mit der Maus, wendete dabei widerliche Griffe an, um ihn dann endlich unter dem Freudengeheul seiner Kumpanen niederzuschlagen und den Siegerpreis in Empfang zu nehmen. Dieser Preis bestand gewöhnlich aus einigen Konservenbüchsen, die die unter dem Hunger leidenden Österreicher sehr gut gebrauchen konnten, für die Amerikaner aber waren sie wertlos, zumal für die Ranger, die Riesenverpflegungsrationen erhielten.

An einem der Anlegeplätze der Donau liegt jetzt unsere Flottille. Die Besatzung eines kleinen Kampfschiffes hatte vor drei Tagen Landgang. Bei einem Spaziergang durch Wien gerieten die Matrosen in die Catch-Vorstellung. Sie hatten ihre sonntäglichen Flanellhemden an und trugen blankgeputzte Schuhe. Alle nahmen artig ihre Plätze ein und schauten dem Spiel lange und geduldig zu. Die Jungen saßen so lange, bis der Ranger, gebaut wie ein Stier, die Arena betrat und prahlerisch verkündete, daß er demjenigen, der sich mit ihm messen wolle, noch einige Büchsen Konservenfleisch und obendrein seine Uhr geben würde.

Unter dem Gelächter und Gepfeife seiner Kumpanen machte er sich über den österreichischen Meister-Catcher lustig. Er schlug ihn mit dem Kopf auf den hölzernen Fußboden und zerriß ihm den Mund gewaltsam. Aber der Anblick der Konserven in der Arena verlieh dem Österreicher wahrscheinlich besondere Hartnäckigkeit. Sicher konnte er seine Familie nicht ernähren und wehrte sich so lange, bis der Amerikaner, der ihn nur verhöhnt hatte, ihn bewußtlos niederschlug.

Der Schiedsrichter hob die gewaltige Pranke des Siegers hoch, wies auf die Konserven, die auf der Barriere standen, und sagte: „Möchte noch jemand den Kampf wagen?“ Da erhob sich ein kleiner, stämmiger, braungebrannter sowjetischer Matrose. Er legte sein Flanellhemd ab und ging, mit dem Unterhemd bekleidet, in die Arena. Dabei schleuderte er verächtlich die Konserven weg, so daß sie in die Sägespäne fielen. Der Matrose wollte damit zeigen, daß ihn die Büchsen überhaupt nicht interessieren. Der Amerikaner wandte gleich einige seiner tückischen Griffe

an. Der Matrose wich anfangs zurück, ging in Verteidigungsstellung. Aber ein plötzlicher Schwung der Hand, und der riesige, stierähnliche Gegner sackte zusammen und stürzte auf die Sägespäne. Der Zorn hatte dem Matrosen sicher ungewöhnliche Kraft verliehen. Sein Gegner lag am Boden und erhob sich nicht mehr. Der stürmische Beifall ging bald in Totenstille über. Ärzte kamen.

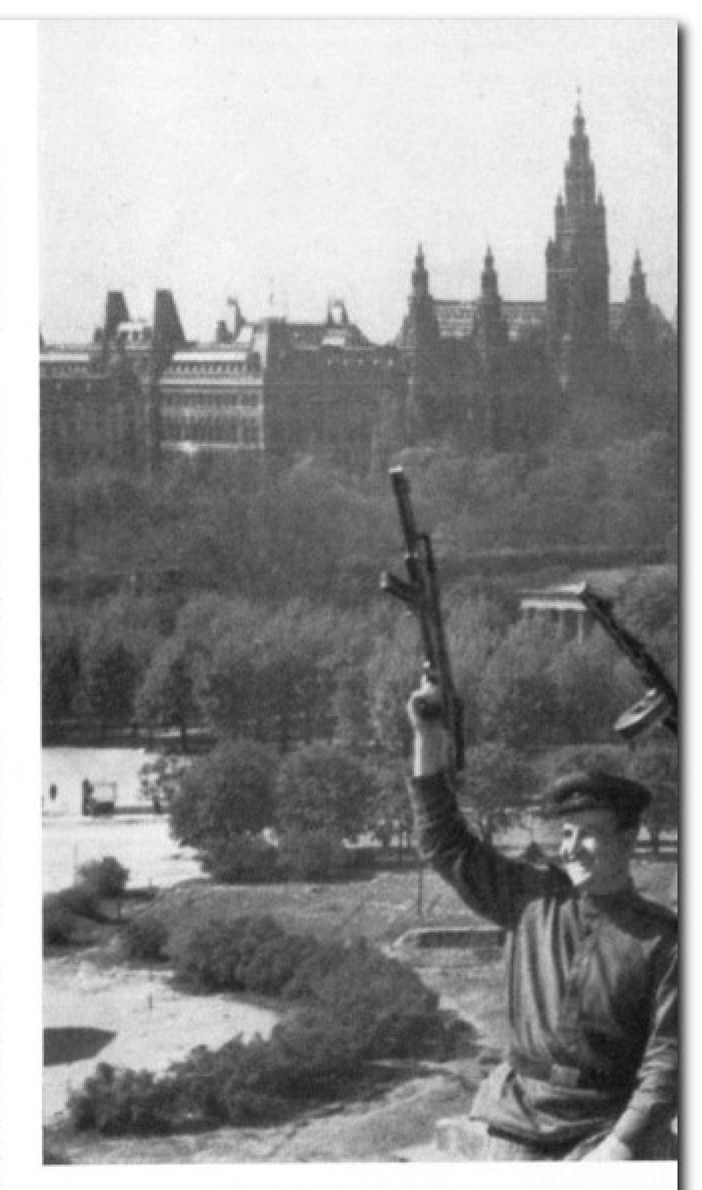
Zusammen mit den Ärzten trafen auch einige Geländekraftfahrzeuge ein, die man hier scherzhaft „Kleeblatt" nannte. Das ist eine Patrouille der Alliierten, die aus einem Russen, einem Amerikaner, einem Engländer und einem Franzosen besteht und die Stadt abfährt, um im Auftrag der Alliiertenkommandantur für Ordnung zu sorgen. Der Matrose wurde festgenommen, obwohl der Kampfrichter des Matches allen versicherte, daß den Regeln entsprechend gekämpft wurde, daß der Matrose nicht eine einzige Catch-„Regel" verletzt und daß der Amerikaner einfach Pech gehabt hätte.

Das war das Ereignis, das uns, die wir noch vor kurzem Kriegsberichterstatter der 1. Ukrainischen Front waren, in die Hauptstadt Österreichs führte. Wir hatten uns eingehender mit diesem Zwischenfall zu befassen, Zeugenaussagen zu sammeln und öffentlich die Ansichten des Schiedsrichters zu Protokoll zu nehmen, damit der bedauerliche Vorfall sich nicht gegen uns richten konnte.

Wien war noch nicht von seinen Kriegswunden geheilt. Notdürftig vernagelte Fensterlöcher, auf den Straßen große Schuttberge, Reste von Barrikaden, auf den ehemaligen Prachtstraßen waren viele Bäume gefällt, verschiedene Gebäude zerstört, darunter auch die berühmte Wiener Oper. Im Schein der Sommersonne erinnerte Wien jetzt an eine betagte Schönheit, der auch kosmetische Mittel den Charme von einst nicht mehr zurückgeben können. Aber da die Stadt durch völlige Umzingelung befreit wurde und unsere Einheiten gezielt angriffen, wurde Wien nicht zum Schauplatz langwieriger Kämpfe. Die meisten historischen Bauten waren vor der Zerstörung bewahrt worden und zeigten sich jetzt in ihrer majestätischen Schönheit...

Immer noch ist es für uns ungewohnt, durch eine Stadt zu gehen, in der Frieden herrscht. Unsere Soldaten und Offiziere, die Helden von Wien, passen sich der neuen Situation an, gehen mit frischgebügelten Uniformen durch die Säle der Museen, Bildergalerien und durch Paläste.

Auf einem alten Wiener Friedhof, vor dem Grab von Johann Strauß, standen in einer sehr langen Reihe schweigend Menschen. Es waren Vertreter aller Waffengattungen: Infanteristen, Matrosen, Flieger, Artil-








936

JOHANN
STRAUSS
1899

leristen. In dieser schweigenden Reihe erkannten wir auch eine Gruppe von Matrosen der Donau-Flottille. Zwei rotwangige Mädchen in Matrosenkleidung hielten einen großen Kranz. Natürlich wußten alle von dem Zwischenfall im Zirkus und nahmen Partei für den Matrosen.

„Wofür soll er denn verurteilt werden? Wenn das Spiel keine Regeln hat, dann hat es eben keine. Nicht wir, sondern sie selbst haben sich dieses Spiel ausgedacht."

„Ja, und dieser Bulle, so denken wir, hat noch viel zu wenig abgekriegt! Solchen müßte man den Schädel einhauen, so wie er sich dort über die Österreicher ausgelassen hat."

„Macht nichts, macht nichts, er hat reichlich etwas abbekommen. Falls er am Leben bleibt, wird er seine Lehren aus der Geschichte ziehen..."

Nach diesem Gespräch wurde der Kranz behutsam auf den Berg von Blumen gelegt, der das Grab des berühmten Wiener Komponisten bedeckte. Das Gespräch verstummte, und die Matrosen, die in Reih und Glied angetreten waren, legten Johann Strauß zu Ehren die Hand an die Mütze.

Boris Polewoi







TSCHECHOSLOWAKEI



Am 9. Mai 1945 befreiten Sowjettruppen, die den aufständischen Einwohnern von Prag zu Hilfe gekommen waren, die Hauptstadt des Landes von den faschistischen Eroberern. Der 9. Mai ist der Nationalfeiertag der Völker der Tschechoslowakei.







Die Tschechoslowakei war eines der ersten Opfer der Aggressionsbestrebungen der in Deutschland an die Macht gekommenen Faschisten. Mit der Eroberung dieses Landes beabsichtigten die Hitlerfaschisten, ihr kriegsökonomisches Potential zu vergrößern und näher an die Grenzen der UdSSR heranzukommen. Zu Beginn des Frühjahrs 1938 verstärkte die Führung Nazideutschlands ihren Druck auf die Tschechoslowakei. Unter diesen Bedingungen bestand die Sowjetregierung darauf, weitgehende internationale Maßnahmen gegen die Hitleraggression zu treffen. Sie erklärte ihre Bereitschaft, der Tschechoslowakei militärische Hilfe zu leisten. Die Bemühungen der Sowjetunion stießen jedoch auf den Widerstand der Westmächte, die mit Hitler ins Geschäft kommen und die faschistische Aggression gegen die UdSSR richten wollten. Mehr noch, die Regierungen Frankreichs und Englands, die in Übereinstimmung mit der Regierung der USA handelten, übten gleichfalls einen Druck auf die Tschechoslowakei aus, indem sie von ihr immer neue Zugeständnisse zugunsten Nazideutschlands verlangten. Die bürgerliche Regierung der Tschechoslowakei, die die nationalen Interessen verraten hatte, ließ sich auf eine schändliche Kapitulation ein.

Am 29. September 1938 wurde in München auf der Konferenz der Regierungsoberhäupter Englands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens beschlossen, die Gebietsforderungen Deutschlands an die Tschechoslowakei zu befriedigen. Seitdem und auf lange Zeit hat man mit den Worten „München", „Münchner Abkommen" ein Geheimkomplott, den Verrat der Lebensinteressen der Volksmassen bezeichnet.

Die Eroberung der Tschechoslowakei vollzog sich im Frühjahr 1939. Nach der Besetzung der tschechischen Gebiete des Landes bildete Deutschland hier das sogenannte „Protektorat Böhmen und Mähren". Gleichzeitig wurde ein slowakischer Marionettenstaat mit einer profaschistischen Regierung gebildet. Über die in Stücke zerfleischte Tschechoslowakei kam die unheilverkündende Nacht der Hitlerherrschaft. Die Okkupanten verhängten über das Land grausamen Terror. Über 200 000 tschechische und slowakische Patrioten kamen durch die Hand der faschistischen Henker ums Leben.

Die Volksmassen der Tschechoslowakei fanden sich mit der Besetzung nicht ab. Den Kampf der patriotischen Kräfte gegen die Hitlerfaschisten führte die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei. Das Heranrücken der Roten Armee an die tschechoslowakische Grenze diente als Zeichen zum Aufschwung der Widerstandsbewegung im Lande. Im August 1944 begann in der Slowakei ein Volksauf-



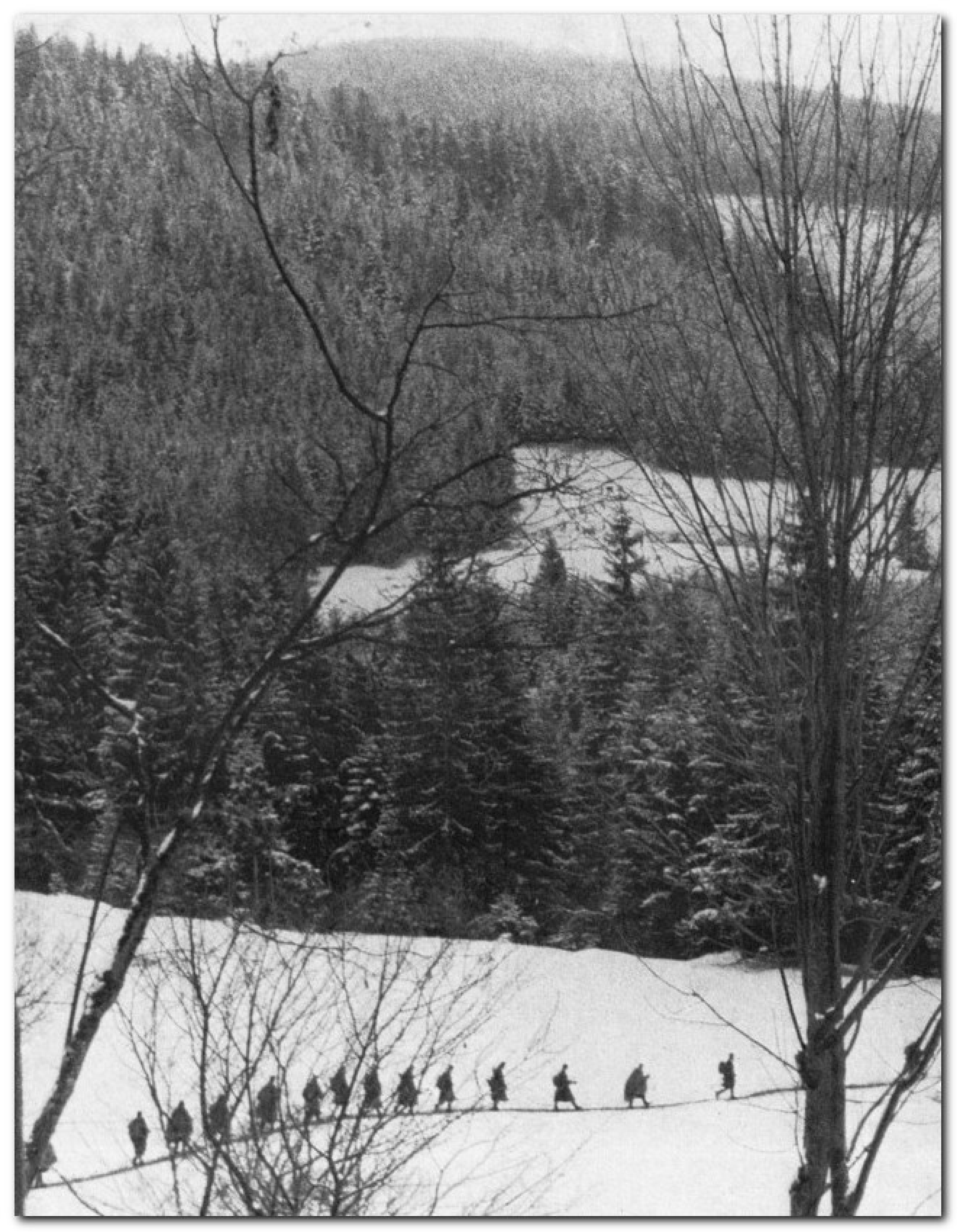


stand, der eine neue Etappe in der nationalen Befreiungsbewegung einleitete.

Das Sowjetische Oberkommando erwies den aufständischen Patrioten durch Waffen- und Munitionslieferungen, die Verlegung von tschechoslowakischen Einheiten und Truppenteilen große Hilfe. Danach wurde die Angriffsoperation im Raum des Duklapasses zwecks Vereinigung mit den Aufständischen eingeleitet.

Am 6. Oktober nahm die Rote Armee zusammen mit dem Tschechoslowakischen Armeekorps den Duklapaß in den Karpaten ein, der in die Tschechoslowakei hinüberführt. Hier, am Duklapaß, verkündeten tschechoslowakische Patrioten die Losung: „Mit der Sowjetunion auf ewige Zeiten!“ Lang und erbittert war der Kampf der Roten Armee gegen die Faschisten um die Befreiung der tschechoslowakischen Erde. Über 140 000 sowjetische Soldaten und Offiziere ließen ihr Leben für die Freiheit der tschechischen und slowakischen Brudervölker.

Im Mai 1945 setzte mit der Prager Operation die Schlußphase der Befreiung des Landes von den Okkupanten ein, in deren Verlauf die sowjetischen Truppen eine feindliche Gruppierung zerschlugen, die über eine Million Soldaten der Hitlerwehrmacht zählte. Diese höchst komplizierte Operation wurde in äußerst kurzer Zeit durchgeführt: Die sowjetischen Truppen wollten der aufständischen Bevölkerung von Prag möglichst schnell zu Hilfe kommen und verhindern, daß noch mehr Patrioten umkamen und noch mehr Städte von den faschistischen Barbaren zerstört wurden. Am 9. Mai, am letzten Tage des zweiten Weltkrieges in Europa, wurde die Hauptstadt der Tschechoslowakei befreit.



Bei den Partisanen in der Slowakei

An einem bestimmten geographischen Punkt beginnt das Flugzeug plötzlich seine Flughöhe zu verringern, bahnt sich einen Weg durch die dichte, gekräuselte, in der Sonne glänzende Wolkendecke, beschreibt einen Kreis über den felsigen, durch den herbstlichen Blätterwald rot schimmernden Bergen und gleitet einen Augenblick später seitwärts nach unten, um auf dem Grün des vom Morgentau benetzten Flugplatzes auszurollen. In den Ohren summt es noch von der schnellen Höhenverringerung. Aber durch das Fenster ist schon die fremde, jedoch der unsrigen sehr ähnlichen Sprache zu hören. Militärangehörige in fremder, grüner Uniform laufen zum Flugzeug und begrüßen uns, dabei winken sie mit ihren breitrandigen Schirmmützen. Ein hochgewachsener Offizier mit grauen Schläfen und offenem slawischem Gesicht empfängt uns an der Kabinentür. Er lächelt uns freundlich zu und bringt mit Mühe und Not eine Begrüßung aus einem Gemisch von slowakischen und russischen Wörtern zusammen:

„Bratrský zdar der armáda ćeskoslovenská den Offizieren der ruhmreichen Roten Armee!"

Einen Augenblick lang stutzt er, plötzlich, übermannt von einem starken Gefühl, umarmt und küßt er uns brüderlich.

Wie oft haben wir an unsere mutigen Waffenbrüder gedacht, wenn wir die leise Stimme des kleinen Senders der Aufständischen hörten, die aus der Tiefe des Gebirges zu uns drang! Nun befinden wir uns inmitten der slowakischen Berge, bei den Menschen, die der angreifenden Roten Armee entgegengingen und sich inmitten des von den Deutschen besetzten Landes unter dem Zeichen des dreifarbigen Nationalbanners zum Aufstand erhoben. Schon über zwei Monate kämpfen die Aufständischen gegen die bis an die Zähne bewaffneten deutschen Divisionen.

Auf einer herrlichen Bergstraße, die an bewaldeten Abhängen, an bläulich schimmernden Felsen vorbeiführt und sich durch Schluchten windet, gelangen wir in eine Stadt, in das Zentrum des Aufstandes.

Auf dem gepflasterten Fahrdamm und den betonierten Fußgängerwegen, die man hier säubert, zieht mit den Nagelschuhen aufstampfend ein Partisanenbataillon vorbei. Auf offenen Veranden, wo früher gelangweilte Touristen Erfrischungsgetränke durch einen Strohhalm tranken, sitzen einfach gekleidete, sonnengebräunte, bärtige Partisanen mit dreifarbigen Bändern auf den Hüten und Schirmmützen. Die Waffen haben sie neben sich gestellt. Große sehnige Bauernhände ruhen auf den mit glänzendem Nickel eingefaßten Marmortischen. Kellner, die alle anderen Gäste unbeachtet lassen, eilen mit freundlicher Miene, um diese großen gutmütigen jungen Burschen zu bedienen. Auf den mit Ornamenten verzierten Terrassen vornehmer Pensionen sitzen verwundete Partisanen in prachtvollen Bademänteln.

An der stilvollen Villa eines geflüchteten madjarischen Barons, in der sich jetzt die Einberufungsstelle befindet, hat sich eine riesige sonntäglich gekleidete Menschenmenge eingefunden. Auf der Straße drängen sich Fuhrwerke. Die Mähnen der Pferde sind mit Bändern und leuchtenden Herbstdahlien geschmückt. Junge Bauern, die in die tschechoslowakische Armee einberufen sind, kommen aus allen umliegenden Dörfern hierher. Sie kommen wie zu einem Feiertag in ihren besten Anzügen.

Ein Oberleutnant aus der Einberufungskommission, ein schon älterer Offizier, Doktor der Rechtswissenschaften, der als Freiwilliger zur Armee gekommen ist, sagt, daß es im Volke noch nie eine solche Begeisterung gegeben habe. Es kommen ganze Dörfer. Die Freiwilligen melden sich aus allen Schichten der Bevölkerung. Der Oberleutnant zeigt mir eine malerische Gruppe von Bauern in ihren sonntäglichen Nationaltrachten. Sie sitzen abseits von den anderen auf Kastanienlaub wie auf einem goldenen Teppich und frühstücken: Ziegenkäse, Brot und Wein.

Sie alle gehören zu einer Familie; es sind elf Personen mit ihrem Familienoberhaupt, dem alten Bauern Marian Kovač. Er sitzt an einen Baum gelehnt, grauhaarig, schnurrbärtig, in einem gestickten Hemd, an dem Kreuze und Medaillen angesteckt sind. Marian Kovač hat fünf Söhne, zwei Enkel und drei Schwiegersöhne zur Einberufung mitgebracht. Er fordert, daß man auch ihn als alten Soldaten zusammen mit ihnen in die tschechoslowakische Armee aufnimmt. Er ist der Ansicht, noch genug Kraft zu haben, um die Faschisten zu schlagen. Nun ist er sehr betrübt, daß man ihn nicht nimmt. Vor dem





Tisch der Einberufungskommission ermahnt er seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkel:

„Kinder, kämpft wie die Russen bei Stalingrad!"

Die Sonne, die sich hoch über den bizarren Zacken der Berge erhoben hat, taucht die Wipfel der herbstlich gefärbten Buchen und die roten Kuppen der Ahornbäume auf den Boulevards in ein goldenes Licht. Die Straßen der Hauptstadt der Aufständischen sind voller Menschen, es geht turbulent zu. Eine große Menschenmenge versammelt sich auf einem Platz vor gewöhnlichen Schultafeln, auf die jeden Morgen mit Kreide die neuesten Informationen vom Sowinformbüro oder, wie man hier sagt, vom SIB geschrieben werden. Die Ansammlung vor den Tafeln ist so groß, daß die hinten stehenden Menschen nichts sehen können, deshalb liest jemand von den Vornstehenden den Text laut vor. Die Menge reagiert auf jede einzelne Mitteilung. Die Nachrichten über die Einnahme von Städten, insbesondere von denen in den Karpaten, werden mit Beifall und Zungenschnalzen begleitet, was hier als höchste Form des Lobes gilt.

Um die Mittagszeit stürzten kleine, zerlumpte Zeitungsjungen mit durchdringendem Geschrei wie alle Zeitungsjungen der Welt auf die von Sonnenlicht grell erleuchteten Straßen. Ihre Bündel mit den neuen Zeitungen hin und her schwingend, schreien sie aus vollem Halse:

„Pravda", „Hlas ľudu", „Národny noviný", „Bojovník", „Pravda", „Pravda"!

Sie machen eine derartige Reklame für ihre Ware mehr aus Begeisterung, denn die Zeitungen werden auch so im Nu ausverkauft. Alle Parteien, die zum demokratischen Block gehören, geben hier ihre Zeitungen heraus. Es werden zwei Zeitschriften verlegt. Die Zeitung der Kommunistischen Partei ist die „Pravda", deren Auflage im Laufe einer halben Stunde vergriffen ist. Ich bat einen kleinen rothaarigen Jungen um eine „Pravda". Er reichte mir die Zeitung und weigerte sich entschieden, die ihm dafür zustehende Münze zu nehmen, denn er wollte einem russischen Offizier die Zeitung schenken. Aber wenn ich unbedingt zahlen will, dann vielleicht mit einer Münze aus meiner Heimat mit dem sowjetischen Wappen oder mit einem Knopf mit dem Stern der Roten Armee.

Das große Interesse für unser Land, die Liebe und tiefe Hochachtung zur Roten Armee spürt man hier auf Schritt und Tritt, und das sowohl im großen wie im kleinen. Wir alle waren überaus verlegen, als eines Abends bei unserem Erscheinen in einem Restaurant das Orchester plötzlich die sowjetische Hymne spielte, und alle im Saal Anwesenden aufstanden und die sowjetischen Offiziere mit Beifall begrüßten.

Ein älterer Stabskapitän, der mit einer Kompanie Rekruten auf dem Wege in die Berge war, sprach zu ihnen:

„Brüder, am Tage eurer Bewährung im Kampf verteidigt unsere heimatlichen Berge so, wie die Russen um ihre Heimaterde gekämpft haben. Nehmt euch die Helden von Stalingrad zum Vorbild. Denkt daran: Die russischen Armeen kommen uns über die Berge zu Hilfe. An ihrer Seite sind wir unbesiegbar!"

In den kleinen, malerischen slowakischen Dörfern, die sich von den Berghängen bis in die grünen Täler erstrecken, blüht das Kunsthandwerk: Holzschnitzerei und Holzbrandmalerei. In vielen Hütten sah ich geschnitzte Figuren, die Soldaten der Roten Armee darstellten, sowie in Holz gebrannte Schlachtenbilder, die den Sieg der sowjetischen Waffen zeigten.

Noch nie haben diese kleinen Städte und Dörfer in einer so großen Begeisterung gelebt wie jetzt.

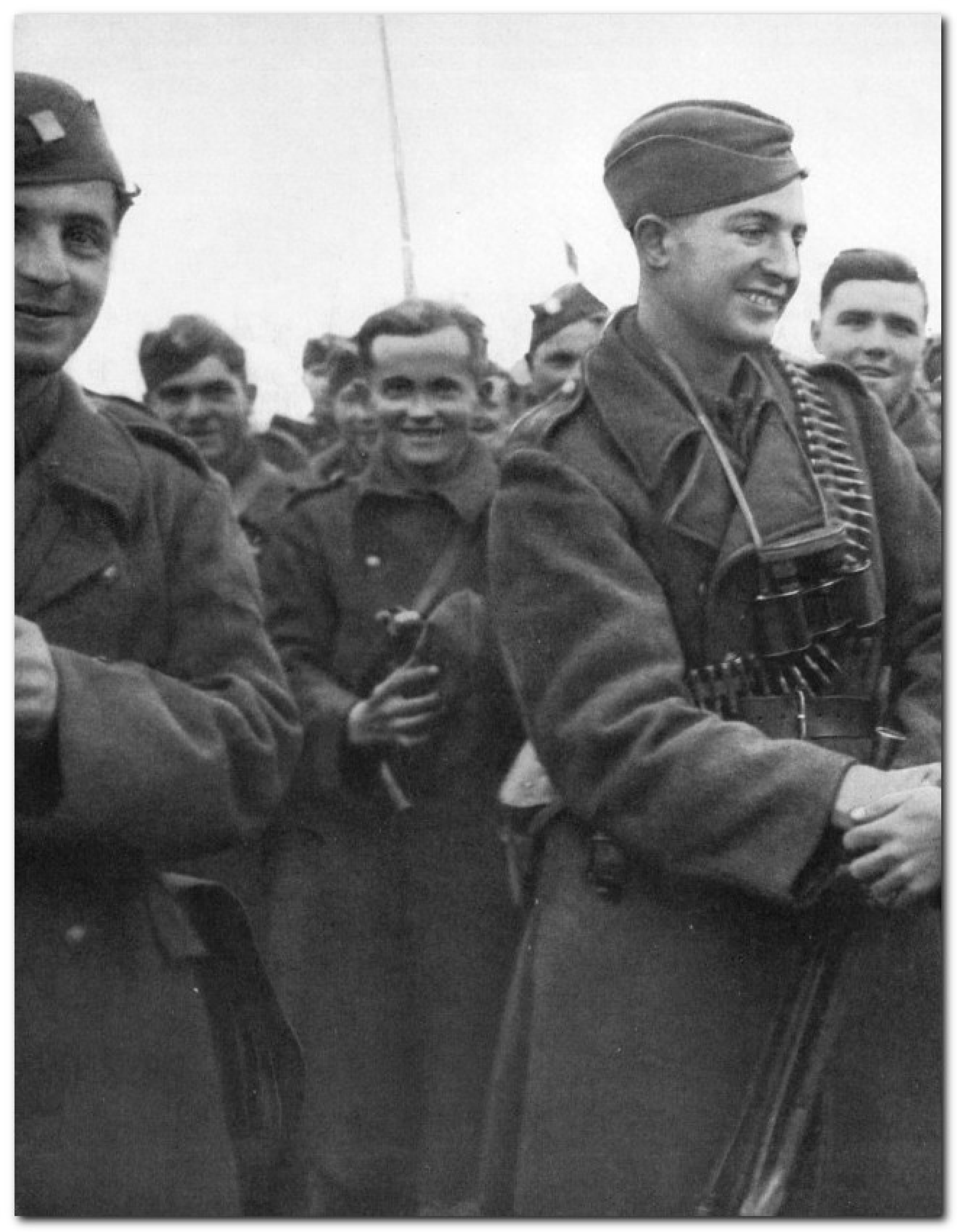
Das Leben ist in vollem Gange. Auf schaumbedeckten Pferden, auf staubigen Motorrädern, in luxuriösen Fahrzeugen, die ehemals für Touristenreisen vorgesehen waren und eilig für militärische Zwecke hergerichtet sind, kommen die Kuriere aus den einzelnen Einheiten zum Stab der aufständischen Truppen. Per Telefon werden Informationen von den vordersten Linien durchgegeben. Der Feind setzt alle Hebel in Bewegung. Die Deutschen, denen die Aufständischen wichtige Verbindungswege entrissen haben, verstärken wutentbrannt ihre Angriffe. Jedoch die Aufständischen bleiben standhaft, sie halten sich in den Bergen, auf Pässen und gehen selbst zum Angriff über. Vielen ist die Losung aus der Zeit des Spanienkrieges bekannt: No pasarân!

In diesen erbitterten und heißen Kämpfen, die in den Bergen um die von den Aufständischen eingenommenen Stellungen toben, erstarkt und stählt sich die Armee der Aufständischen. Heute wie auch schon gestern können wir wieder folgendes auf dem schwarzen Brett des Stabes lesen: „Alle Angriffe der deutschen Truppen wurden zurückgeschlagen!"

Boris Polewoi









Die Befreiung Prags

Prag ist von den Hitlerfaschisten befreit. Die Befreiung Prags bedeutete nicht nur die Verjagung der deutschen Okkupanten aus der Hauptstadt der Tschechoslowakei. Von militärischer Seite aus war sie mit der Beseitigung des letzten bedeutenden Widerstandes der Deutschen gleichzusetzen.

...Eine große deutsche Truppenformation, die sogenannte Gruppe Mitte, die unter dem Oberbefehl von Feldmarschall Schörner stand, kämpfte immer noch verbissen. Obwohl sie von unseren angreifenden Einheiten zurückgedrängt wurde, verschaffte sie sich durch eine starke Nachhut genügend Deckung, um auf jedem Abschnitt Widerstand zu leisten, mußte sich aber letzten Endes nach Süden zurückziehen.

Da befahl unser Oberkommando, die Verfolgung der Heeresgruppe Mitte aufzunehmen. Die Panzertruppen von General Leljuschenko und General Rybalko hatten die Aufgabe, die Front der zurückweichenden feindlichen Truppen zu durchbrechen und durch einen zügigen Vormarsch in Richtung Süden die Hauptstadt der Tschechoslowakei von den Okkupanten zu befreien.

Die Panzertruppen der 1. Ukrainischen Front leiteten diese historische Operation ein. Vorläufig noch fällt es schwer, diese Operation in allen Einzelheiten wiederzugeben, jedoch nach unvollständigen Funkmeldungen und nach den Berichten von Panzersoldaten, die ich selbst in Prag gehört hatte, kann man sich das Bild dieses nächtlichen Überganges der Panzerverbände über die Berge so vorstellen: Die Panzer stürmten vorwärts, auf ihrem Weg alle feindlichen Sicherungseinheiten schlagend. Zuweilen kletterten die Panzersoldaten an kleinen Gebirgsflüssen aus den Panzerkampfwagen, wo sie zusammen mit der motorisierten Infanterie, die Panzerspähwagen fuhr, für kurze Zeit zu Pionieren wurden, um Brücken zu schlagen und Knüppeldämme zu verlegen.

In sumpfigen Talsenken, auf Pässen und in Hohlwegen hatten die Deutschen schwer überwindbare Straßensperren errichten können. Riesige gefällte Kiefern waren mit Stacheldraht umwickelt und vermint worden. Jede Minute war eines gewonnenen Kampfes wert, und die Panzersoldaten durchbrachen diese Sperren mit dem vernichtenden Feuer ihrer Kanonen, sie fuhren auf den schmalen, gewundenen Straßen weiter, sich dort einen Weg bahnend, wo gewöhnlich nur Reiter entlangkamen.

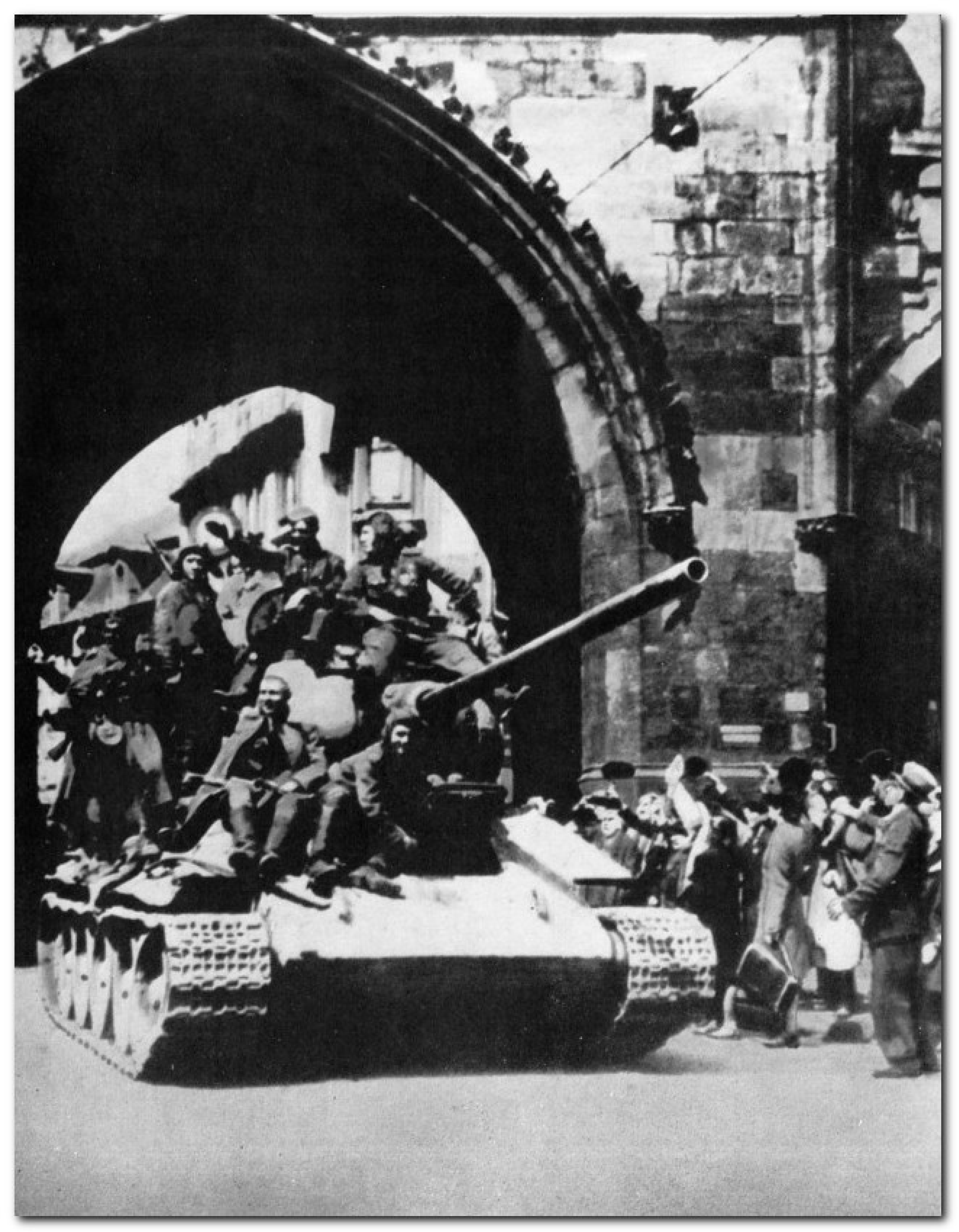
In der Nacht wälzten sich die Panzer, die die letzten feindlichen Sicherungstruppen zurückgeschlagen hatten, wie eine stählerne Lawine über die Gebirgskämme ins Tal. Das plötzliche Auftauchen unserer Panzer mitten in der Nacht, hinter den Bergkämmen, war für die Führung der Gruppe Mitte so unerwartet, daß die deutschen Hinterhaltsposten im Tal zeitweilig überhaupt keinen Widerstand leisteten und flüchteten, wobei sie ihre Panzerabwehrkanonen zurückließen und nicht einmal mehr die Warntafeln von den Minenfeldern entfernen konnten.

Gegen Morgen zogen unsere Einheiten, nachdem sie noch einmal in den Vorstädten von Prag die deutschen Deckungseinheiten in die Flucht geschlagen hatten, in die Hauptstadt der Tschechoslowakei ein...

* * *

Wir fliegen in die befreite Hauptstadt der Tschechoslowakei; unter den Tragflächen des Flugzeuges sind die Spuren unseres letzten Schlages zu sehen. Lange, endlose Züge von Gefangenen bewegen sich auf allen Straßen in Richtung Norden. Wir erblicken die sich vom Grün der Felder exakt abzeichnenden zickzackförmigen Schützengräben um die Dörfer und Siedlungen, Erd- und Holzbunker, Feuernester und in den Städten Barrikaden auf den Kreuzungen, Panzersperren, massive einbetonierte Schlagbäume an den Einfahrten, ganze Reihen zurückgelassener Geschütze, Panzer, Schlepper. Wir überfliegen einen großen Militärflugplatz, auf dem in schachbrettartiger Anordnung Flugzeuge vom Typ „Heinkel" und „Focke-Wulf" unversehrt in Einsatzbereitschaft stehen. All das stehengelassen, zurückgelassen, vergessen. Im Glanz dieses herrlichen Frühlingstages, am Horizont des reinen tiefblauen Himmels, am Ufer der gewundenen und schnell dahinfließenden Vltava zeigt sich das wunderbare, in grüne Parks gebettete Prag mit den Zacken seiner Türme und den wie Dolche in den Himmel ragenden hohen Kirchturmspitzen.

Auf der Suche nach einer geeigneten Landungsstelle beschreiben wir einige Kreise über der Stadt. Während unter uns wie im Film diese herrliche Stadt







vorüberzieht, erinnere ich mich der Worte des tschechischen Patrioten Doroš, eines alten Ingenieurs aus Prag aus dem Korps von General Svoboda, die er weit von hier, in den Karpaten, äußerte. Das war an jenem ersten Tage, als die tschechoslowakischen Soldaten zusammen mit der Roten Armee die ersten Kilometer tschechoslowakischer Erde befreiten.

„Jeder von uns ist bereit, im Kampf dreimal sein Leben zu lassen, nur um bis Prag zu gelangen, das Pflaster der Stadt zu küssen und von dem hellen Wasser der Vltava zu trinken."

Nun ist dieser Wunschtraum Wirklichkeit geworden. Die Rote Armee hat die wunderbare Hauptstadt befreit und sie ihren slawischen Brüdern wiedergegeben. Sogar vom Flugzeug aus sind auf den Straßen und Boulevards festlich gekleidete Menschen und viele tschechoslowakische dreifarbige Staatsflaggen zu sehen, die während der sechsjährigen deutschen Okkupation versteckt wurden und heute wieder von den Türmen, von den Balkons und von den Fenstern wehen.

Die Landung unseres einfachen Flugzeugs auf dem Flugplatz rief unerwartet eine wahre Ovation hervor. Es war das erste Flugzeug der Roten Armee, das hier landete. Wir als ihre Vertreter müssen die der Roten Armee gewidmeten Beifallsstürme der Prager, die in kurzer Zeit hierher zusammengelaufen sind, entgegennehmen.

Schon hier, auf dem Prager Flugplatz, spürt man jene begeisterte Einstellung der von der deutschen Okkupation befreiten Völker zur Roten Armee in ihrer ganzen Macht und in ihrem ganzen Umfang; ein Gefühl unwillkürlichen Stolzes auf die sowjetische Staatszugehörigkeit und auf die russische Offiziersuniform erfüllt uns. Junge Mädchen geben uns Blumensträuße, sehr solide und freudig bewegte Leute reichen uns ihre Notizbücher und bitten um Autogramme.

Sicherlich hätten wir noch lange Zeit gebraucht, um von den uns umringenden Leuten loszukommen, wäre nicht eine Streife der örtlichen Partisanen mit dreifarbigen Armbinden gekommen. Sie hielten den nächsten vorbeifahrenden PKW an. Nachdem sie dem Besitzer Doktor Naden erklärt hatten, wer wir sind, baten sie ihn, uns durch die Stadt zu fahren. Von örtlichen

Partisanen erfuhren wir auch, daß sich die Bevölkerung in vielen Bezirken der Hauptstadt am 5. Mai erhoben, sich mit verborgenen Waffen ausgerüstet und gegen die deutsche Garnison den Kampf eröffnet hatte. Jetzt haben die Aufständischen die Rolle der Ordnungshüter übernommen, und man muß sagen, daß sie damit ausgezeichnet zurechtkommen.

In dem alten, kleinen Ford von Doktor Naden, der sicherlich zu Beginn des Fahrzeugbaus produziert worden war, fahren wir durch die von Sonnenlicht überfluteten und von jubelnder Menschenmenge überfüllten Straßen Prags.

Frei und laut, mit der den Slawen eigenen Herzlichkeit und Unbefangenheit, begeht Prag den Tag seiner Befreiung.

In der Masaryk-Straße stehen einige unserer Panzer, umgeben von einer solchen Menschenmenge, daß der Verkehr in der Straße stockt. Die gewaltigen, mit Öl und Staub wie von Schweiß bedeckten stählernen Fahrzeuge sind mit Kränzen und Bändern geschmückt. Die verlegenen, lächelnden Panzersoldaten können kaum all die vielen Händedrücke beantworten und all die Blumensträuße entgegennehmen. Auf den Raupenketten, die von den langen Märschen blankgerieben sind, befindet sich eine ganze Ausstellung von Lebensmitteln — kleine Körbe mit Äpfeln und eingesalzenen Tomaten, Milchflaschen, kleine rundliche Pasteten und frischer Käse.

Die Kommandeure der Panzerbesatzungen erzählten mir, daß junge Burschen und Mädchen aus den Einheiten der Aufständischen mit dreifarbigen Armbinden auf die Panzer sprangen, als sich die ersten Fahrzeuge den Vororten der Stadt näherten, und ihnen den Weg zeigten, um die im Hinterhalt befindlichen



Deutschen, verminte Straßen und Panzerfallen zu umgehen.

Einigen Pragern stellte ich die Frage, was sie in der „Prawda" den Sowjetmenschen am Tage der Befreiung ihrer Heimatstadt sagen möchten.

„Ich will sagen, daß der Augenblick, als ich in einer Straße an der Vltava eure Soldaten gesehen habe, der glücklichste in meinem Leben war", erklärte die Studentin der Universität Prag Angelika Petrašelová, die am Aufstand teilgenommen hatte.

„Schreiben Sie, daß unsere gesamte Geistlichkeit die machtvolle Waffe ihrer Soldaten segnet und stets Dankesgebete für die Befreiung unseres Volkes zu Gott schicken wird", sagte Ludvík Nevoda, Doktor der Theologie und Dekan der St.-Pauls-Kirche.

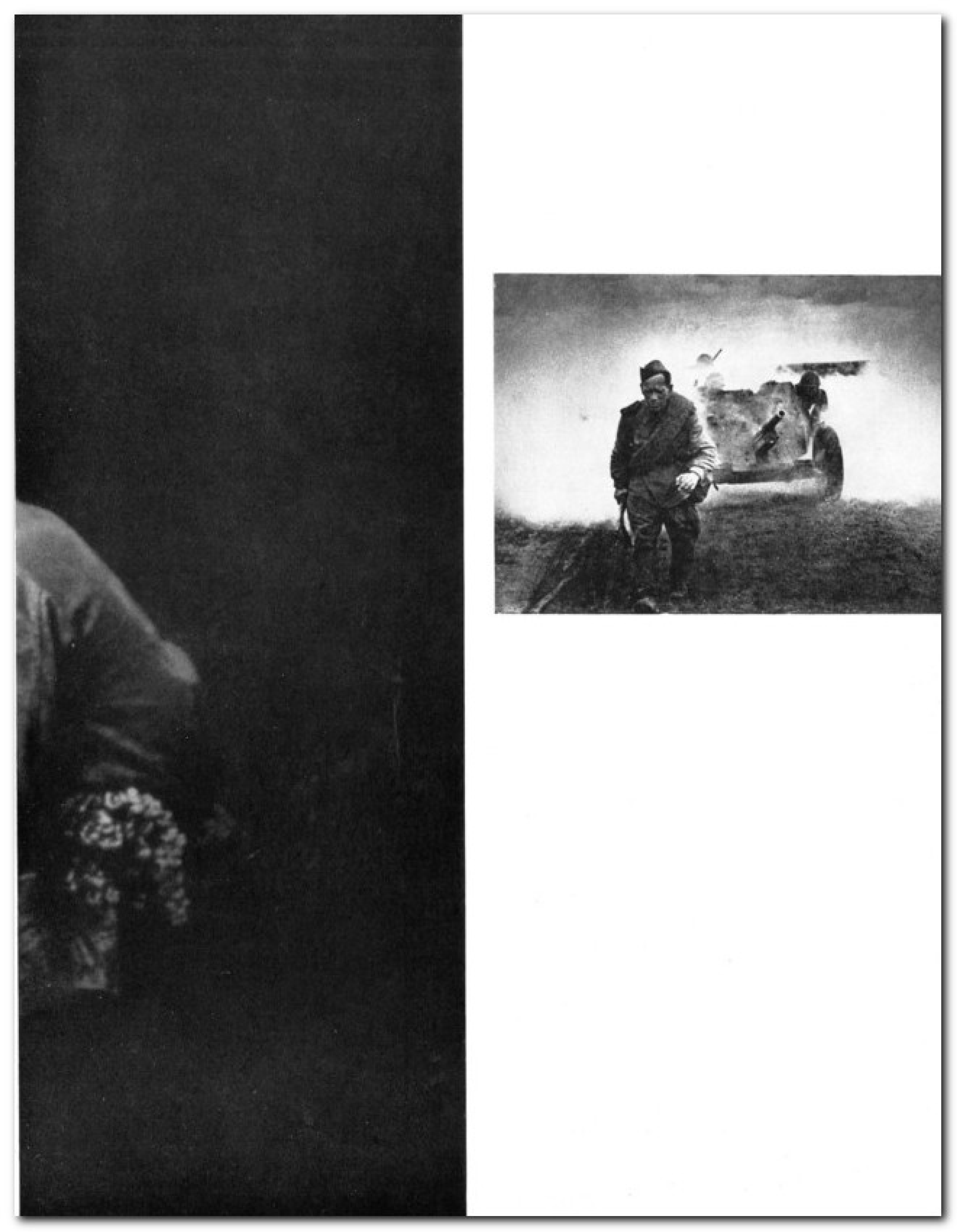
„Wenn es möglich wäre, würde ich alle Soldaten und Offiziere der Roten Armee dafür küssen, daß sie mein Prag befreit haben", sagte unter dem einmütigen und zustimmenden Lachen aller Anwesenden die bei der Prager Straßenbahn beschäftigte Genevieva Procházsková...

Es fällt schwer, sich von dem fröhlichen und sonnigen Prag zu trennen. Aber die Zeit drängt. Denn bis zur Fernschreibzentrale haben wir noch gute 300 km zurückzulegen. Nachdem wir zum Abschied einen Kreis über der Stadt gezogen haben, fliegen wir weiter in Richtung Norden, mit uns die Wärme der Prager Begegnungen.

Boris Polewoi







DEUTSCHLAND



Am 2. Mai 1945 besiegten die sowjetischen Streitkräfte endgültig die eingekesselte Berliner Garnison und besetzten die Hauptstadt Hitlerdeutschlands, Berlin. Der 8. Mai ist der Tag der Befreiung Deutschlands vom Hitlerfaschismus.







Die letzten Kriegsmonate waren angebrochen. Die Rote Armee hatte die Völker Ost-, Südost- und Mitteleuropas befreit und näherte sich den Grenzen Hitlerdeutschlands. Vom Westen her rückten die Truppen der Alliierten zu den Grenzen des Hitlerreiches vor, das alle seine Verbündeten in Europa verloren hatte.

Kennzeichnend für das Hitlerregime war von Anfang an zügelloser Antikommunismus, Terror gegen alle fortschrittlichen und demokratischen Kräfte. Dieser Blutterror, der all die Jahre der Herrschaft des Faschismus in Deutschland gewütet hatte, verstärkte sich besonders gegen Ende des Krieges. Die Hitlerfaschisten setzten ihre Greueltaten auch dann noch fort, als in den Gefängnissen und Konzentrationslagern der Artilleriedonner der vorrückenden sowjetischen Truppen und der Verbände der Alliierten zu hören war.

In Deutschland selbst und in den besetzten Gebieten vernichteten die Hitlerfaschisten Millionen Menschen. Den schrecklichsten Verfolgungen war die Kommunistische Partei Deutschlands ausgesetzt. Zehntausende ihrer Söhne und Töchter wurden in den faschistischen Gefängnissen und Konzentrationslagern zu Tode gequält und hingerichtet. Aber die deutschen Kommunisten setzten ihren mutigen Kampf gegen die Hitlertyrannei fort und vereinten alle fortschrittlichen Kräfte des deutschen Volkes im Widerstandskampf gegen den Faschismus.

Die Kommunistische Partei Deutschlands, die unter äußerst schwierigen Bedingungen zu kämpfen hatte, gründete illegale Organisationen und Gruppen, die den Kampf um die Befreiung des deutschen Volkes vom Joch des Faschismus führten. Parteiorganisationen gab es in Berlin, Mannheim, Hamburg, im Rhein- und Ruhrgebiet, in Thüringen, Sachsen und anderen Gebieten Deutschlands. Große Bedeutung für die Mobilisierung der Kräfte der deutschen Antifaschisten hatte das im Juli 1943 bei Moskau gegründete Nationalkomitee Freies Deutschland. Sein eindringlicher Appell an alle Antifaschisten, sich zum Kampf gegen die Naziclique zusammenzuschließen, fand Widerhall sowohl bei den deutschen Emigranten in verschiedenen Ländern der Welt als auch bei den Patrioten in Deutschland.

Jedoch unter den Bedingungen des faschistischen Terrors konnten die einzelnen Gruppen der Widerstandsbewegung nicht mit nennenswerten Erfolgen rechnen. Fortschrittliche Vertreter des deutschen Volkes erkannten, daß eine endgültige Befreiung Deutschlands von der Nazityrannei nur mit der vollständigen militärischen Zerschlagung des faschistischen Reiches durch die Rote Armee und die Streit-





kräfte der anderen Mitgliedsstaaten der Antihitlerkoalition erreicht werden kann.

Mitte April 1945 begann die letzte Etappe des Krieges in Europa. Am 16. April ging die Rote Armee zur Berliner Operation über. 2,5 Millionen sowjetische Soldaten und Offiziere stürmten das letzte Bollwerk des Hitlerfaschismus.

Die Führer Hitlerdeutschlands trafen äußerste Maßnahmen, um die Stunde der Vergeltung für die begangenen Verbrechen um jeden Preis hinauszuzögern. Sie verstärkten ihre Kampflinien durch Reserveeinheiten und durch die von der Westfront abgezogenen Verbände. Schonungslos schickten sie eilig zusammengetrommelte und militärisch unerfahrene Halbwüchsige und Greise in den Kampf. Jedoch nichts in der Welt war imstande, die Faschisten vor der unausbleiblichen Niederlage zu bewahren. Am 2. Mai wurde Berlin nach erbitterten Kämpfen vollständig von den Hitlerfaschisten befreit.

Das Sowjetvolk bezahlte einen hohen Preis für die endgültige Zerschlagung des Faschismus, die Befreiung des deutschen Volkes von der Hitlertyrannei. In den Kämpfen auf dem Gebiet Deutschlands starben über 102 000 Soldaten der Roten Armee den Heldentod.

Der Übergang über die Oder

Als wir zur Oder kamen, war der Fluß an den Rändern gefroren, in der Mitte glitzerte ein Wasserstreifen. Uns fiel sofort ein, welche Hoffnungen das deutsche Oberkommando auf diesen Fluß gesetzt hatte, mit welchem Geschrei Presse und Funk in Deutschland in den letzten Tagen die Notwendigkeit hervorgehoben hatten, die Stellungen an der Oder um jeden Preis zu halten.

Die Rote Armee war zur Oder vorgestoßen und bezwang den Fluß. Die Hitlerfaschisten, die immer davon geträumt hatten, bis zum Ural und Jenissej vorzudringen, waren jetzt hinter die Oder zurückgedrängt, die gleiche Oder, die sie als mächtigen Wasserwall Deutschlands, als Schwelle von Berlin bezeichnet hatten.

Der Kampf um die Oder begann in den letzten Januartagen. Seinen Verlauf werde ich am Beispiel des Kampfes an einem Abschnitt südöstlich von Breslau schildern. Eine Gruppe von Panzern hatte in die deutsche Verteidigung eine Bresche geschlagen und steuerte kühn auf die Oder zu, womit sie der Infanterie den Weg bahnte. Bevor die zurückweichenden deutschen Truppen bis an die Oder flüchten konnten, hatten die Panzereinheiten bereits die Befestigungen des Feindes eingenommen. Nachdem sie einen bestimmten Streifen der Oderniederung hinter sich abgesichert hatten, begannen sie sofort mit behelfsmäßigen Übersetzmitteln den Fluß zu überqueren.

Die motorisierte Infanterie schleppte alles ans Ufer, was schwimmfähig war: Türen, Zäune, Tische, Bänke, stopfte Uniformmäntel und Pelze mit Stroh aus, baute aus Reisig kleine Flöße, ebenso aus Schilf, befestigte daran ihre Kleidungsstücke, Waffen und Munition und warf alles in die eisige Strömung. Die Flöße vor sich her stoßend, schwammen die Soldaten ans gegenüberliegende Ufer, von dem aus die feindlichen Truppen den Fluß mit MG-Feuer überschütteten. Es tobte ein heftiger Schneesturm. Obwohl er das Überqueren des Flusses noch mehr erschwerte, das Wasser noch eisiger erschien, schwammen die Soldaten mutig hinüber, erreichten das linke Flußufer und stürmten die feindlichen Befestigungsanlagen, mit deren Besatzungen sie schnell fertig wurden. Nach ihnen wurden die anderen Einheiten, Munition und Kanonen auf schnell zusammengebauten Flößen übergesetzt. Gegen Morgen waren jenseits der Oder schon zwei kleinere Brückenköpfe gebildet.

Die Rote Armee hatte festen Fuß gefaßt. Nichts in der Welt war mehr in der Lage, sie von hier zu verdrängen. Hinter den Panzern kamen die Infanterie und die Pioniere ans Ufer. Fähren stellten die Verbindung zwischen den Brückenköpfen und dem Hauptfeld der Truppen her. Tag und Nacht verkehrten sie unter dem flankierenden Feuer des Gegners. Unaufhörlich sammelten sich jenseits der Oder immer neue Kräfte an, die gleichfalls weiter vorstießen, die Brückenköpfe erweiterten und den Deutschen eine Ortschaft nach der anderen abrangen.

Nachdem das deutsche Oberkommando vom Erscheinen unserer Einheiten an der Oder Kenntnis erhalten hatte, wurde den eigenen Truppen befohlen, den von Einheiten der Roten Armee geschaffenen Brückenkopf zu liquidieren und die Russen in den Fluß zu drängen. Die Deutschen sammelten alles zusammen, was sich auftreiben ließ; sie schickten Divisionen aus dem Inneren des Landes in den Kampf, zogen sie von anderen Frontabschnitten ab, verstärkten sie mit Panzern, Artillerie auf Selbstfahrlafetten und begannen mit wütenden Gegenangriffen. An einzelnen Frontabschnitten führten sie täglich 5 bis 8 Gegenangriffe durch, indem sie Infanterieeinheiten in Regimentsstärke einsetzten, die von 25 bis 30 Panzern unterstützt wurden. Unsere Truppen jedoch, die alle feindlichen Gegenangriffe abwehren konnten, zogen kämpfend in westlicher Richtung weiter.

Besonders hartnäckige Kämpfe entwickelten sich um die an der Oder gelegenen Festungsstädte Ohlau, Brieg, eine mittelalterliche Stadt, reich an wehrhaften historischen Bauten, Löwen, Schurgast und andere Städte, die im Verteidigungssystem des Gegners an der Oder eine besondere Rolle spielten.

Die in diesen Städten stationierten Wehrmachtseinheiten hatten den Befehl erhalten, bis zum letzten Mann zu kämpfen, und leisteten deshalb äußerst erbitterten Widerstand. Straßen und sogar einzelne Häuser mußten im Kampf genommen werden. Unsere Einheiten, die sich bereits eine reiche Erfahrung im Straßenkampf erworben hatten und in kleinen beweglichen Gruppen operieren konnten, vertrieben die Deutschen systematisch aus den Häusern.

Die wichtigste gegnerische Verteidigungszone, die den Weg zum weiteren offensiven Vormarsch ins Innere des Landes absichern sollte, war von der Roten Armee bezwungen.

Boris Polewoi





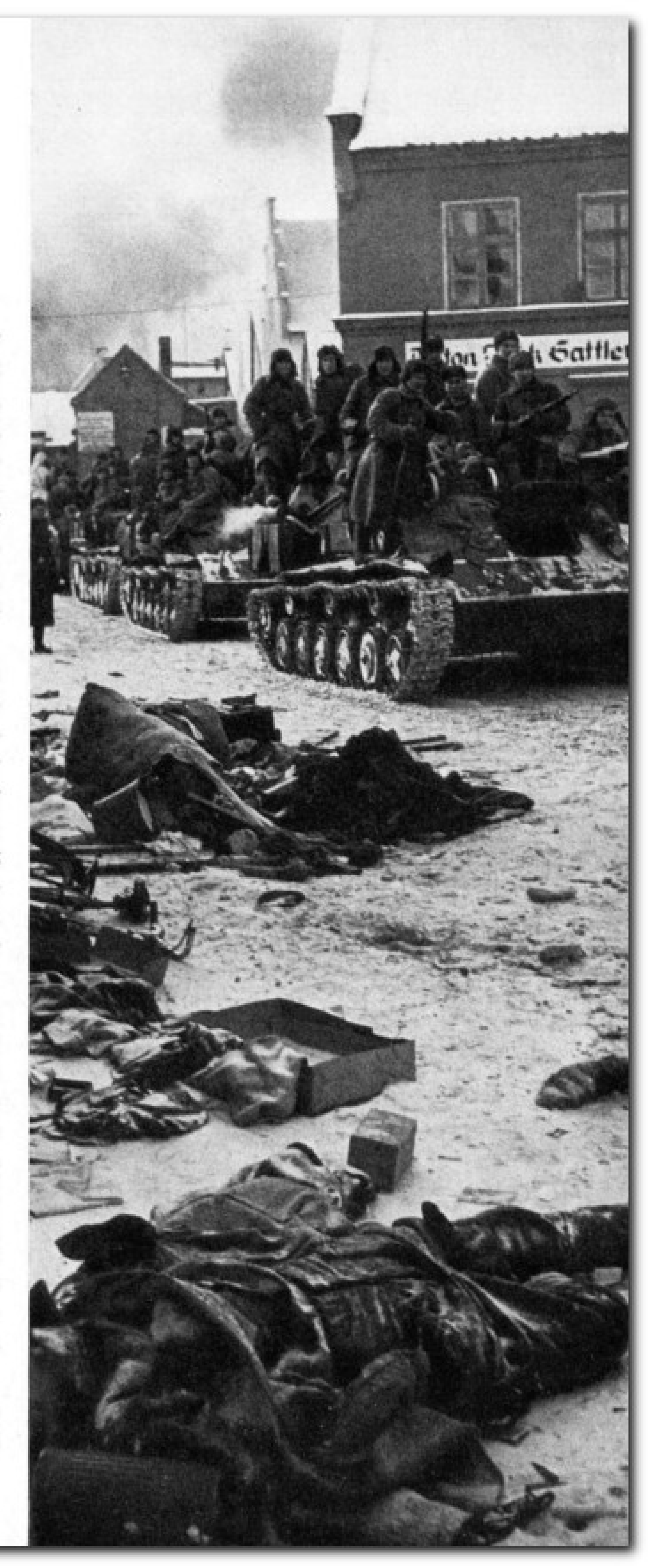
Die Schlacht um Berlin

Die Armeen der Marschälle Shukow und Konew gingen gleichzeitig zum Angriff auf Berlin über. Dank dieses Zusammenwirkens gelang es in kürzester Frist, die Verteidigungsfront des Gegners zu durchstoßen, die Hauptstadt des faschistischen Reiches zu umzingeln und die starke feindliche Gruppierung südöstlich von Berlin einzukesseln. Der Vormarsch unserer Truppen von zwei Fronten her stand in engster Verbindung mit dem Angriff der Truppen von Marschall Rokossowski, die auf den Sturm der deutschen Befestigungsanlagen im Raum Stettin hinzielten.

Die Schlacht um Berlin begann mit den Kämpfen um die Oder. In der Strategie des deutschen Oberkommandos war diesem Fluß die Rolle der Hauptverteidigungslinie zugedacht. Deshalb errichtete der Gegner in den Monaten Februar, März und in der ersten Aprilhälfte Verteidigungsanlagen an der Oder. Aber diese Kampflinie des Gegners hatte von Anfang an eine schwache Stelle, und zwar in Form des kleinen Brückenkopfes, den unsere Truppen noch im Februar, während der Winteroffensive, direkt aus der Bewegung hatten errichten können.

Dieser Brückenkopf bildete den Ausgangspunkt der Offensive. Bis zum 16. April war er bereits so weit ausgebaut, daß man hier schon ganze Infanterieeinheiten mit Tausenden von Geschützen stationieren konnte. In Vorbereitung der Offensive hatte das sowjetische Oberkommando alle Umstände berücksichtigt, um einen treffsicheren, vernichtenden Schlag zu führen. Jede Batterie hatte ihren Standort, für jede Kanone war das Ziel festgelegt. Unserem Oberkommando waren die Kräfte des Feindes bekannt, die Anzahl der Panzer, der Artillerie, der Granatwerfer, sein Verteidigungssystem und selbst die Stimmung unter den Soldaten des Gegners.

Man kann es den Deutschen nicht absprechen, daß sie bei der Schaffung von Verteidigungsanlagen







gründlich gearbeitet hatten, denn das ganze Gebiet von der Oder bis nach Berlin war mit einem Netz derartiger Anlagen durchzogen. Über die Qualität der einzelnen Verteidigungslinien kann man geteilter Meinung sein, aber das, was wir mit eigenen Augen gesehen hatten, bewirkte allergrößte Schwierigkeiten für den Vormarsch unserer Truppen. Alle Straßen waren durch Barrikaden aus Baumstämmen und Erdwälle versperrt. Eisenbahndämme, die längs der Frontlinie verliefen, waren als Panzersperren ausgebaut. Von den Höhen zogen sich wie Pilze aussehende hölzerne Höckersperren die Hänge hinunter. Alle Ortschaften und sogar einzelne Häuser waren für eine längere Verteidigung vorbereitet.

Die Schlacht entfaltete sich über Dutzende von Kilometern bis ins Innere des Landes und gleichzeitig längs der Front. Die deutschen Divisionen, die ihre einheitliche Führung verloren hatten, zogen sich unter erbitterten Abwehrkämpfen in Richtung Berlin zurück. Dutzende ausgebrannter Panzer des Gegners zeugten von der Hartnäckigkeit, mit der der Gegner um jeden Stützpunkt, um jede Stellung rang.

Einige Tage lang kämpften unsere Truppen auf den Zugängen zu Berlin, indem sie nach und nach die Verteidigungslinien des Feindes durchbrachen, seine Widerstandsnester umzingelten und alle feindlichen Garnisonen vernichteten, die sich nicht ergeben wollten. Zu Tausenden zogen sich die Reihen von Kriegsgefangenen bis in unser Hinterland hinein. „Die Helden von Berlin", wie Goebbels sie bezeichnete, schauten beim Anblick der Kampfkraft der Roten Armee bekümmert drein und schüttelten niedergeschlagen die Köpfe, als sie gefragt wurden, ob sie noch einmal gegen Rußland zu Felde ziehen würden.

Am 22. April feuerten unsere Kanonen die ersten Schüsse auf Berlin ab. Es wurden die ersten Bauten der Stadt eingenommen, die riesige Aufschriften auf

den Wänden hatten — „Berlin bleibt deutsch". Die Verbände von General Kasankin drangen in den Stadtteil Pankow ein und eröffneten den Kampf um den Wedding.

Die Verteidigung rings um die Stadt war nach dem Verlauf des S-Bahn-Ringes ausgerichtet. Die Straßen waren durch Sperren unpassierbar gemacht. Unser Soldat sah sich gezwungen, seine Taktik zu verändern. Schon während des Heranrückens an die Stadt formierten sich Sturmgruppen. Die Häuser wurden im Sturm genommen.

Wir gehen durch die Berliner Straße. Die Häuser sind stark zerstört — das ist das Werk der Luftwaffe der Alliierten. Aus den Hauseingängen schauen Dutzende von Deutschen auf die Straße...

Die Truppen von General Tschuikow haben den bekannten Flugplatz Tempelhof eingenommen. Wir eilen dorthin. Die riesige grüne Fläche ist von unserer Artillerie besetzt. Die Gebäude des Flugplatzes sind erhalten, Hunderte Deutsche sind dabei, das Flugfeld zu säubern. Auf dem Flugplatz sind bereits unsere Jagdflugzeuge gelandet.

In der Zwischenzeit sind die Landtruppen schon tief ins Innere der Stadt vorgedrungen. An einem Abschnitt haben sie bereits die Spree erreicht. Am anderen Flußufer zeichnen sich vor uns Häuserviertel von



Charlottenburg ab, eines Stadtteils, der zur Innenstadt gehört. Unsere Soldaten geraten in Begeisterung. Nachdem unsere Infanterie und die Panzer unter dem Feuerschutz der Artillerie die Spree überquert haben, ziehen sie wie ein unaufhaltsamer Strom die Straßen von Charlottenburg entlang. Pioniere demontieren zügig die von den Deutschen errichteten Barrikaden und Sperren und tasten gründlich mit Minensuchgeräten das Kopfsteinpflaster der Fahrdämme ab.

Haus für Haus, Stockwerk um Stockwerk säuberten sowjetische MPi-Schützen von Hitlerfaschisten. Die Artillerie vernichtete im direkten Beschuß die Befestigungsanlagen des Feindes und liquidierte die Feuernester der Deutschen.

Unaufhaltsam näherten sich unsere Soldaten dem Zentrum von Berlin. Sie schlugen den Gegner aus Kellern und U-Bahn-Schächten heraus, sie stürzten ihn von den Dachböden und aus den obersten Stockwerken mehrgeschossiger Häuser. Kämpfe entbrannten auch um einen anderen Stadtbezirk, um Moabit. Bald trafen von dort die ersten Berichte ein: Unsere Einheiten hatten im Sturm das Elektroapparatewerk „Löwe" und einen Betrieb der AEG eingenommen. Schon am nächsten Tag war dieser Bezirk vom Gegner vollständig gesäubert.




МСТИТЕЛЬ. 25

Die sowjetischen Truppen nahmen die in den Häuservierteln des Stadtzentrums noch Widerstand leistenden deutschen Einheiten in die Zange. Das Los der Berliner Garnison war damit besiegelt. Am Vorabend des 1. Mai griffen unsere Truppen von Westen und Norden her den Gegner an, der die Zugänge zum Reichstagsgebäude verteidigte, zerschlugen diese deutsche Gruppierung, nahmen das Reichstagsgebäude ein und hißten die Siegesfahne. Danach zogen die sowjetischen Soldaten weiter zum Tiergarten, gestern Abend waren die Stadtviertel Charlottenburg und Schöneberg vollständig in unserer Hand.

Die ganze letzte Nacht hindurch dauerten in den Hauptstraßen Berlins heftige Kämpfe an, in deren Ergebnis die Truppen Marschall Shukows im Zusammenwirken mit den Truppen Marschall Konews die Berliner Gruppierung der Hitlerwehrmacht endgültig zerschlugen und die Hauptstadt des faschistischen Reiches in ihren Besitz nahmen.

Heute um drei Uhr nachmittags stellte die Berliner Garnison mit ihrem Kommandanten, General der Artillerie Weidling, und dem gesamten Stab den Widerstand ein. Nach der Niederlegung der Waffen gab sie sich gefangen.

Wsewolod Wischnewski

Iwan Solin





Auf den Straßen Deutschlands



In Deutschland gibt es wunderbare Straßen, nicht nur die Reichsautobahn, sondern auch die gewöhnlichen Landstraßen, die die einzelnen Städtchen und Ortschaften miteinander verbinden. Jetzt bieten die Straßen hier, bei Berlin, wie mir scheint, einen einzigartigen Anblick.

Wäre ich ein Kameramann, käme es mir auf einen Film mehr oder weniger nicht an, um diesen intensiven Verkehr einzufangen. In die eine Richtung ziehen unsere Truppen, ihnen entgegen kommen, an den Straßenrand gepreßt, Ströme von Menschen. Hier ist nichts von jener Spontaneität zu spüren, mit der in den ersten Tagen die befreiten Menschen hier vorbeizogen, die nur den einen Wunsch kannten, möglichst schnell die Stätten des Schreckens zu verlassen, wo sie so viel durchgemacht hatten. Jetzt marschieren die Menschenmassen geordnet und meist nach ihrer Nationalität zusammengefaßt. Ich weiß nicht, woher die Fähnchen ihrer Staaten und die Bänder in den Nationalfarben stammen, ob sie sie sich beschafft oder selbst gefertigt haben. Sie tragen die Fähnchen oder Bänder im Knopfloch. Auf den Straßen ertönt ein vielsprachiges Stimmengewirr.

Es ziehen Franzosen, Belgier, Holländer, Norweger, Jugoslawen, Dänen vorbei, und gewiß kommen unsere Landsleute, Russen, Ukrainer, Belorussen.

Sie gehen mit leichtem Marschgepäck. Das ganze Hab und Gut auf dem Rücken. Die letzte Habe im Koffer, Rucksack oder Bündel. Manchmal wird inmitten dieser Menschenmassen ein Leiterwagen mitgeführt. Man kann sogar ein vorsintflutliches Auto ohne Motor sehen, an dem Deichseln angebracht sind, und das voll beladen ist mit Bündeln und Taschen.

Straßenkommandanturen sind bemüht, alles zu tun, um diesen Menschen zu helfen, in ihre Heimat zu gelangen. In verlassenen Vorwerken sind Verpflegungspunkte eingerichtet, die Marschrouten sind in groben Zügen aufgezeichnet, mancherorts sind auch recht bequeme Nachtlager hergerichtet. Die

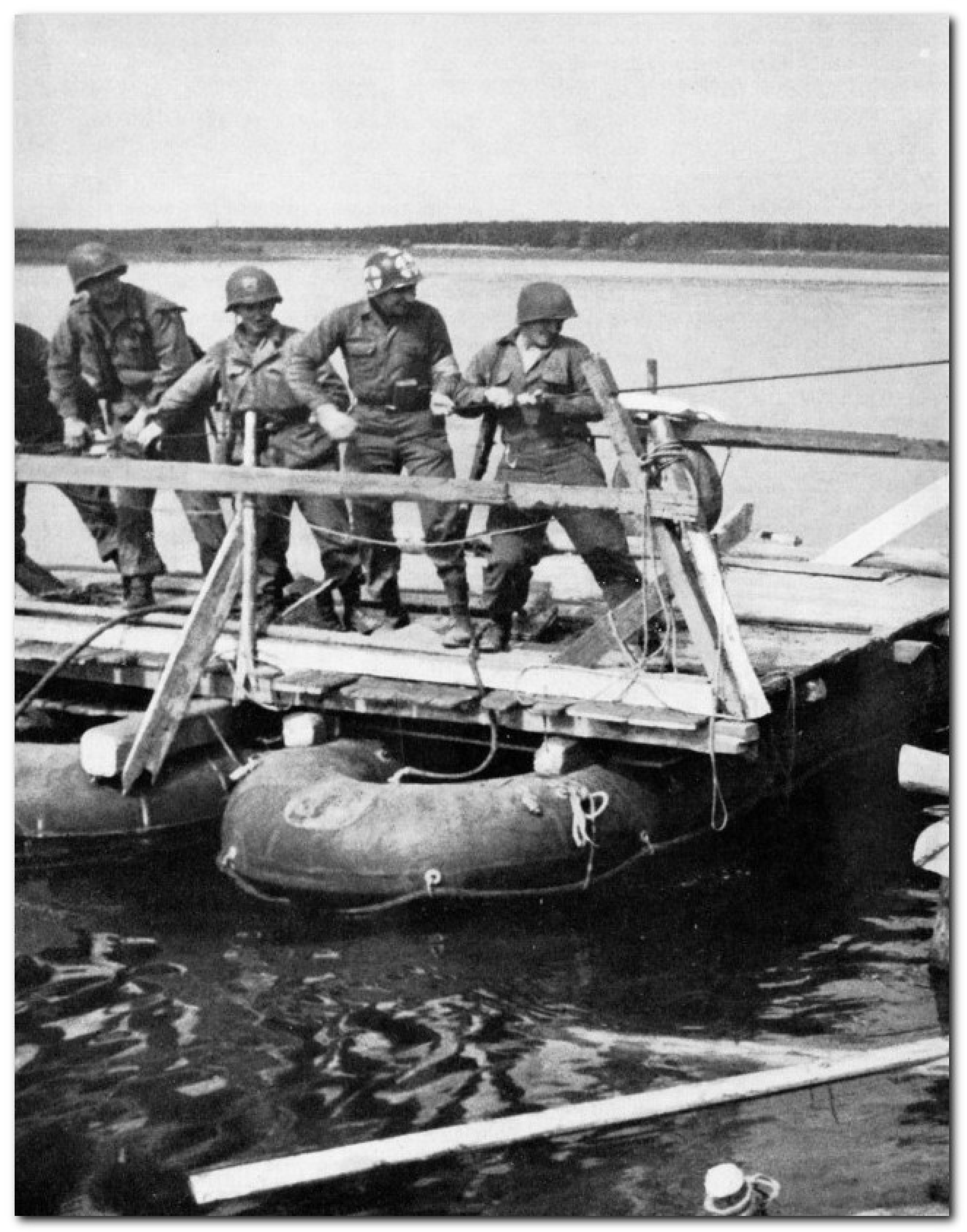




Lenkung der Menschenströme zu organisieren, ist nicht möglich, denn es ist immer noch Krieg, Berlin ist noch nicht gefallen. Deshalb werden die Flüchtlinge in den Übernachtungslagern überzeugt, wenigstens noch ein paar Tage abzuwarten, bis es feststehende Marschwege gibt. Man hört zu, lächelt, nickt zustimmend mit dem Kopf: Ja, ja ... freilich ... yes. Und in der Frühe, kaum dämmert der Tag, ziehen sie weiter. Die Sehnsucht nach der Heimat erweist sich stärker als die Vernunft.

Sie ziehen dahin, in der Kühle des Frühlingsmorgens vor Kälte zitternd, hüllen sich in ihre zerrissene Kleidung und sind dennoch fröhlich und voller Lebenslust. Die Franzosen und Italiener singen sogar manchmal. Alle, die Kolonnen unserer Truppen begegnen, winken freundlich mit den Händen, schauen ihnen nach und rufen ihnen in verschiedenen Sprachen Worte des Dankes zu. Auch wir werden mit Grußworten bedacht. Während der Fahrt beginnt man unwillkürlich darüber nachzudenken, was es doch für ein Glück ist, die Uniform der Roten Armee tragen zu dürfen.

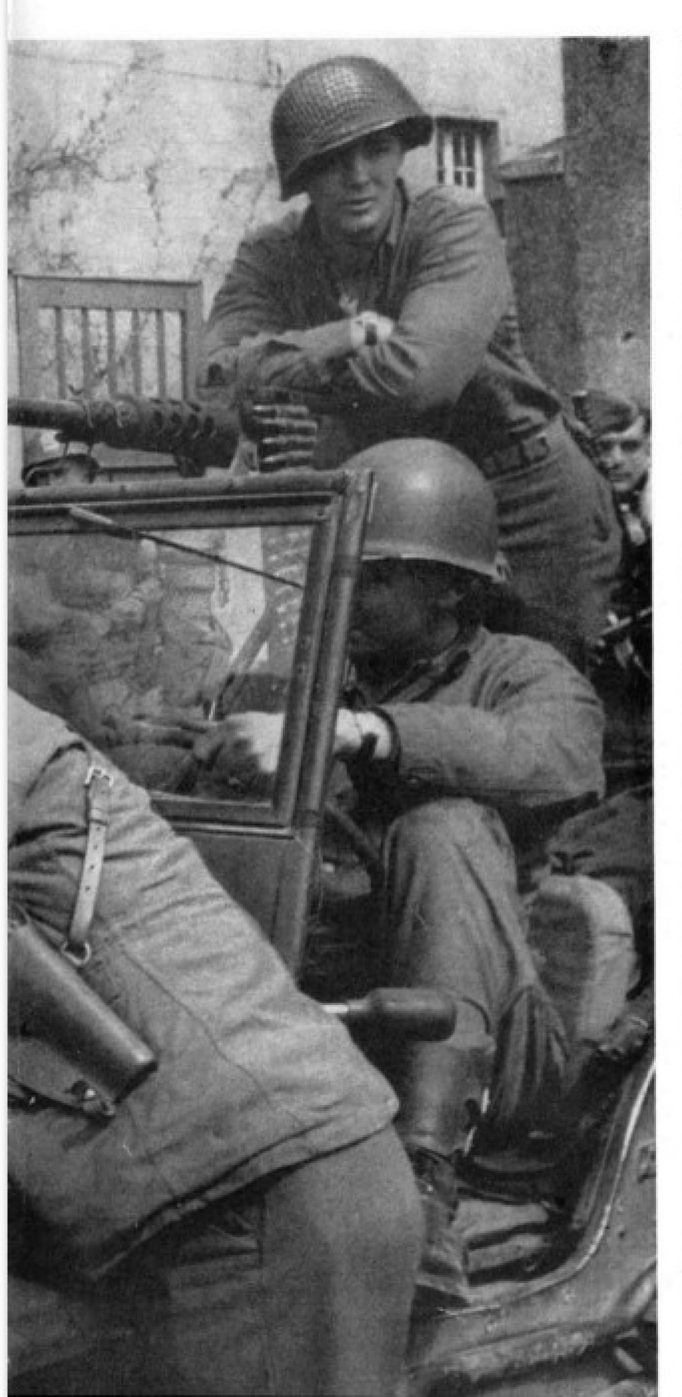
Boris Polewoi







Begegnung an der Elbe



Unsere Einstellung zu den Alliierten war unterschiedlich. Sie hat sich im Laufe des Krieges geändert. In den Tagen von Stalingrad, als bis zur Wolga nur noch wenige Meter blieben, die Alliierten aber die zweite Front immer wieder hinauszögerten, wurden die Beziehungen zu ihnen eindeutig unfreundlich. Die Politkommissare bemühten sich, diese Unfreundlichkeit irgendwie zu mindern. Später, als wir an der Wolga der faschistischen Bestie das Rückgrat gebrochen hatten, verwandelte sich die unfreundliche Einstellung gegenüber den zögernden Alliierten in Ironie. Wir waren natürlich dankbar für die Hilfe, die uns durch den Lend-Lease-Act gewährt wurde, aber diese Lieferungen konnten den wirklichen Beistand in einem so schweren Krieg nicht ersetzen. In der Truppe wurde gewitzelt: Das Schweinefleisch in Büchsen wurde „zweite Front" genannt, die wollenen Unterhosen — „ein Geschenk von Churchill". Nach dem Einzug der Verbündeten in die Normandie hörten derartige Späße auch ohne Agitation der Politkommissare von selbst auf. Als sich die Offensive der alliierten Truppen in den Ardennen in einen Rückzug verwandelte, wurden sie von unseren Soldaten schon aufrichtig bedauert: Na ja, schließlich sind die Jungen noch nicht abgehärtet. Macht nichts, sie müssen noch ein bißchen kämpfen lernen.

Und nun diese Begegnung hier, im Süden Deutschlands. Der Krieg scheint an diesem Fluß aufgehört zu haben. Die durch die Kampfhandlungen an der Wisła, Oder und Spree gestählten Sturmbataillone hätten aus der Bewegung und ohne Mühe den Brükkenkopf am anderen Ufer erobern können, wäre nicht der Befehl zu einer Pause in einem Wald in der Uferzone erteilt worden.

Hier begann im Schutz der Bäume und Sträucher eine eifrige Vorbereitung zu der freundschaftlichen Begegnung mit den Verbündeten. Die Uniformblusen wurden gewaschen und auf den Sträuchern zum Trocknen aufgehängt, alle Knöpfe wurden blankgerieben, Kragenbinden angenäht und Stiefel geputzt. Kennzeichnend war das Interesse für solche Dinge wie

schwarze Stiefelwichse, Schuhcreme und Eau de Cologne, für die zuvor im Krieg keine Nachfrage bestand. Jetzt aber verschwanden sie schnell von den Ladentischen der Geschäfte. Um diese Mangelware zu besorgen, mußte sogar ein Fahrzeug zur zweiten Staffel geschickt werden. Die Politkommissare berichteten von Amerika, vom Staatsaufbau des Landes, von den Befreiungskriegen Washingtons, von den Maßnahmen Lincolns gegen die Rassenhetze, von den Gesetzen Jeffersons.

Es wurde ausgemacht, die Gäste, sobald sie an diesem Ufer eintreffen, freundlich und zuvorkommend zu empfangen, ohne sie mit der stürmischen russischen Gastfreundschaft zu erschrecken. Hauptmann Alexander Ustinow, der dieses Treffen für die kommenden Generationen festhalten sollte, suchte unter den Funkerinnen und den jüngeren medizinischen Fachkräften einige nette Mädchen aus, die auf seinen Aufnahmen die kraftvolle Schönheit der Russin demonstrieren sollten. Mit einem Wort, man hat sich planmäßig vorbereitet. Aber es kam anders.

Als am gegenüberliegenden Ufer über den rußgeschwärzten Ruinen der Stadt Torgau die große rote Sonne aufging, die aus dem kalten Flußwasser aufzutauchen schien, meldeten die Beobachter aus dem Gebiet der Uferzone folgendes: Jenseits des Flußüberganges sind Militärpersonen im Blickfeld.

Durch das Gebüsch gingen der Leutnant und ich zum Fluß. Tatsächlich, aus den verzweigten Straßen kam ein Jeep auf das hohe Ufer geschossen. Er war brechend voll von robusten Burschen mit einer Uniform, die wir noch nie gesehen hatten und die an unsere Schianzüge erinnerte. Auf dem Kopf trugen sie mit Tarnnetz bezogene Stahlhelme. Plötzlich begriffen alle — die Amerikaner!

Da ging was los! Die Flußniederung, soeben noch menschenleer, war bis zur Flußbiegung von Soldaten übersät. Sie winkten mit den Händen. Feld- und Schirmmützen flogen in die Luft. Die Hände trichterförmig gefaltet riefen sie:

„Hallo, Jungs!“
„Los, kommt her!“

Auf der anderen Seite bevölkerte sich das Ufer mehr und mehr. Nach dem Jeep erreichten LKWs die Uferstraße. Die Amerikaner riefen und winkten gleichfalls.

Man spürte, daß unsere Soldaten es nicht mehr abwarten konnten, unmittelbaren Kontakt zu den Alliierten aufzunehmen. Einige alte Boote lagen umgekippt im Sand. Jedoch den Soldaten war bereits eingeschärft worden: Die Wasserscheide ist die Demarkationslinie zwischen den beiden verbündeten Armeen. Plötzlich verletzten die Amerikaner diese Linie. Sie hatten eine alte baufällige Barkasse gefunden und ins Wasser gelassen. Da keine Ruder vorhanden waren, ruderten sie mit den Brettern der Bänke über den Fluß, der jetzt im Frühling eine starke Strömung hatte. An einer Stromschnelle wurde die Barkasse von der schnellen Strömung erfaßt und direkt auf das Eisengeflecht einer gesprengten Brücke, die ins Wasser hing, getrieben. Das Boot befand sich in einer gefährlichen Situation. Es konnte an die Eisenschwellen schlagen. Da kam der Scharfsinn der Russen zu Hilfe. Einige Soldaten liefen am Ufer bis zur Brücke, zogen ihre Stiefel aus und kletterten auf die ins Wasser hängende Stahlkonstruktion. Als der amerikanische Landungstrupp an die Brücke getrieben wurde, ergriffen Dutzende Hände die alte Barkasse, so daß sie nicht zerschellen konnte; einige Soldaten, die ins Wasser gesprungen waren, brachten das Boot ans Ufer.

Der befreundete Landungstrupp, der so mutig ohne Ruder die schnelle Elbe überquert hatte, wurde mit offenen Armen empfangen. Die von Ustinow ausgewählten jungen Mädchen überbrachten den Alliierten Sträuße von Faulbeerzweigen.

Warum soll man verschweigen, daß alle Etikette des militärischen Zeremoniells beiseite geworfen wurden? Die Soldaten der verbündeten Armeen waren einfach russische und amerikanische junge Leute, die

sich über dieses Treffen aufrichtig freuten. Sie umarmten einander, küßten sich, stießen sich gegenseitig mit der Faust vor die Brust und schlugen mit der Hand kräftig auf den Rücken des anderen und auch ein Stückchen tiefer. Aus den Rucksäcken wurden die sorgfältig aufbewahrten Feldflaschen und die als Trinkbecher dienenden Konservenbüchsen herausgeholt. All das spielte sich auf der grünen, vom Sonnenlicht überfluteten Flußniederung ab, wo es nach frischem Grün roch und die Vögel ein nicht enden wollendes Konzert gaben.

Zwischen den „Hausherren" und ihren Gästen hatten sich schon lebhafte Gespräche angebahnt, die mit Hilfe von einigen bekannten russischen oder englischen Worten und vielen Gesten zustande kamen; zwei Gesten waren vorherrschend: Ein hocherhobener Daumen bzw. Daumen und Zeigefinger, die einen Kreis bildeten, was bei den beiden hohen verhandelnden Seiten ungefähr die gleiche Bedeutung hatte — prima, okay!

Aller Ärger und jeglicher Verdacht waren vergessen. Die Soldaten der verbündeten Armeen hatten zusammengefunden, und diese fröhliche Ausgelassenheit bedeutete, wie mir schien, weit mehr als die Berührung zweier verbündeter Armeen im Laufe einer Operation, zweier Armeen, die schon seit langem von Westen und Osten her im Gefecht zueinander in Bewegung waren.

Boris Polewoi



Der erste Mai in Berlin

Das ist das eigenartigste Bild an vorgeschobener Stellung, das ich in all den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges jemals gesehen habe. Stellen Sie sich einen Platz in der Größe eines Sportstadions vor, der völlig bedeckt ist mit einem chaotischen Durcheinander von Schotter, Kalk und Beton, aus dem zerbrochene Balken, Eisenstäbe von Straßenbahnmasten, korkenzieherartig verformte Eisenträger und Baumstümpfe ragen. In der Mitte ein riesiger Bombentrichter mit einem Durchmesser von gut 100 m, der schon mit trübem, weißlichem Wasser angefüllt ist. Den Trichter hinterließ eine Zehntonnenfliegerbombe, die die Alliierten abgeworfen hatten. Bei der Explosion sind einige Wohnviertel zerstört und zu einem einzigen Steinbruch geworden. Nur nach einem Emailleschild, das unsere Pioniere bei Ausgrabungen zu einem Unterstand für die Beobachtungsstelle des Regiments fanden, sowie nach dem Stadtplan von Berlin konnte man feststellen, daß hier einst eine Straße gewesen war.

Jetzt ist hier die vorgeschobene Stellung. Gestern, am Vorabend des 1. Mai, hat das Bataillon von Hauptmann Jeshikow unter dem Feuerschutz der Selbstfahrlafetten diese Gegend angegriffen und diesen Steinbruch im Zentrum Berlins vom Feind gesäubert. Jetzt halten unsere MG-Schützen, die sich in den Steinblöcken eingenistet haben, den anliegenden Raum unter Feuerbeschuß. Man kann sich nur schwer eine noch ungemütlichere Ecke vorstellen als diese Ruinen, die immer noch rauchen und einen scharfen, bitteren Brandgeruch ausströmen. Aber der Krieg hat unsere Leute gelehrt, sich allen Bedingungen anzupassen.

Die Explosion der Zehntonnenbombe hatte die Häuser weggefegt, aber die Keller, die von den Deutschen als Luftschutzbunker ausgebaut worden waren, blieben erhalten. Hier nun machten es sich die Soldaten bequem, die eine Pause verdient hatten. Der umsichtige Stabsfeldwebel Chartschenko versorgte alle mit Federbetten und Kopfkissen, die er in den Trümmern gefunden hatte. Zu seinem Bedauern wurden sie aber in dieser Nacht nicht benutzt, denn der Deutsche „wurde aktiv“, wie man hier sagt. SS-Leute hatten sich durch die Kanalisation einen Weg in den Rücken des Bataillons gebahnt und versuchten, es von den anderen abzuschneiden. Diejenigen, die sich zur Ruhe begeben hatten, wurden wieder alarmiert. Einige SS-Männer, die schon nach oben gekrochen waren, wurden gefangengenommen. In den Einstieg der Kanalisation wurde eine Granate geworfen und zur Sicherheit wurde er noch mit Steinen versperrt. Vier Gefangene wurden bis zum Morgen in eine Kammer eingesperrt. Nach diesen Ereignissen hätte die Kompanie, die gerade nicht kämpfte, ihre dreimal verdiente Pause fortsetzen können, dennoch legte sich niemand in die verlockenden Federbetten. Die Atmosphäre des nahenden Feiertages drang auch hierher, an die vorgeschobene Stellung, in diese steinernen Katakomben unter den häßlichen Trümmern, direkt ins Zentrum der gehaßten feindlichen Hauptstadt, die sich immer noch zur Wehr setzte.

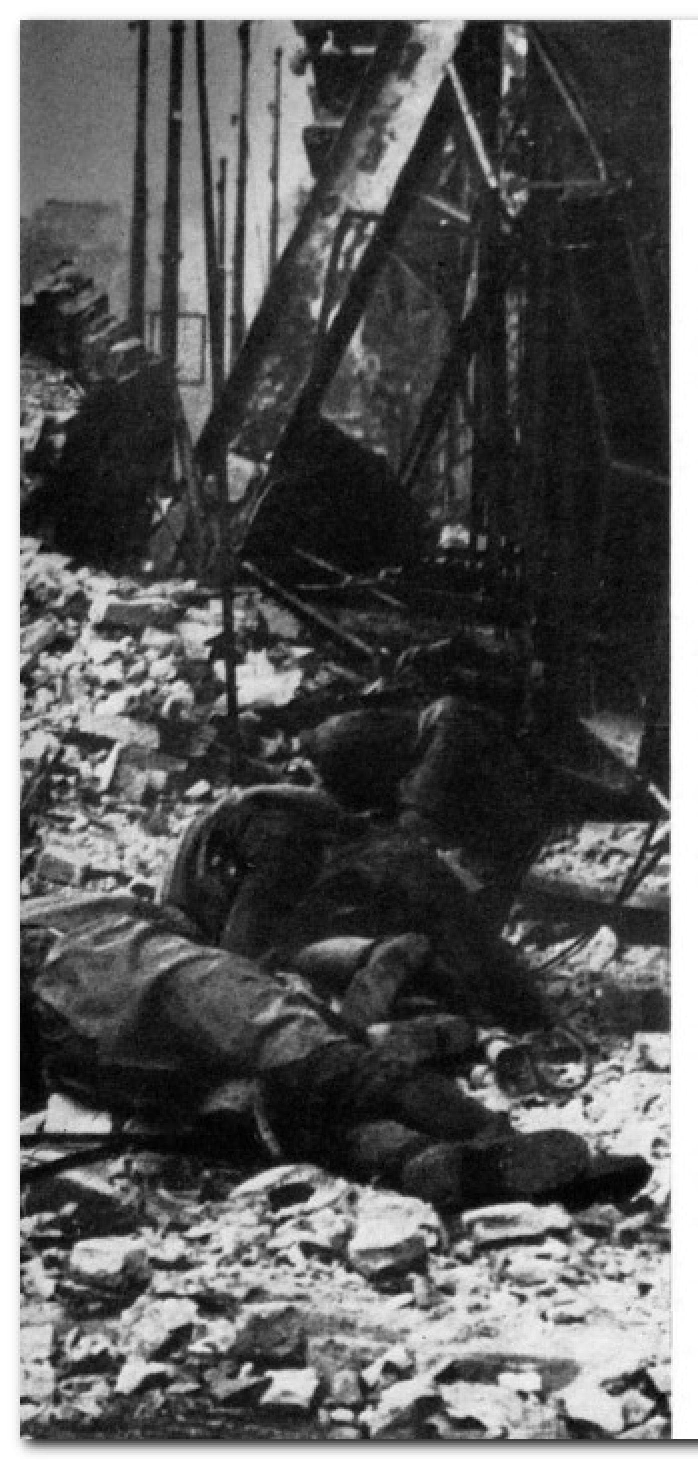
Die Sowjetsoldaten erlebten den 1. Mai in Berlin, im Zentrum des feindlichen Lagers, zu dem sich jeder von ihnen schon fast vier Jahre mit dem Gewehr in der Hand über Tausende Kilometer, über Dutzende Flüsse, durch Hunderte Kämpfe durchgerungen hatte. Jeder dachte jetzt an sein Zuhause, an die ferne Heimaterde, an seine Angehörigen, die er schon so lange nicht mehr gesehen hatte.

„Bei uns blühen jetzt die Kirschen“, brachte Stabsfeldwebel Chartschenko unter einem Seufzer hervor. „Wenn ihr euch doch endlich hinlegen würdet, Brüder! Schließlich habe ich die Leute doch nicht zum Spaß nach dem Federzeug herumgejagt!“

„Sei nicht böse, Stabsfeldwebel, hier kann sowieso keiner einschlafen“, antwortete der Gefreite Zibin, ein großer, bärtiger, schon etwas älterer Mann, der eifrig die rötlichen abgewetzten Stellen seiner Ledersatzstiefel, die schon Tausende Kilometer hinter sich hatten, mit Tinte einrieb. Er hatte schon gestern seine Uniformbluse gewaschen, sie an den heißen kupfernen Ecken der Feldküche gebügelt, mit Kreide seine zwei Tapferkeitsmedaillen geputzt und beendete nun seine feiertägliche Toilette.

Gefreiter Iwan Zibin ist Scharfschütze und nicht nur in seinem Regiment, sondern in der ganzen Division berühmt. Dieser sibirische Jäger hat im Krieg zwei Brüder und einen Sohn verloren. Er verfolgte den Feind von Orjol bis nach Berlin. Mit seinem Scharfschützengewehr traf er über 50 deutsche Solda-





ten und Offiziere; wieviel er aber im Kampfgetümmel vernichtete, hat er nicht gezählt.

Gestern nun passierte ihm folgendes. Durch das Knattern des Schußwechsels hörte er irgendwo zwischen den Steinen das Weinen eines Kindes. Zibin verstand kein Wort der fremden Sprache, er begriff nur, daß um Hilfe gerufen wurde. Er sprang über die Steine, passierte die ungeschützte Stelle und kroch an eine Spalte heran. In dem von einer Mine aufgerissenen Keller erblickte er eine tote Frau, eine Deutsche. Ein Splitter hatte ihr den Schädel zertrümmert. Neben ihr weinte ein sechsjähriges Mädchen, das sich an die tote Mutter schmiegte. Trümmer des zerstörten Gewölbes hingen über ihm, erbebten bei jeder Explosion und drohten herabzufallen. Nachdem sich Zibin überzeugt hatte, daß die Mutter tot war, nahm er das Kind und trug es, mit seinem Körper schützend, an einen ungefährlichen Ort. Die in den Trümmern des gegenüberliegenden Hauses sitzenden Deutschen eröffneten auf ihn das Feuer, und der Splitter einer Mine zerfetzte Zibin den Stiefelschaft. So rettete dieser Mensch, dem die Deutschen drei nahe Verwandte getötet hatten, und der selbst dreimal im Kampf verwundet worden war, unter Einsatz seines Lebens ein deutsches Kind …

Beim Licht von Petroleumfunzeln, die aus Geschossen gebastelt worden waren und die auch hier, in Berlin, „Stalingrader“ genannt wurden, herrschte die ganze Nacht in den Kellern ein freudiges, geschäftiges Treiben zu Ehren des morgigen Feiertages. Man putzte und schrubbte, wusch sich gründlich und kümmerte sich um die Uniformen.

Hauptmann Jeshikow rieb sich fröhlich die Hände. Es freute ihn, daß dieser große Feiertag hier bei ihm wie unter normalen Bedingungen, wie in unserer weit entfernten, geliebten Heimat begangen wird. Wißbegierig fragte er mich über Moskau aus, erkundigte er sich nach Neuerscheinungen in der Literatur, nach neuen Theaterstücken, nach dem Wiederaufbau der von den Deutschen zerstörten Städte und kehrte immer wieder zum gleichen Gedanken zurück: Trotzdem feiern auch wir! Bescheiden, aber wir feiern.

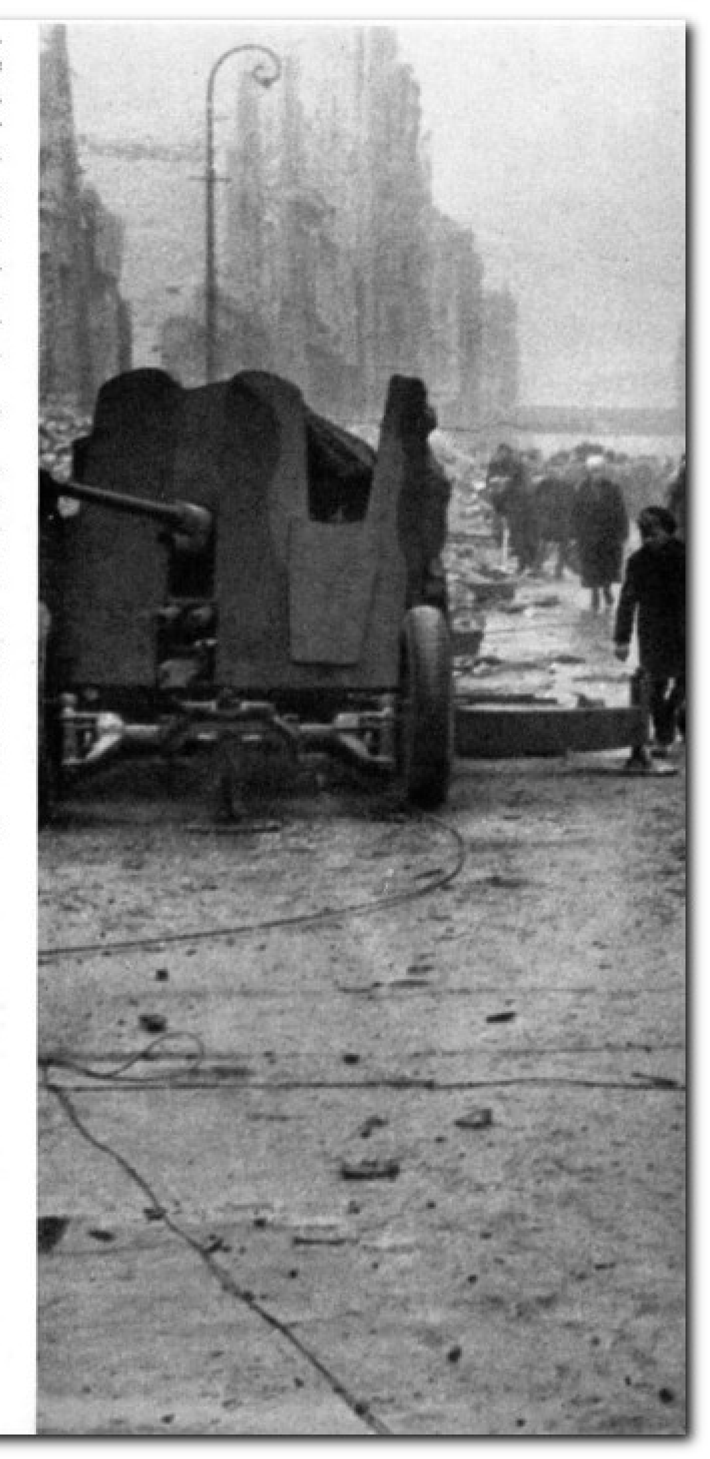
Gegen Morgen kletterten wir beide zusammen nach oben. Von der Höhe dieser Steinberge aus sahen

wir die Stadt Berlin. Sie war eingehüllt von Rauch. Eine große, schweigende, finstere Stadt. All ihre Türme und Turmspitzen, ihre Industrieschornsteine, Antennenmasten und die dunklen Zacken der steinernen Trümmerhaufen schienen von dem Gedröhn der Artilleriekanonade zu zittern und zu beben. Ich erinnerte mich dabei an die uns heiligen Ruinen von Stalingrad, an die verrauchten und mit Blut befleckten Steine Hunderter durch die Deutschen zerstörter sowjetischer Städte, die ich in den Kriegsjahren sehen konnte. Und nun wurden die Trümmer der deutschen Hauptstadt von den Salven unserer Geschütze erschüttert.

„Von diesem Tag habe ich die ganzen vier Jahre geträumt", sagte Hauptmann Jeshikow.

Ein Melder aus dem Regimentsstab überbrachte ihm ein verschlossenes Schreiben. Es war ein Einsatzbefehl. Zusammen mit den nahenden Selbstfahrlafetten sollte das Bataillon wie das ganze Regiment um 5.00 Uhr zum Angriff übergehen. Einen Augenblick später liefen die Soldaten in Schützenketten mit MPis aus den Kellern hinaus, sich im Gehen die Uniform zuknöpfend, den Riemen straffziehend. Zur gleichen Zeit, da in Moskau auf dem Roten Platz die Parade zu Ehren des 1. Mai stattfand, ging das Bataillon von Hauptmann Jeshikow im Zentrum von Berlin zum Angriff über.

Boris Polewoi





Im deutschen Generalstab

Äußerlich ist dies eine gewöhnliche deutsche Ortschaft, wie sie in der Berliner Vorstadt häufig anzutreffen sind. Steinhäuser, alle einander ähnlich, eine emporragende rote Kirche, die aussieht, als habe sie unter dem Befehl „Stillgestanden" Haltung angenommen, dürre Bäumchen vor Wein umrankten Häusern und die Tauben unter dem Dach.

Die Ortschaft erstreckt sich bis zum Wald, der dicht und sauber ist. Hier ändert sich plötzlich das Bild. Im Dickicht der Bäume stehen 24 Betonhäuser, die bunt angestrichen und in einem künstlich angelegten Kiefernwald verborgen sind. Die Betonwege zwischen den Häusern sind mit Netzen bespannt. Die hohen Drahtzäune, die ehemals unter Hochspannungsstrom standen, die Kampfanlagen, an Straßen und Wegen ausgehobene Wolfsgruben sind mit graugelber Farbe bespritzt und auch in geringer Entfernung kaum zu erkennen.

In dieser äußerlich friedlichen Ortschaft, genauer gesagt tief unter der Erde, befand sich während des Krieges Hitlers Hexenküche, der deutsche Generalstab. Offiziell war er natürlich in Berlin. Über dem Generalstabsgebäude in Berlin wehte die Flagge, und prunkvoll gekleidete Pförtner öffneten lautlos die Türen. Hier, in Zossen, gab es weder Einlaßpersonal noch Flagge. Diejenigen, die das Blut von ganz Europa vergossen hatten, lebten wie die Maulwürfe in Erdhöhlen.

Der deutsche Ingenieur Hans Beltow, ein schon bejahrter Mann, der das komplizierte Stromleitungssystem beaufsichtigte, wollte sich nicht mit den deutschen Truppen absetzen. Er zeigt uns die ganze Einrichtung.

Wir steigen durch einen unterirdischen Gang hinunter. Der Fahrstuhl ist nicht in Betrieb, und so müssen wir auf den Stufen der Wendeltreppe, die uns endlos erscheint, viele Male im Kreise gehen, bis wir endlich den Boden dieses Schachts erreichen. Wir sehen eine ganze unterirdische Stadt. Lange, verzweigte Korridore, viele Zimmer mit Nummernschildern an den Türen.

Alles in der Hexenküche Hitlers zeugt davon, daß der Schlag der Roten Armee so vernichtend und unerwartet war, daß er sogar die Mitarbeiter des Generalstabes überraschte. Der Fußboden ist mit Schriftstücken, Karten und Nachschlagewerken bedeckt. Im Arbeitszimmer des Stabschefs liegt auf dem Schreibtisch ein Morgenrock, auf dem Boden ein Paar Hausschuhe, im Nebenzimmer wurde ein zerwühltes Bett zurückgelassen. Vor dem Bett auf dem Nachttisch stehen eine angetrunkene Flasche Wein und Weingläser, liegen Äpfel. Ein Koffer mit Wäsche, eine Fotografie Hitlers mit eigenhändiger Unterschrift und Familienfotos, von denen der Deutsche sich gewöhnlich nicht trennen kann.

Von der Panik, die die Generalstäbler erfaßt hatte, zeugen die letzten Aufzeichnungen des Fernschreibers in der Nachrichtenzentrale des Stabes. Wir trafen die Zentrale und ihre Nebenstellen unversehrt an. Endlose Reihen von Fernschreibern standen in trübem Licht, die Zeiger der stehengebliebenen Uhr zeigten zwanzig Minuten vor drei. Um diese Zeit erstarb hier jegliches Leben. Während die Mitarbeiter des Generalstabs die Flucht ergriffen, ließen sie einen Soldaten, den Fernschreiber vom Dienst, zurück, der auf die Anrufe antworten sollte. Auf dem Fernschreiber des Diensthabenden fanden wir die letzten Textbänder, die zeigten, in welcher Stimmung die ehemaligen Herren ihr Räubernest verlassen hatten.

Hier einige Auszüge dieser Bänder (ich verändere nichts und füge auch nichts hinzu):

„Ich habe ein Eiltelegramm nach Oslo."

„Tut mir leid, aber wir geben nichts mehr durch. Es sind schon alle weggefahren. Ich bin der letzte. In einigen Stunden breche ich die Verbindung ab."

„Ist denn in Berlin niemand, der es mit dem Kurier mitschicken könnte?"

„Oh weh, nein!"

„Gott noch mal, hier ist was los, da haben wir es ..."

„Achtung! Ich habe ein Blitz für das Oberkommando der Wehrmacht, Abt. West, Generalleutnant Wister."

„Wir nehmen nichts mehr an."

„Warum?"

„Ich habe gesagt, daß ich nichts mehr entgegennehme und damit basta. Alle haben sich aus dem Staube gemacht. Ich kann nicht jedem einzelnen einen ganzen Roman erzählen ..."

„Ich möchte bloß wissen, wie die Lage bei uns ist."





„Ausgezeichnet, wie immer. Wenn Sie mich hier sehen könnten! Ich sitze in voller militärischer Ausrüstung mit der MPi da. Alle sind abgehauen, ich bin allein übriggeblieben. Die Stimmung ist unter dem Nullpunkt."

„Na, in Berlin ist die Stimmung doch sicher gut?"

„Natürlich, prima, wie immer. Jeder träumt von einem Bad und etwas Anständigem zwischen den Zähnen, aber mir hängt die Schlinge um den Hals ..."

„Haben Sie mit Prag Verbindung?"

„Quatschkopf, hier gibt's keine Verbindung, ich bin der letzte. Meine Güte, da haben wir uns etwas an den Hals gekämpft! Mit Deutschland ist es aus. Die Russen stehen buchstäblich vor der Tür. Ich haue die Leitung kurz und klein."

Übrigens, im letzten Moment, als sich unsere MPi-Schützen in der Tür des Fernschreiberraumes zeigten, fehlte dem Soldaten der Mut, die Apparatur zu zerstören. Er dachte ganz richtig, daß es sich nicht lohne, für die Generäle zu sterben, die ihn nach dem verlorenen Krieg hier allein in dem Verlies zurückgelassen hatten, und er hob die Hände.

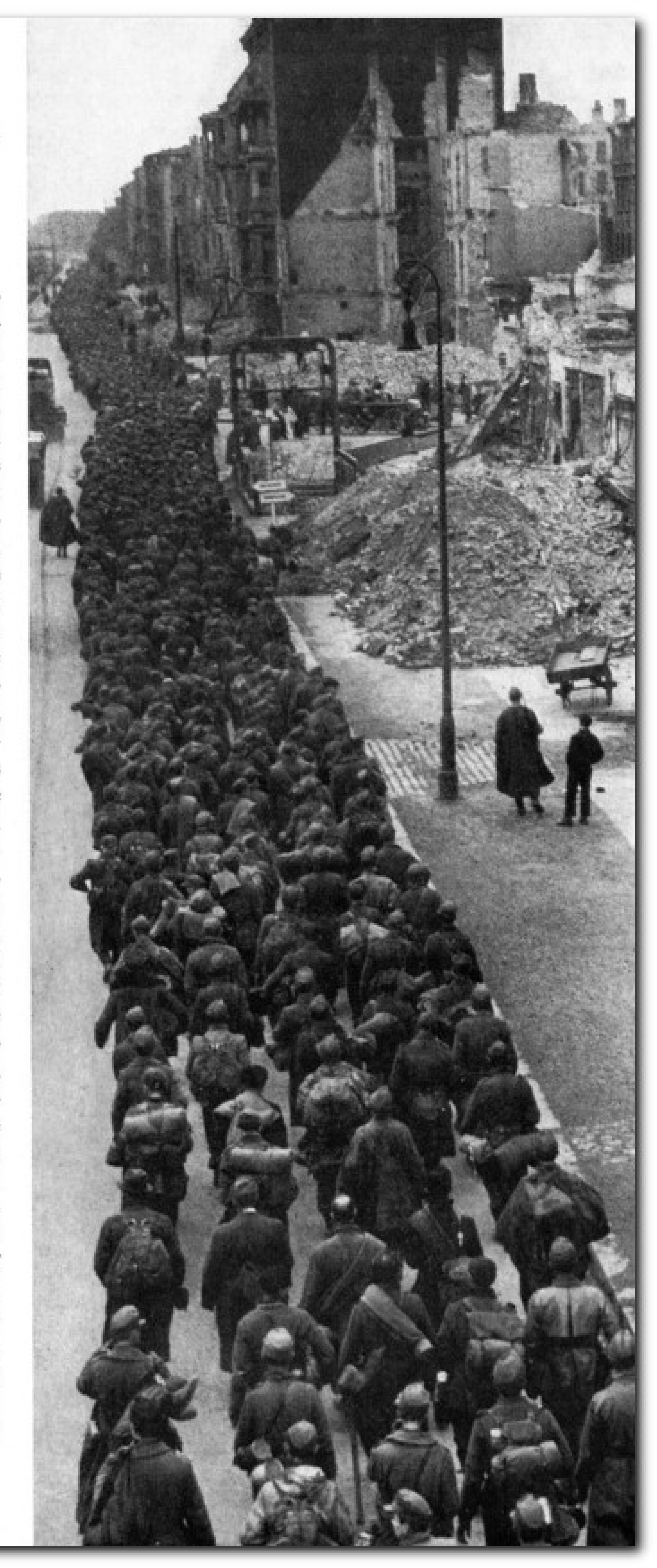
Noch eine weitere interessante Einzelheit fiel mir auf, als wir durch die leeren Zimmer des Generalstabs gingen. Das waren die handgeschriebenen Aufschriften, die an den wichtigsten Aggregaten der Fernschreiberanlage hingen. Sie waren in fehlerhaftem Russisch geschrieben. Sofort konnte man feststellen, daß sie nicht von der Hand eines Russen stammten: „Soldaten! Diese Apparate bitte nicht berühren und zerstören. Das ist eine sehr wertvolle Trophäe Ihrer Roten Armee."

Diese Schildchen waren von den Ingenieuren, die die unterirdische Energieanlage beaufsichtigten, geschrieben. Obwohl allen Mitarbeitern und Zivilangestellten des Generalstabs unter Androhung sofortiger Erschießung befohlen worden war, die Fahrzeuge zu besteigen und abzufahren, waren die Ingenieure in den unterirdischen Stahlschrank des Zeitpultes gekrochen und kamen erst wieder hervor, nachdem die letzten Fahrzeuge mit den Generalstäblern verschwunden waren.

Boris Polewoi

Auszug aus dem Buch „Und jeder Tag ist lang..."

...Wir waren noch nicht ganz bis an den Berliner Ring gekommen, da bot sich unseren Augen auf der Autobahn selbst und noch etwas weiter abseits ein furchtbarer Anblick dar. Hier liegt zu beiden Seiten der Autobahn dichter Wald, durch den eine Waldschneise führt, deren Ende in beiden Richtungen nicht zu erkennen ist. Auf dieser Schneise durchquerten die deutschen Truppen, die während des Sturmes auf Berlin noch an der Oder standen, die Autobahn, und versuchten durchzubrechen. Die Kreuzung der Autobahn mit der Schneise, zu der wir heute gelangten, wurde wahrscheinlich gegen Morgen, also vor wenigen Stunden, zur Stätte ihres endgültigen Untergangs. Folgende Situation: Vor uns liegt Berlin, rechts die Schneise, auf eine kaum vorstellbare Weise vollgestopft von Panzern, PKW, Panzerspähwagen, LKW, Sonderfahrzeugen und Bussen des medizinischen Dienstes. Hier herrscht ein unüberschaubares Chaos, das Unterste ist zuoberst gekehrt, verschiedene Fahrzeuge stehen auf den Hinterachsen, andere sind umgekippt... Im Umkreis sind Hunderte von Bäumen, wahrscheinlich als der Feind versuchte zu wenden, um sich zu retten, zermalmt worden. In diesem Durcheinander von Eisen, Holz, Waffen, Koffern, Schriftstücken und noch etwas, was verkohlt und darum kaum definierbar ist, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Menschenleiber. Es scheint, daß die ganze Schneise so aussieht. Im Wald liegen verstreut Leichen und nochmals Leichen, Leichen von Menschen, die unter dem Beschuß in panischer Angst auseinandergelaufen waren. Neben den Leichen liegen, wie ich plötzlich bemerke, Lebende. Sie sind verwundet, liegen auf ihren Uniformmänteln, auf Decken, sitzen an Bäume gelehnt, die einen mit Verbänden, die anderen blutüberströmt und noch nicht verbunden. Ich habe nicht sofort bemerkt, daß einige Verwundete auf Decken und Mänteln direkt am Straßenrand liegen. Dann sehe ich, auch das habe ich nicht gleich mitbekommen, andere Menschengestalten zwischen ihnen, wahrscheinlich sind es Ärzte und Sanitäter. All das geschieht rechts. In der Mitte verläuft die Autobahn. Sie ist breit, asphaltiert und schon für den Verkehr



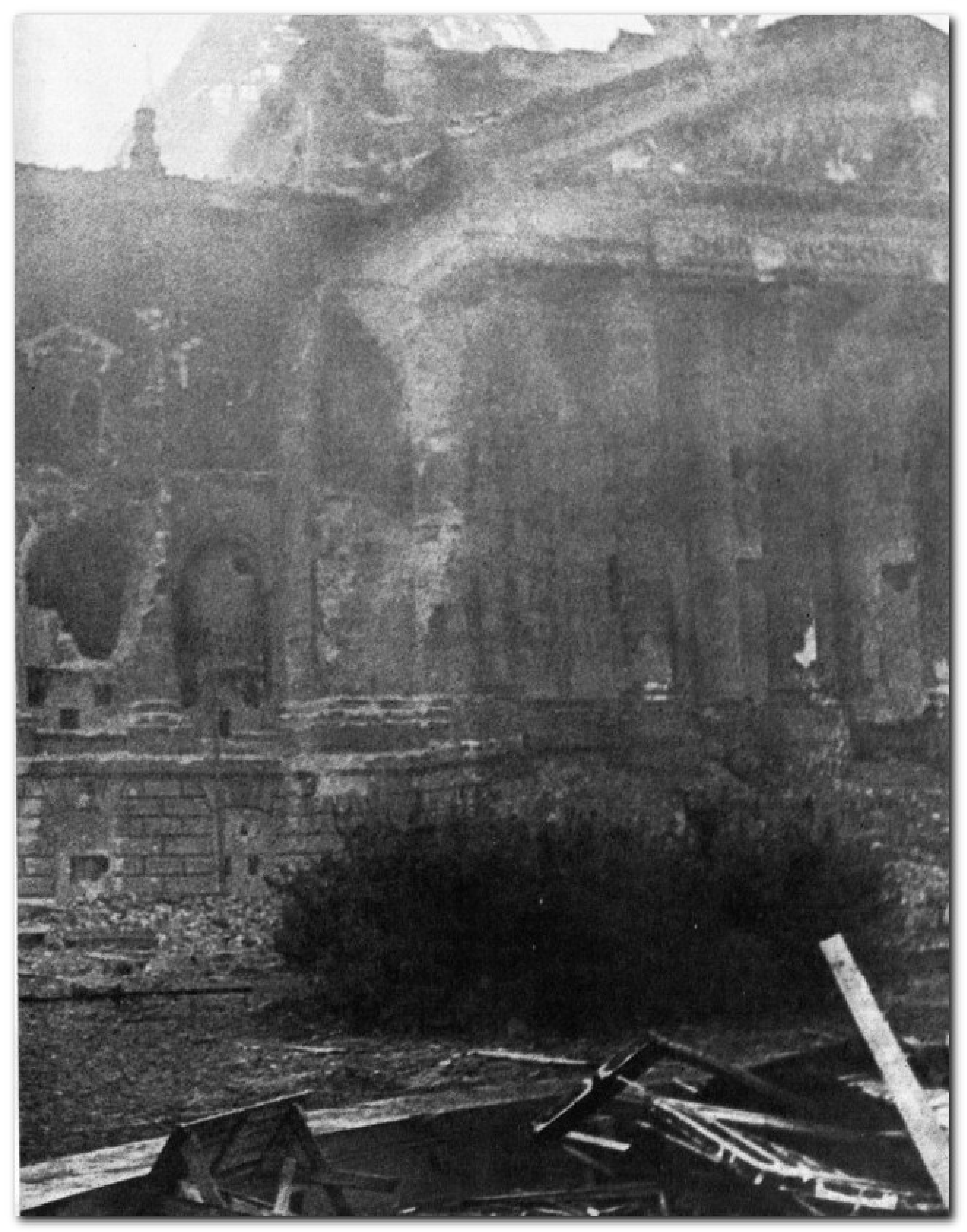




freigegeben. Auf 200 m ist sie übel zugerichtet. Große und kleine Bombentrichter, an denen jetzt die Fahrzeuge von der Front im Zickzack vorbeibalancieren und weiter in Richtung Berlin eilen, haben sie so zerfurcht, daß sie aussieht, wie von riesigem Ausschlag befallen. Links von der Chaussee erstreckt sich die Waldschneise weiter. Den Teil der deutschen Kolonne, der die Chaussee schon überqueren konnte, hatte das Schicksal hier ereilt. Wieder zieht sich ein Durcheinander von verbrannten, zerstörten und umgestürzten Fahrzeugen ins Unendliche. Wieder Leichen und Verwundete. Soweit mir ein Offizier in der Eile mitteilen konnte, war diese riesige Kolonne hier vom Geschützfeuer einiger Regimenter schwerer Artillerie und einiger „Katjuscha"-Regimenter erfaßt worden. Die Geschütze waren vorsorglich in der Nähe konzentriert und hatten diese Schneise aufs Korn genommen, da der Versuch der Deutschen, an dieser Stelle durchzubrechen, als eine der wahrscheinlichsten Möglichkeiten galt. Als wir diesen schrecklichen Ort zurückgelassen hatten, kam uns nach einigen Kilometern aus Richtung Berlin eine Fahrzeugkolonne entgegen. Sie bestand aus fünf oder sechs Krankenwagen. Wahrscheinlich hatte jemand veranlaßt, einige Ärzte aus unseren Sanitätsbataillonen hierher zu beordern, um Hilfe zu leisten...

...Wir hatten das Berliner Randgebiet erreicht. Hier fand man sich kaum zurecht. Zuerst stießen wir zufällig auf eine Infanteriearmee, bei der wir uns aber nicht aufhielten, da die von ihr eingenommenen Stadtviertel irgendeinem rechts befindlichen Nachbarn übergeben wurden, sie selbst aber weiter nach links zog. Dann begegneten wir den Panzerleuten und stießen auf die Panzerarmee von General Rybalko. An der Kreuzung zweier zerstörter Straßen stand dicht am Bürgersteig sein „Villis", vorbei zogen Panzer mit offener Luke. Rybalko saß auf der Stoßstange seines Wagens, stemmte sich mit dem Rücken an den Kühler und schaute auf seine vorüberziehenden Panzer. Bei diesem warmen Maiwetter war er merkwürdig gekleidet. Er trug einen mit Pelz besetzten Wintermantel aus Tuch. Offensichtlich war er krank, denn er hatte die gelbliche ungesunde Gesichtsfarbe eines Menschen, der sich starken Schmerz verbeißt. Er unterhielt sich mit uns fast nur durch die Zähne. Ich sagte ihm, daß wir in seiner Armee bleiben wollten und fragte, in welche von seinen Einheiten wir fahren sollen, um näher ans Zentrum von Berlin zu kommen.





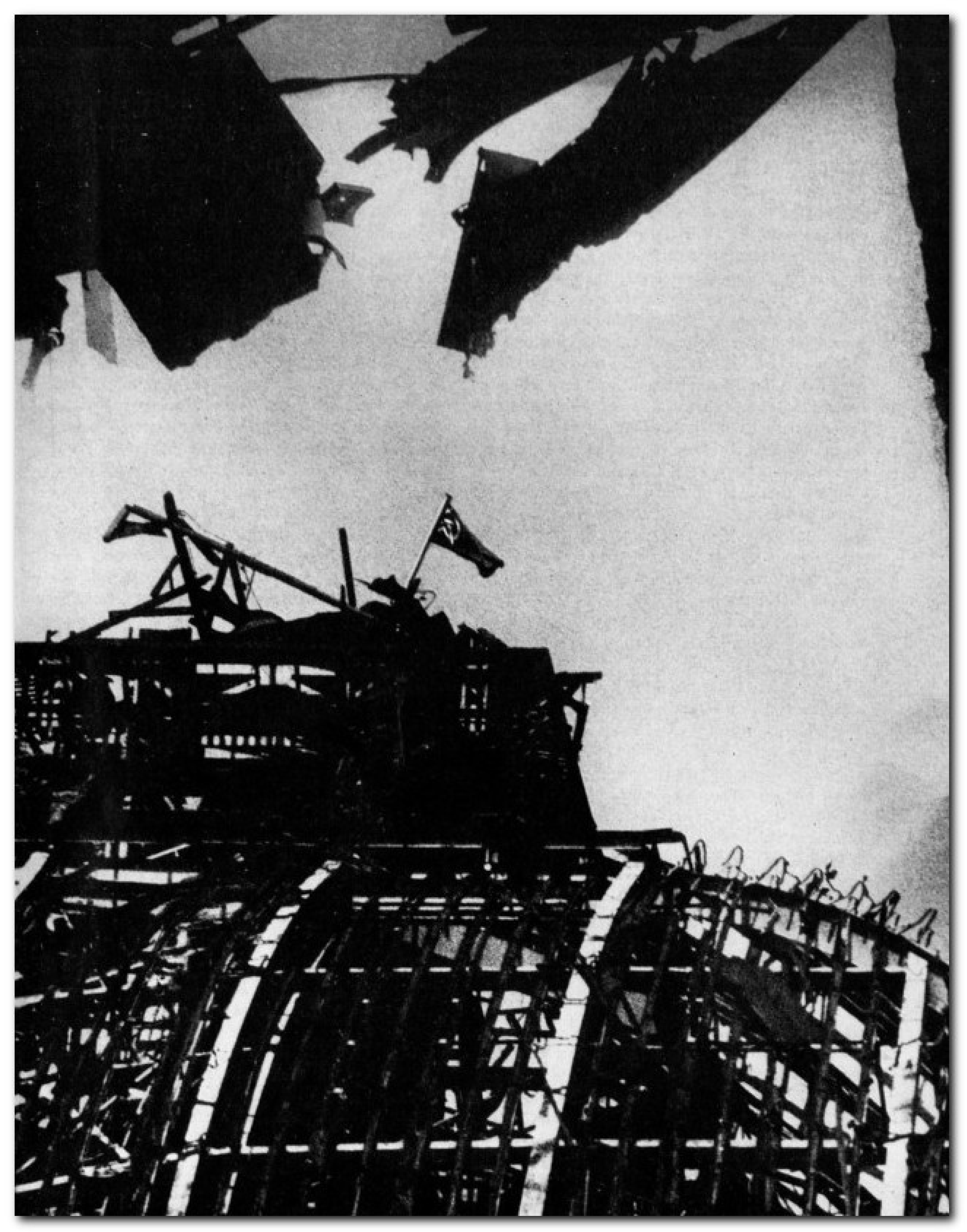
„In keine“, sagte er, „mit Berlin haben wir nichts mehr zu tun. Wir werden versetzt. Wohin? Viel wissen macht alt. Bleibt bei uns, ihr werdet alles rechtzeitig erfahren.“

Ich sagte ihm, daß wir nach Berlin müssen. Er zuckte mit den Schultern und wandte sich, ohne uns weiter zu beachten, seinen Untergebenen zu. Ich glaube, er war böse, daß seiner Armee schon der Versetzungsbefehl erteilt worden war, obwohl er gern noch geblieben wäre, um die Deutschen in Berlin zu erledigen. Wir ahnten damals noch nicht, daß eine Woche später die Panzer dieses Generals, der mit uns durch die Zähne gesprochen hatte, als erste in die Straßen von Prag einfahren würden. Hätten wir das voraussehen können, wären wir bei ihm geblieben.

...Ohne die Lage genau zu kennen, zogen wir von einer Einheit zur anderen, von einem Berliner Stadtteil in den anderen, vertrödelten wir einen Tag und eine Nacht in verschiedenen relativ wenig interessanten Gegenden Berlins. Endlich stießen wir auf die Armee von Tschuikow, der schon die Kapitulation der Berliner Garnison von Weidling entgegengenommen hatte. Letzte, abklingende Kämpfe gab es nur noch mit einzelnen deutschen Einheiten, die noch nichts von der Kapitulation erfahren hatten, oder mit SS-Gruppen, die sich dem Befehl widersetzten. Wie haben wir uns verflucht, daß wir die Gelegenheit verpaßt hatten, wenigstens bei den Kapitulationsverhandlungen dabeizusein. Tatsache bleibt Tatsache, daß ich eben nicht Augenzeuge dessen gewesen war, was als der Sturm von Berlin bezeichnet wurde. Ich habe nur noch den letzten Moment, nur noch die letzten Todeszuckungen des Faschismus erlebt...

...Der Abend naht. Wir nähern uns dem Zoo, dessen Mauer halb zerstört ist. Eine S-Bahn-Überführung. An der Überführung viele Leichen. Sie liegen nebeneinander, auf dem Rücken, mit dem Gesicht nach unten. Auf dem Fahrdamm flüssiges, noch nicht dunkel gewordenes Blut. Das hat sich gerade erst abgespielt. Hier muß irgendeine kleinere SS-Abteilung gekämpft haben. An der Überführung zwei stark beschädigte MG sowie anderthalb Dutzend Leichen, unter ihnen zwei tote weibliche Personen in SS-Uniform. Wie immer, wenn ich im Krieg tote Frauen sehe, empfinde ich auch hier, obwohl sie SS-Uniform tragen, ein Gefühl des Schauders und Mitleids. Wir klettern über die zerstörte Mauer des Zoogeländes und kommen durch den Park zum Elefantenhaus. Der größte Teil des Baus ist durch Bomben zerstört. In dem einzigen erhalten gebliebenen Teil wandert ein hungriger Elefant schwermütig hin und her. Daß der Elefant Hunger hat, erfahre ich von dem alten deutschen Wärter. Er und seine Frau sind bis zum Ende des Krieges im Zoo geblieben. Als ich versuche, mich in meinem gebrochenen Deutsch mit ihm zu verständigen, bittet er mich um Futter für seine Tiere. Er schlägt mir vor, den Zoo zu besichtigen. „Natürlich, uns ist nur noch wenig geblieben...“ Der Alte geht voraus. Er zeigt uns seinen Zoologischen Garten so ruhig, so berufsmäßig, als wäre hier nichts geschehen. Auf den Wegen liegen die Leichen der Deutschen. Auf einer Gartenbank — die Leiche eines unserer Soldaten. Der Kopf ist in den Soldatenmantel gehüllt. Man hat ihn auf die Bank gelegt, aber nicht mehr bestatten können. Aber der Wärter beachtet die Leichen nicht. Er führt uns durch den Zoologischen Garten und spricht nur von seinen Tieren. Das befremdet mich immer mehr. Endlich kommen wir zum Nilpferdbecken, hinter dem ein Zementfelsen angelegt ist. Auf dem Felsen liegt ein Nilpferd und atmet schwer. Ein zweites schwimmt tot im Wasser. In seiner Seite steckt das Leitwerk einer Mine. Die Mine hat das Tier zwar getötet, als sie mit dem Leitwerk in seinen Körper eindrang, war aber nicht explodiert. Ich schaue auf das Leitwerk, das aus dem Körper des Nilpferdes herausragt, und denke daran, daß mir niemand glauben wird, wenn ich hiervon berichte. Ein anderes Nilpferd gleitet ins Wasser und schwimmt im Halbkreis um das tote Tier, ohne ihm nahe zu kommen, als hätte es die Gefahr begriffen...

Der Affenkäfig. Einige unserer Soldaten stehen über der großen Grube, in der die kleinen Äffchen umhertollen. Die Soldaten sehen müde aus. Sie sind verrußt, schmutzig, schauen aber dennoch interessiert den Affen zu. Dann zwängt sich ein Soldat durch das Gitter und fängt wider Erwarten äußerst geschickt einen kleinen Affen. Das Äffchen beißt ihn, und mir scheint, er muß es jetzt umbringen. Aber das tut er nicht, sondern lacht nur und sagt: „Es beißt.“ Er sagt das mit einer Verwunderung und so vergnügt, als spräche er von einem Lebewesen, das in ihm angenehme und vom Krieg weit entfernte Erinnerung wachrief. Dann schleudert er das Äffchen, das ihn nicht mehr interessiert, weit weg. Er klettert durch das Gitter wieder zurück, schlendert müde durch die



Allee und legt sich auf eine Bank zum Schlafen nieder, ein oder zwei Bänke entfernt von der, auf der der tote Soldat liegt. Wir folgen dem alten Deutschen zu einem Steinhäuschen. Er öffnet die Tür und erklärt, daß sich hier auch ein Affenkäfig befindet, in dem der größte Gorilla und der größte Schimpanse Europas untergebracht sind. Wir treten ein. Ein viereckiger Raum, etwa sechs mal sechs Meter. Er wird von einem dicken Gitter in zwei Hälften geteilt. Hinter dem Gitter eine 1 m hohe Erhöhung aus Beton, darauf ein Belag. Auf diesem Belag liegen, durch ein Quergitter voneinander getrennt, ein riesiger Gorilla und ein sehr großer Schimpanse. Auf dem Betonabsatz, über dem das Gitter beginnt, liegen zwei tote SS-Leute. Ein dritter, gleichfalls tot, sitzt mit dem Rücken an den Absatz gelehnt da und hält seine MPi auf den Knien. Etwa einen Meter über ihnen liegen, wie ich jetzt feststellen kann, der Schimpanse und der Gorilla ebenfalls tot in ihren Käfigen. Dunkel gewordene Fäden geronnenen Bluts ziehen sich von ihnen nach unten über den Betonfußboden. Der Wärter steht neben uns an der Tür. Es scheint so, als täten ihm die Affen sehr leid. Er steht schweigend da und wackelt wie ein Greis mit dem Kopf...

...Wir betreten einen über der Erde gelegenen Betonbunker von Berlin. Der gewaltige Bau ähnelt einem Getreidesilo.

In den oberen Etagen sind Fenster, die mit riesigen Metallfensterläden verschlossen werden. Unten ist eine Eisentür. Anstelle eines Daches eine durchgehende ungeheuer dicke Betonplatte. Man erzählt, daß auf dieser Platte Flakgeschütze stehen oder gestanden haben sollen. Ich weiß nicht, ob das richtig ist, von unten jedenfalls ist nichts zu sehen. Im Bunker sollen der Stab der Luftabwehr und der Stab einer SS-Einheit untergebracht gewesen sein. Wir treten durch die Eisentür ins Innere. Uns kommen Gefangene entgegen. Der sie begleitende Unterleutnant sagt, daß im dritten Stock ein toter General gefunden worden sei, der Selbstmord begangen hat. Er muß sich gerade eben erst erschossen haben. Als sie den Raum durchsuchten, stießen sie auf eine verschlossene Tür, die sie aufbrachen. Während sie die Tür aufbrachen, hat er sich erschossen. Wir gehen in den dritten Stock hinauf. Das Kraftwerk ist entweder gesprengt oder abgeschaltet. Wir gehen mit der Taschenlampe in der Hand durch den Korridor, wo sich rechts und links kleine Zimmer befinden. Hier waren verschiedene Dienstgrade der Luftabwehr und der SS zu zweit und zu dritt kaserniert untergebracht. Wir betreten das Zimmer, in dem sich der General erschossen hat. Die Tür kann man wie in einem Zugabteil in die Wand hineinschieben. Wer weiß, warum sie aufgebrochen und nicht, wie in solchem Fall üblich, mit Granaten aufgerissen wurde. Sicherlich wollte man die, die sich im Zimmer befanden, unbedingt lebend in Gewahrsam nehmen... Der Tisch stößt auf der einen Seite an die Wand, auf der anderen ans Bett. Vor dem Tisch steht ein Stuhl, auf dem eine Uniformjacke mit Rangabzeichen der SS hängt. Auf dem Bett liegt mit geöffneten Augen, das Gesicht zur Tür gewandt, der tote General, ein 45jähriger Mann, groß, mit kurzem Haarschnitt und einem schönen ruhigen Gesicht. Seine rechte Hand, die eine Parabellumpistole umklammert, liegt ausgestreckt. Mit der linken Hand umfaßt er die Schultern einer jungen Frau, die auf dem schmalen Platz zwischen ihm und der Wand liegt. Die Augen der Frau sind geschlossen. Sie ist jung, hübsch, trägt eine weiße Bluse oder ein Hemd mit kurzem Ärmel und einen Uniformrock. Der General hat ein sauberes Hemd an, die Knöpfe des Uniformrocks auf der Brust sind geöffnet, er ist in Stiefeln. Zu Füßen des Generals liegt eine angetrunkene Flasche Sekt. Jetzt begreife ich, daß die Uniformjacke auf dem Stuhl dieser jungen toten Frau gehört, da der General ja selbst in Uniform ist. Und wieder überkommt mich das gleiche Gefühl der Ratlosigkeit, der Ausweglosigkeit, das mich schon die ganze Zeit in Berlin nicht für einen Augenblick verläßt...

...Der Reichstag. Ein wahrer Wallfahrtsort. Die Menschen strömen hierher. Jenseits des Flusses, etwa 150 m entfernt, fallen die letzten Schüsse aus den Maschinengewehren irgendwelcher Deutschen; systematisch feuert unsere Selbstfahrlafette im direkten Schuß jede Minute auf das Gebäude...

...Die Siegesallee. Tote. Verstümmelte Flakgeschütze. Viel zerstörte und verstümmelte Flakartillerie wie nirgendwo. Umgekippte deutsche LKW, zerstörte Panzer — von den Deutschen und von uns...

...Und dann — der Anblick der Reichskanzlei. Goebbels' Leiche wird gesucht. Man hatte ihn schon gefunden, dann aber bezweifelte jemand, daß er es wirklich sei, und jetzt wird wieder gesucht. Auch Hitlers Leiche wird gesucht. Das riesige Gebäude hat architektonische Proportionen, die einen erdrücken





können. Hitlers Arbeitszimmer ist durch eine Bombe beschädigt und von Bruchstücken verschüttet. Eines der Nachbarzimmer blieb erhalten. Jemand erzählt mir, daß das Bormanns Arbeitszimmer gewesen sei. Ich weiß nicht, vielleicht ist es so. Der Raum ist unversehrt, aber das Unterste zuoberst gekehrt. Auf dem Fußboden liegen irgendwelche viereckigen Papierchen verstreut. Ich hebe eines auf, drehe es um und sehe, daß es Exlibris der Bibliothek Hitlers sind. Der große Sekretär mit dem hölzernen Schiebedach steht offen und ist von herausgerissenen Schriftstücken überschüttet. Darunter finde ich zwei alte Zeichnungen. Auf der einen ist ein in einen Berg eingegrabener Unterstand mit der Unterschrift: „Le Grette, Anfang Dezember 1917. Gefechtsstand der Brigade." Auf der anderen — eine zerstörte Kirche mit der Unterschrift „Commin, 9. Mai 1918." Da kommt mir die Idee, daß diese Zeichnungen von Hitler selbst stammen könnten. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen, schließlich besaß er künstlerisches Talent und war damals irgendwo in Frankreich an der Front. Ich lege die Zeichnungen in meine Feldtasche und nehme noch eine Fotografie mit der Aufschrift: „Bekämpfung der Spartakisten, München, Mai 1919", einige auf einem Fuhrwerk sitzende Militärs sind mit Nummern versehen. Unter ihnen befindet sich mit Ziffer 1 gekennzeichnet Rudolf Heß. Auf dem Fußboden sind außer den Exlibris auch Postkarten verstreut. Ich wähle vier aus und stecke sie gleichfalls als Erinnerung in meine Feldtasche. Warum sind sie hier? Vielleicht wurden sie zum Andenken mit Autogramm verschenkt? Auf drei Bildern — Hitler lächelnd mit kleinen Mädchen. Auf dem vierten — Compiègne, ein Zugabteil, Keitel mit seinem quadratischen Gesicht überreicht einem hageren französischen General ein Schriftstück, die Waffenstillstandsbedingungen. Ich gehe noch durch andere Zimmer. Einige sind mit Orden und Medaillen angefüllt. Kästen, Schächtelchen, blaue Päckchen und bis zum Knöchel lose herumliegend alles mögliche, angefangen vom Eisernen Kreuz bis zur Brandlöschmedaille. Alles ist in einer solchen Menge vorhanden, daß es scheint, als wäre hier nicht die Reichskanzlei gewesen, sondern das Lager einer riesigen Fabrik, die Orden hergestellt hat. Durch ein Loch in der Wand trete ich in den Hof. Dort liegen die Leichen der letzten SS-Leute, die sich hier noch verteidigt haben. Sanitäter ziehen mit vereinten Kräften verschüttete



Verwundete unter der Erde hervor. Auf dem von Bombentrichtern zerfurchten kleinen Innenhof steht ein kleiner Betonturm mit einer Treppe, die zu Hitlers Kellergewölbe führt. Der Turm ist von zerfetzten Bäumen, Trümmern und Bruchstücken umgeben. Ich sehe mir das alles an und denke, daß wahrscheinlich irgendwann einmal diesen Ereignissen nachträglich vielleicht eine große Bedeutung beigemessen wird. Jetzt aber wirkt das alles schon nicht mehr wie Kampf, sondern als ob man sich krampfhaft ans Leben geklammert hat, alles war unklar und verworren für diejenigen, die bis zu ihrem Ende noch nicht begriffen hatten, was mit ihnen geschehen war. Die überbetonte Zentralisierung der faschistischen Herrschaft macht jetzt, im Moment ihres Untergangs, einen eigenartigen, sinnlosen Eindruck. Noch vor kurzem hatte der Zusammenbruch des Faschismus, den ich mit eigenen Augen sah, etwas Schreckliches, Todesähnliches. Jetzt ist dieses Gefühl verloren gegangen, heute ist nur noch ein Gefühl der Nichtigkeit des Dritten Reiches geblieben, das nicht eine Spur seiner einstigen räuberischen Größe hat bewahren können. Ich habe nie zu den Menschen gehört, die der Ansicht sind, daß man die Kraft seines Feindes, auch des allerblutigsten, bagatellisieren und ihm das absprechen soll, was er in der Tat besitzt — Geist, Tapferkeit oder auch den Mut der Verzweiflung. In Ternopol konnte ich nicht umhin, Achtung vor ihrer Tapferkeit zu empfinden, und Ternopol blieb mir in Erinnerung wie eine finstere, aber auf seine Art epische Szene. Und dann hier die Reichskanzlei, dieses letzte Fleckchen, die letzten dem Untergang geweihten SS-Leute, und hier in den unterirdischen Gewölben die kleinen Kämmerchen von Hitler und Goebbels, darüber mit Eisernen Kreuzen, die für fünf Jahre Krieg gereicht hätten, angefüllte Zimmer, dann hier die Exlibris einer schon nicht mehr existierenden Bibliothek, weiter halbverbrannte Leichen, unter denen nach ihren körperlichen Mängeln die ehemaligen Beherrscher Europas gesucht werden...

...Dritter Mai. Ein sonniger staubiger Frühlingstag. Unsere Armeen, die Berlin eingenommen hatten, passieren die Stadt in verschiedenen Richtungen und wirbeln dabei einen schrecklichen Staub auf. Panzer und abermals Panzer ziehen vorüber, Selbstfahrlafetten, „Katjuschas", Tausende und aber Tausende LKWs, Geschütze, schwere und leichte, Panzerabwehrkanonen rollen über die Trümmer, Infanterie zieht vorbei, Troßkolonnen schleppen sich langsam und endlos dahin. All das kommt von allen Ecken und Enden auf die Stadt zu. Die verwirrten Einwohner stehen auf den zerstörten Straßen, an Kreuzungen oder schauen niedergeschlagen aus den Fenstern auf das vorbeiziehende, lautstarke Menschengewühl, das kein Ende zu nehmen scheint. Sogar ich habe den Eindruck, als zögen nicht bloß Divisionen und Korps durch Berlin, sondern ganz Rußland. Und ihm kommen langsam Kolonnen von Gefangenen, die alle Straßen versperren, entgegen...

...Wir sitzen im Stab von Tschuikow und essen zu Abend. Der Reichstag, der in den letzten Kampftagen für uns alle zum symbolischen Mittelpunkt von Berlin geworden ist, war von anderen Truppen, und zwar von der Armee Kusnezows, eingenommen worden. Tschuikow hat dafür die Kapitulation der Berliner Garnison entgegengenommen. Tschuikow, der im September, Oktober und November 1942 Stalingrad verteidigt hat, genauer gesagt, die drei letzten Fleckchen Erde des Wolgaufers bei Stalingrad sowie einige Dutzende Häuser, die in nächster Nähe des Ufers standen. Anscheinend hat die Geschichte selbst das ihrige dazu beigetragen, um der Kapitulation von Berlin besonders symbolischen Charakter zu verleihen. Bei Tschuikow ist es Tradition, daß er zusammen mit seinem ganzen Stab zu Abend ißt, wenn es die Lage erlaubt. Jetzt ist dies der Fall. Wir sitzen in der Villa eines Kleinbürgers am Rande Berlins. Die erste halbe Stunde verläuft fröhlich, es erklingen Trinksprüche auf den Sieg, auf die Einnahme von Berlin, auf Stalingrad. Dann aber wird es ruhiger. Alle sind von den letzten Tagen sehr ermüdet und es überkommt sie ein merkwürdiges Gefühl, weil man morgen nicht mehr zu kämpfen braucht...

...An alle Korrespondenten ergeht die dringende Aufforderung, nach Berlin zu kommen. Einige müssen erst gesucht werden. Wir fuhren aus Berlin und konnten auf dem Wege zum Frontstab sehen und hören, wie über dem Horizont Leuchtkugeln und Leuchtspurgeschosse in die Luft gingen. Wir begriffen, daß der Krieg zu Ende war. Etwas anderes konnte das nicht bedeuten.

Im Frontstab wurde uns mitgeteilt, daß die Deutschen im Westen, im Stab der Alliierten, heute ihre Kapitulation erklärt und provisorisch unterzeichnet hätten. Die endgültige Unterzeichnung der Urkunde über die bedingungslose Kapitulation fände morgen



in Berlin-Karlshorst, im Gebäude der Pionierschule, statt. Wir seien herbeordert worden, um uns auf den bevorstehenden Tag vorbereiten zu können...

...Tempelhof. Es ist Morgen. Noch ist niemand angekommen, der Flugplatz ist leer. Nur in der Mitte probt ein kleiner dicker Oberst mit der Ehrenwache für das Eintreffen der Alliierten. Er probt lange, wiederholt immer wieder, denn während des Krieges hat man für solche Dinge keine Zeit gehabt. Wir liegen gelangweilt im Gras.

...Karlshorst. Wir besichtigen die Aula der Pionierschule, in der die Unterzeichnung stattfinden soll. Der Saal ist nicht groß, etwa 200 m². An der Schmalseite der Wand sind Flaggen gehißt, unsere, die amerikanische, die englische und die französische. Man sagt, der Oberstkommandierende der Ersten Französischen Armee, de Lattre-Tassigny, sei mit dem Flugzeug gekommen oder komme erst. Unter den Fahnen steht ein langer Tisch, fast so lang wie die Wand. An ihm werden die Vertreter der Oberkommandos der Alliierten sitzen. Mit der Schmalseite zu diesem Tisch stehen drei weitere Tische, zwei lange und ein kurzer, letzterer näher zum Ausgang. Der kurze Tisch ist für die deutsche Delegation bestimmt, der mittlere für die Generäle und Offiziere von uns und von den Alliierten, die bei der Kapitulation zugegen sein werden; der dritte Tisch weiter abseits ist für uns Journalisten bestimmt...

...Shukow erhebt sich und eröffnet die Sitzung zur Annahme der Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Dann wird über die Vollmachten gesprochen, wer von welcher Regierung bevollmächtigt ist. Es werden Urkunden in den verschiedenen Sprachen verlesen. Dies dauert etwa 10 Minuten. Shukow steht wieder auf, wendet sich an die an der Eingangstür postierten Offiziere und sagt trocken: „Führen Sie die Vertreter des Oberkommandos der Wehrmacht in den Saal!"

Die Tür öffnet sich und hinein kommen Keitel, Friedeburg und Stumpff, hinter ihnen einige Offiziere, anscheinend Adjutanten. Um bis zu seinem Tisch zu gelangen, braucht Keitel nur drei Schritte zu tun. Er macht die drei Schritte, bleibt am mittleren Sessel stehen, die Hand mit dem kurzen Feldmarschallstab vorgestreckt, macht damit eine kurze Bewegung, die mich aus irgendeinem Grunde an Hantelgymnastik erinnert. Nachdem er den Sessel vom Tisch abgerückt hat, nimmt er Platz und legt den Marschallstab vor





MILITÄRISCHE KAPITULATIONSURKUNDE:

1. Wir, die hier Unterzeichneten, handelnd in Vollmacht für und im Namen des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht, erklären hiermit die bedingungslose Kapitulation aller am gegenwärtigen Zeitpunkt unter deutschem Befehl stehenden oder von Deutschland beherrschten Streitkräfte auf dem Lande, auf der See und in der Luft gleichzeitig gegenüber dem Obersten Befehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte und dem Oberkommando der Roten Armee.

2. Das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht wird unverzüglich allen Behörden der deutschen Land-, See- und Luftstreitkräfte und allen von Deutschland beherrschten Streitkräften den Befehl geben, die Kampfhandlungen um 23.01 Uhr mitteleuropäischer Zeit am 8. Mai einzustellen und in den Stellungen zu verbleiben, die sie an diesem Zeitpunkt innehaben, und sich vollständig zu entwaffnen, indem sie Waffen und Geräte an die örtlichen alliierten Befehlshaber bzw. an die von den alliierten Vertretern zu bestimmenden Offiziere abliefern. Kein Schiff, Boot oder Flugzeug irgendeiner Art darf versenkt werden, noch dürfen Schiffsrümpfe, maschinelle Einrichtungen, Ausrüstungsgegenstände, Maschinen irgendwelcher Art, Waffen, Apparaturen, techn. Gegenstände, die Kriegszwecken im allgemeinen dienlich sein können, beschädigt werden.

3. Das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht wird unverzüglich den zuständigen Befehlshabern alle von dem Obersten Befehlshaber der alliierten Expeditionsstreitkräfte und dem Oberkommando der Roten Armee erlassenen zusätzlichen Befehle weitergeben und deren Durchführung sicherstellen.

4. Diese Kapitulationserklärung ist ohne Präjudiz für irgendwelche an ihre Stelle tretenden allgemeine Kapitulationsbedingungen, die durch die Vereinten Nationen und in deren Namen Deutschland und der deutschen Wehrmacht auferlegt werden mögen.

5. Falls das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht oder irgendwelche ihm unterstehende oder von ihm beherrschte Streitkräfte es versäumen sollten, sich gemäß den Bestimmungen dieser Kapitulationserklärung zu verhalten, werden der Oberste Befehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte und das Oberkommando der Roten Armee alle diejenigen Straf- und anderen Maßnahmen ergreifen, die sie als zweckmäßig erachten.

6. Diese Erklärung ist in englischer, russischer und deutscher Sprache abgefaßt. Allein maßgebend sind die englische und die russische Fassung.

Unterzeichnet zu Berlin am 8. Mai 1945.
gez. v. Friedeburg gez. Keitel gez. Stumpff
Für das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht.

In Gegenwart von:
Für den Obersten Befehlshaber der
Alliierten Expeditionsstreitkräfte gez. A. W. Tedder

Für das Oberkommando
der Roten Armee
gez. G. Shukow

Bei der Unterzeichnung waren als Zeugen auch zugegen:

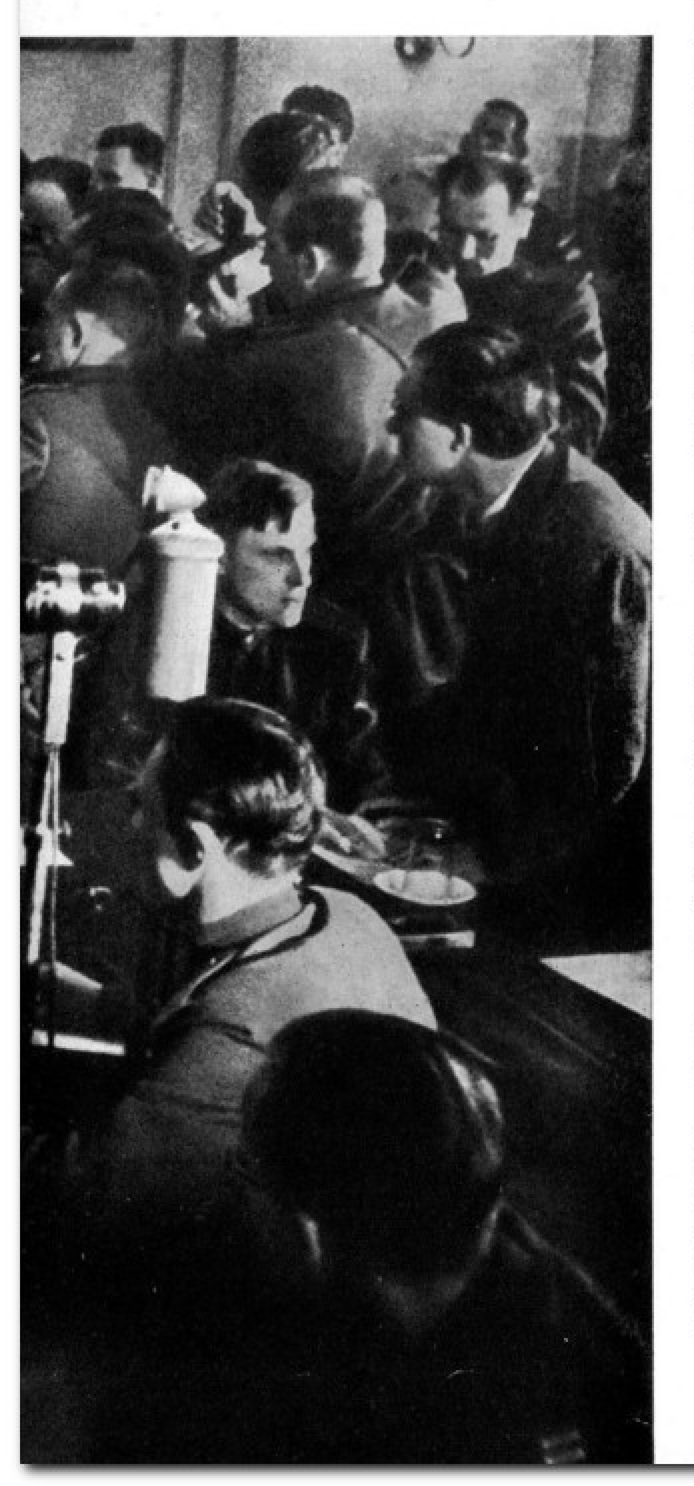
gez. J. de Lattre-Tassigny
General, Oberstkommandierender
der Ersten Französischen Armee

gez. Carl Spaatz
Kommandierender General der
Strategischen Luftstreitkräfte
der Vereinigten Staaten.





sich auf den Tisch. Friedeburg und Stumpff setzen sich ebenfalls. Ihre Adjutanten stehen hinter ihnen. Shukow steht auf und sagt etwas, was nicht zu verstehen ist. Die Worte werden den Deutschen übersetzt. Keitel nickt zustimmend mit dem Kopf. Dann folgen weitere Einzelheiten der Geschäftsordnung. Ich beobachte Keitel. Er sitzt da und hat die behandschuhten Hände auf den Tisch gelegt. Stumpff scheint vollkommen ruhig zu sein. Friedeburg verharrt unbeweglich, aber hinter dieser Unbeweglichkeit verbirgt sich grenzenlose Niedergeschlagenheit. Keitel sitzt anfangs auch unbeweglich und starrt vor sich hin, wendet den Kopf und schaut aufmerksam auf Shukow. Dann schaut er wieder vor sich hin und wieder zu Shukow. Das wiederholt sich einige Male hintereinander. Obwohl das Wort hier völlig fehl am Platz zu sein scheint, möchte ich sagen, daß er mit Interesse auf Shukow sieht. Gerade auf Shukow, und eben mit Interesse. Als ob er endlich den Menschen erblickt habe, für den er sich schon seit langem interessiert und der jetzt in zehn Schritt Entfernung von ihm sitzt.



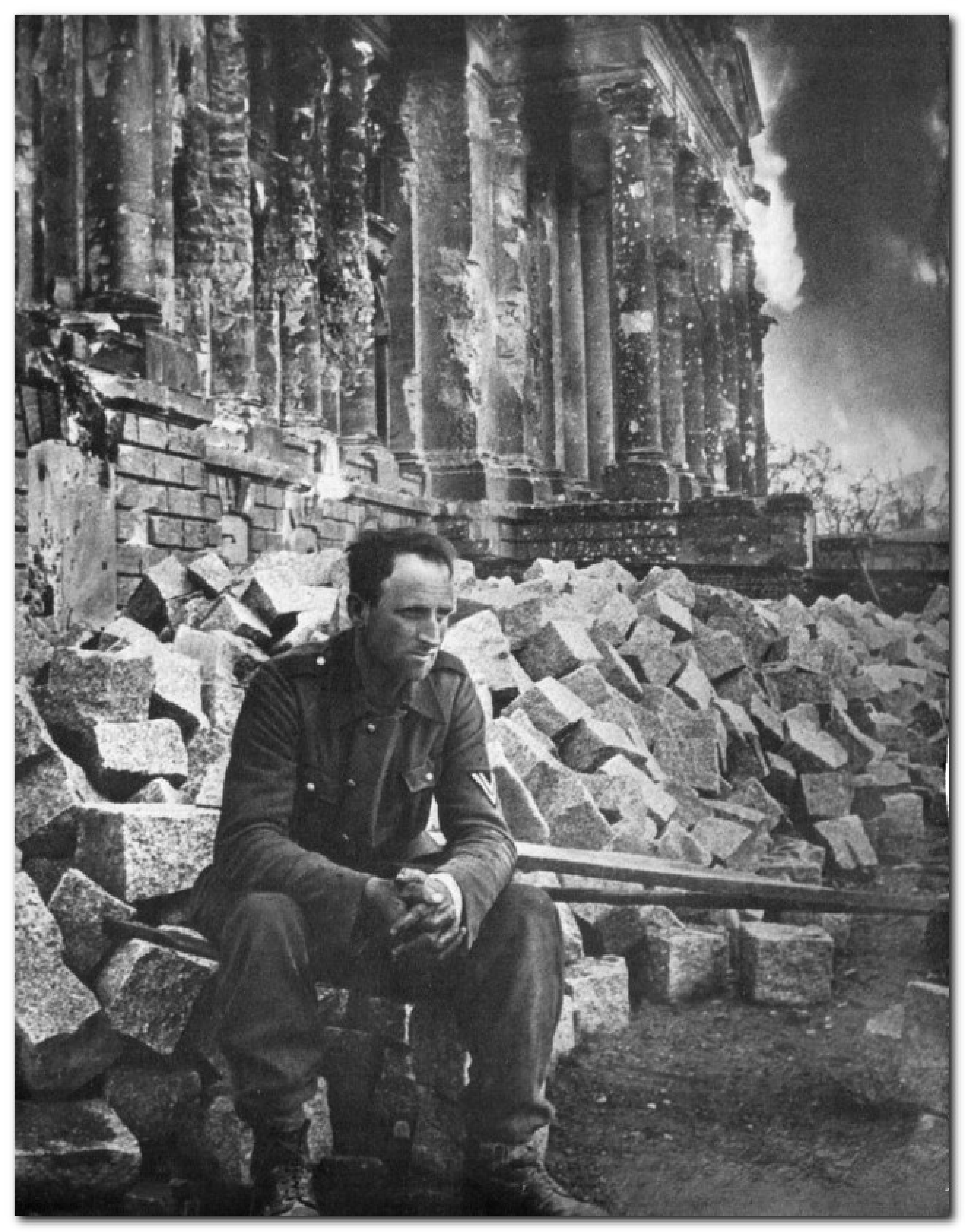
...Am Mitteltisch wird mit der Unterzeichnung des Dokuments begonnen. Es unterzeichnen Shukow, Tedder, Spaatz und als letzter de Lattre-Tassigny.

Während sie das Dokument unterzeichnen, nimmt Keitels Gesicht einen schrecklichen Ausdruck an. Er sitzt aufrecht und unbeweglich und wartet auf den Augenblick, da er unterzeichnen muß. Der hochgewachsene Offizier, der mit den Händen an der Hosennaht hinter seinem Sessel steht, weint, ohne dabei einen Gesichtsmuskel zu verziehen. Keitel sitzt weiterhin aufrecht, streckt dann die Hände von sich und ballt sie zur Faust. Den Kopf wirft er immer weiter in den Nacken zurück, als wolle er den Tränenausbruch verhindern.

In diesem Augenblick erhebt sich Shukow und sagt:

„Die deutsche Abordnung wird ersucht, die Urkunde über die bedingungslose Kapitulation zu unterzeichnen."

Der Dolmetscher übersetzt ins Deutsche. Er ist noch irgendwo in der Mitte, als Keitel den Sinn schon verstanden hat. Er macht mit der Hand eine kurze Geste über den Tisch, dabei auf sich weisend, und drückt damit seine Zustimmung aus, daß man ihm die Urkunde zur Unterzeichnung auf den Tisch vorlegt. Jedoch Shukow, der immer noch steht, weist mit einer kurzen Handbewegung in die Richtung der Deutschen,



zeigt dann wieder auf den Tisch, an dem die Alliierten sitzen, und sagt hart:

„Sie sollen zur Unterzeichnung hierher kommen."

Als erster erhebt sich Keitel. Er tritt an die Schmalseite des Tisches, nimmt in dem dort bereitstehenden Sessel Platz und unterzeichnet die Urkunde, die in mehreren Exemplaren vorliegt. Danach steht er auf, kehrt zu seinem Tisch zurück, setzt sich und nimmt wieder seine vorige Haltung ein. Während der Unterzeichnung hatte er den Handschuh ausgezogen. Jetzt streift er ihn wieder über.

Nach ihm schreiten Stumpff und Friedeburg zur Unterzeichnung. Währenddessen beobachte ich Keitel weiter. Er sitzt, halb dem Tisch der Alliierten zugewandt, blickt auf sie und denkt so verbissen und angespannt nach, daß er unbewußt die rechte Hand im Handschuh vom Tisch erhebt und zum Gesicht führt, sich an die schlaff herunterhängenden Wangen und ans Kinn faßt und knetet und knetet, dabei fast das ganze Gesicht mit der behandschuhten Hand zerknetend.

Der letzte der drei Deutschen unterzeichnet die Urkunde und kehrt an seinen Platz zurück.

Shukow steht wieder auf und verkündet:

„Die deutsche Abordnung kann den Saal verlassen."

Die Deutschen erheben sich. Keitel macht mit dem Marschallstab die gleiche Bewegung wie beim Eintreten, wendet sich um und geht hinaus. Die anderen verlassen nach ihm den Saal. Die Tür wird geschlossen.

Plötzlich weicht die im Saal herrschende gespannte Atmosphäre. Sie verschwindet so, als hätten alle im Saale Anwesenden für lange Zeit die Luft angehalten und alle mit einem Male ausgeatmet. Ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung! Die Kapitulationsurkunde ist unterzeichnet. Der Krieg ist aus!

Konstantin Simonow

9.5.45 Усачев


Слава доблестным воинам
героической Красной Арми



Am Abend des 8. Mai 1945 unterzeichneten Generalfeldmarschall Keitel und andere hohe Offiziere der deutschen Armee in dem Berliner Stadtteil Karlshorst die Urkunde über die bedingungslose Kapitulation Hitlerdeutschlands.

Bei der Unterzeichnung dieses Dokuments waren die Vertreter des alliierten Oberkommandos, Marschall der Sowjetunion G. K. Shukow, der britische Luftmarschall A. Tedder, der Befehlshaber der amerikanischen strategischen Luftwaffe, General C. Spaatz, und der Oberstkommandierende der Ersten Französischen Armee, General J. de Lattre-Tassigny, zugegen. Bald darauf erfuhr die ganze Welt, daß die Fackel des Krieges, die 2078 Tage und Nächte, mehr als fünfeinhalb Jahre, über Europa gelodert hatte, endlich erloschen war.

Seitdem wird jedes Jahr im Mai der Tag des Sieges gefeiert, der große Feiertag des Sowjetvolkes und der gesamten fortschrittlichen Menschheit.

Nach der Beendigung des Krieges in Europa war es im Interesse der Wiederherstellung des Friedens in der ganzen Welt notwendig, auf dem schnellsten Wege den Brandherd des zweiten Weltkrieges im Fernen Osten zu beseitigen, den Leiden der Völker des Fernen Ostens, die von den japanischen Militaristen in das Blutbad gestürzt worden waren, ein Ende zu bereiten. Aus diesem Grunde begann die UdSSR in Erfüllung ihrer Bündnispflichten den Krieg gegen das imperialistische Japan.

In der Zeit vom 9. August bis zum 2. September 1945 zerschlugen die sowjetischen Streitkräfte die Kwangtungarmee und befreiten die nordöstlichen Gebiete von China, Nord-Korea, Süd-Sachalin und die Kurilen von den japanischen Eroberern. Am 2. September 1945 wurde in der Bucht von Tokio auf dem amerikanischen Schlachtschiff „Missouri" die Urkunde über die Kapitulation Japans unterzeichnet. Der imperialistische Räuber im Fernen Osten war gebändigt.

Den Sieg der Staaten und Völker der Antihitlerkoalition über die Kräfte des Faschismus und der

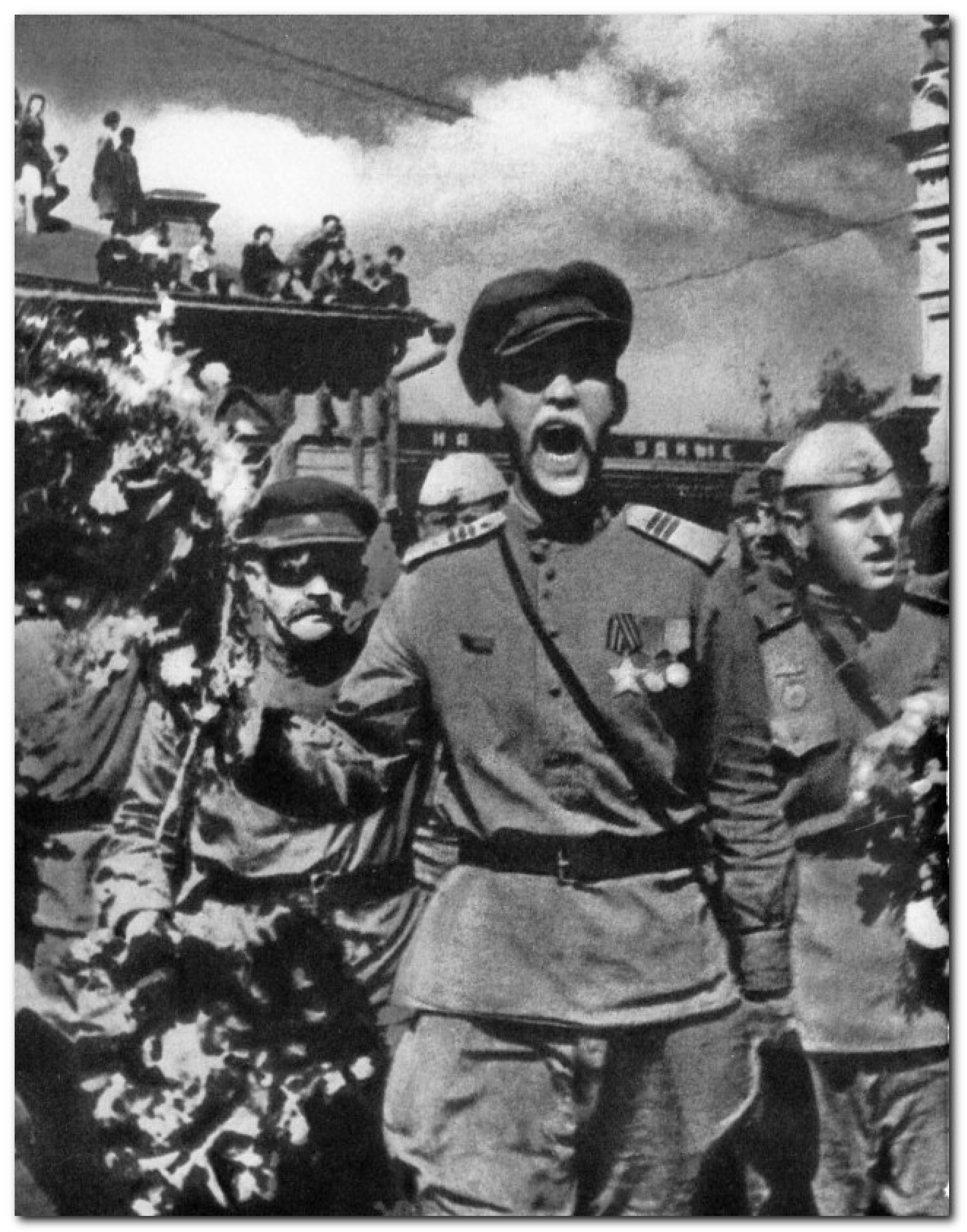
Reaktion mußte die Menschheit teuer bezahlen. Im zweiten Weltkrieg, der vom faschistischen Deutschland im Westen und vom militaristischen Japan im Osten angezettelt worden war, verloren die Völker der Welt etwa 50 Millionen Menschen — fünfmal mehr als im ersten Weltkrieg. Ruinen und Brandstätten auf den ehemaligen Kampffeldern erinnerten als stumme Zeugen noch lange an schreckliche Schlachten und faschistische Barbarei.

Der zweite Weltkrieg, durch den die Menschheit gewaltige Verluste zu beklagen hatte, beeinflußte die Entwicklung der sozialen Prozesse in der ganzen Welt sehr stark. Der Sieg über den Faschismus beschleunigte das Entwicklungstempo der gesellschaftlichen Ereignisse. In vielen Ländern Europas und Asiens siegte die volksdemokratische Revolution, verstärkte sich die nationale Befreiungsbewegung, begann der Zerfall des Kolonialsystems.

Das siegreiche Sowjetvolk kehrte wieder an seine friedliche Arbeit zurück. Vor ihm stand die Aufgabe, die schrecklichen Wunden des Krieges zu heilen, die vielen in Trümmern liegenden Städte und Dörfer, Betriebe und Kraftwerke, Hunderttausende zerstörte Wohnhäuser und Schulen, Krankenhäuser und Kulturpaläste, Theater und Museen wiederaufzubauen. Der durch den Krieg unterbrochene Aufbau des Sozialismus mußte fortgesetzt werden, um der ganzen fortschrittlichen Menschheit, wie auch in den fürchterlichen Kriegsjahren, den Weg in die Zukunft zu weisen. Das Sowjetvolk mußte auch eine neue Generation von Erbauern des Sozialismus und Kommunismus heranbilden, Erben einer heldenhaften Generation von Vätern, die ihre Heimat und die gesamte Menschheit vor faschistischer Sklaverei gerettet haben.



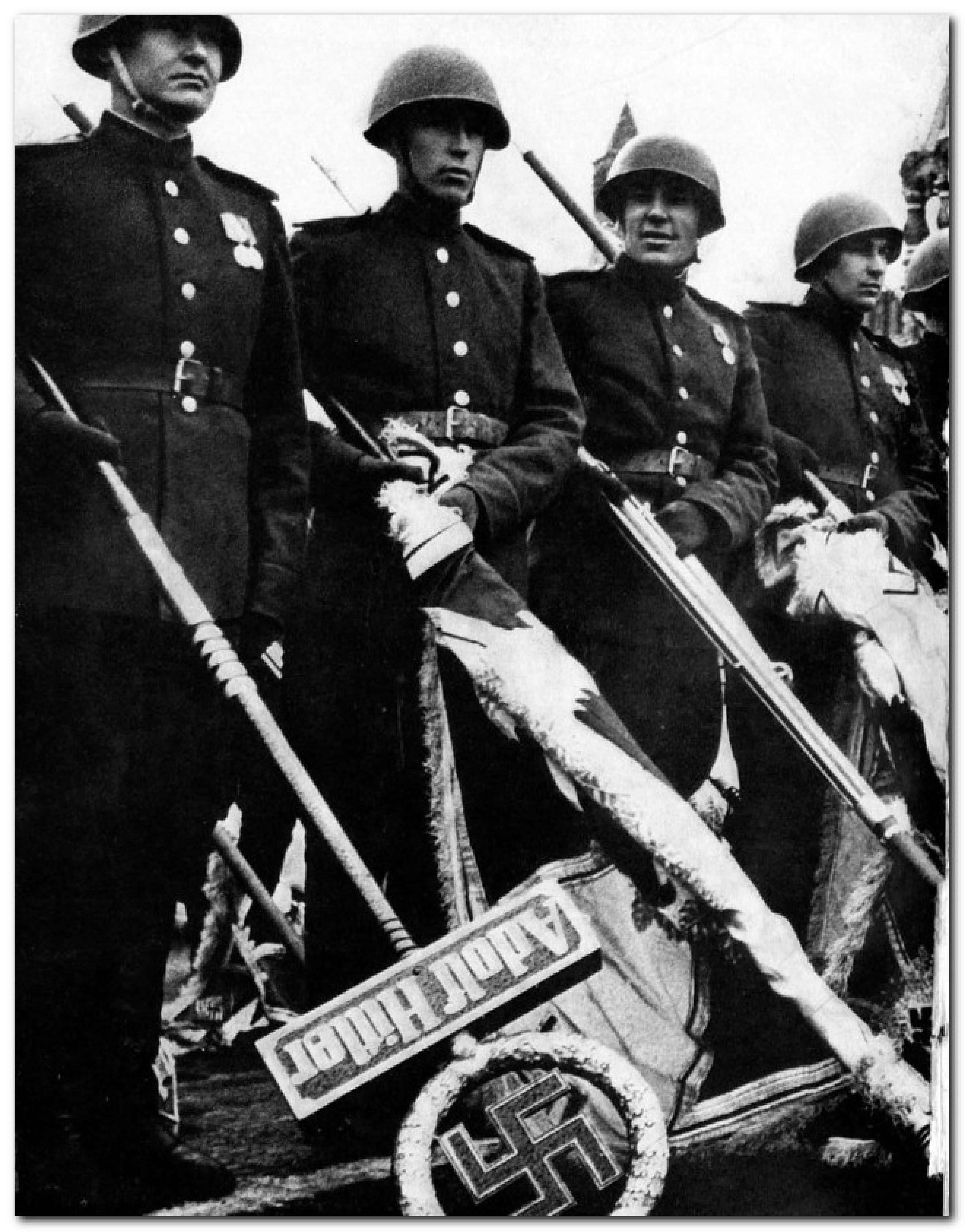




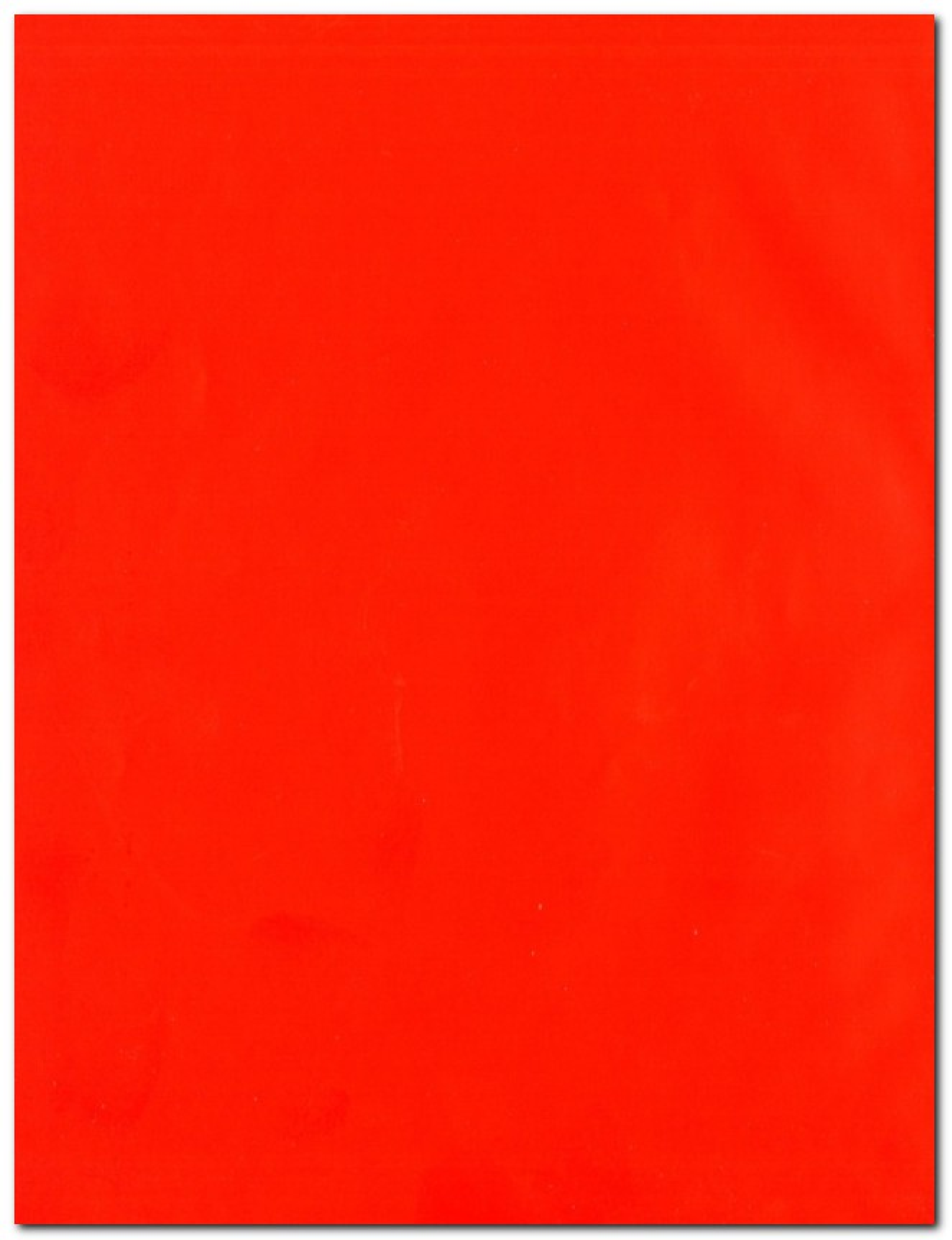







Adolf Hitler





Sei wachsam, Freund, auf der Erde, in die ich versenkt!
Das Recht, dies zu fordern, hab ich mit dem Tode erworben.
Ich fiel in der Schlacht an dem Tag, da ein Sohn mir geschenkt.
Daß er lebt, daß Du lebst — dafür bin, mein Freund, ich gestorben.

Deutsch von Michail Schaiber

Eine Aufschrift im Saal der Roten Armee
in der Nationalen Gedenkstätte auf dem
Vitkov-Berg in Prag

„Lieber einmal sehen als hundertmal hören", lautet ein bekanntes Sprichwort. Dieses Buch ermöglicht seinen Lesern, die einmaligen Episoden des Befreiungskampfes der sowjetischen Streitkräfte gegen den deutschen Faschismus in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges kennenzulernen.

Das Auge des Bildreporters an der Front und das Objektiv der Bildkamera haben für immer „Augenblicke" jener heroischen Zeit festgehalten.

Der junge Mensch von heute, der den Krieg nur aus Büchern und Filmen kennt oder aus Berichten seiner Väter und Großväter, erlebt auf den Seiten dieser Bildchronik jene schreckliche Zeit nach, jene Epoche, der er seine heutige Existenz, sein friedliches Leben zu verdanken hat.

Ganz gleich, in welchem Land dieser junge Mensch der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts lebt, er wird mit Herz und Verstand begreifen, was er der hervorragenden Generation von Sowjetmenschen schuldig ist, die vor 30 Jahren gelebt hat und mit selbstaufopfernder Unerschrockenheit ihr Leben einsetzte, ihr Blut für das Wohl der Nachfahren vergoß, für das Wohl der jungen Menschen unserer Tage, an die damals noch gar nicht zu denken war. Wenn dieser junge Mensch aufrichtig und klug ist, dann wird seine Seele von ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung vor denen erfüllt, die seinetwegen ihre Jugend, die genauso sonnig war wie die seine, ihr Leben, das ihnen genauso teuer war wie ihm das seine, mit all ihren Plänen, Träumen und Hoffnungen geopfert haben.

Ihn erfüllt tief empfundene Dankbarkeit gegenüber denen, die diese Seiten aus dem Buch der Geschichte für ihn festgehalten haben, den Meistern des Dokumentarfotos, die wegen dieser Aufnahme selbst ins Feuer gingen, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um der Nachwelt hervorragende Zeugnisse jener großen, zugleich heroischen und tragischen Zeit zu erhalten.

Mit besonderem Interesse wird er die Reportagen und Frontskizzen der Schriftsteller lesen, deren Namen durch ihre vor und nach dem Kriege geschriebenen Bücher, Theaterstücke und Drehbücher berühmt geworden sind. Wsewolod Wischnewski, Konstantin Simonow, Boris Polewoi, Gennadi Fisch, Leonid Perwomaiski u. a., zu jener Zeit Kriegsberichterstatter, waren genauso wie alle anderen auch Soldaten des Großen Vaterländischen Krieges: Sie teilten mit ihnen alle Sorgen im Kampf. Sie traten mit unserer Infanterie den niederdrückenden Rückzug von 1941 und 1942 an und stürmten mit ihnen in siegreichen Befreiungskämpfen vorwärts, sie stießen zusammen mit unseren Panzern zum Durchbruch vor und flogen mit unseren Kampffliegern, sie bahnten sich durch die Frontlinie einen Weg, um zu den Partisanen zu gelangen. Lebendige Zeugnisse sind diese Dokumente, die noch die Glut jener hitzigen Kämpfe in sich bergen. Sie sind nicht weniger überzeugend und eindrucksvoll als die neben ihnen abgedruckten Bilder.

Über 20 Millionen Menschenleben opferte das Sowjetvolk für den Sieg über den deutschen Faschismus, für die Befreiung der Völker Europas vom Joch der Hitlerherrschaft. Möge jetzt, dreißig Jahre nach dem Sieg über den Hitlerfaschismus, der solch einen hohen Preis gekostet hat, dieses von Bildreportern und Schriftstellern gestaltete Buch zu einer weiteren mahnenden Erinnerung an den heldenhaften Kampf des Volkes werden. Möge es unter vielen großen und kleinen Gedenkstätten und Denkmälern, die auf den Schlachtfeldern und an Tausenden Massengräbern errichtet wurden, die über ganz Europa verstreut liegen, über alle Länder, die von der heldenhaften Generation sowjetischer Menschen in den schweren vierziger Jahren befreit worden sind, zu einem weiteren Mahnmal werden.

Sergej Smirnow

Zusammenstellung und Entwurf:

Michail **Trachman**

Reportagen:

Wsewolod **Wischnewski** und Iwan **Solin**

Oskar **Kurganow**

Leonid **Perwomaiski**

Boris **Polewoi**

Konstantin **Simonow**

Gennadi **Fisch**

Viktor **Schilkin** und Israil **Denissow**

Gedichte:

Konstantin **Simonow**

Vitezslav **Nezval**

Nachwort:

Sergej **Smirnow**

Geschichtliche Auskünfte von Doktor der Geschichtswissenschaften

N. Pawlenko

Ausstattung:

Michail **Anixst**

Redaktion:

Alexander **Krasnowski** und Leonid **Bloch**

Künstlerische Gestaltung:

Wladimir **Belan**

Technische Redaktion der deutschen Ausgabe:

Lidija **Schupejko**

Übersetzung ins Deutsche:

Helga **Kreidin**

Deutsche Redaktion:

N. **Salkindaite**, A. **Sawosin**, R. **Schick**

Die Materialien stellten uns das Zentrale Staatliche Archiv für Filmfotodokumente der UdSSR, die Fotochronik TASS und die Fotochronik APN zur Verfügung.

$О \frac{80103-717}{014(01)-75} 347-74$